

Johann Peter Hebel

Alemannische Gedichte

Schatzkästlein des Rheinländischen
Hausfreundes

Mit Holzschnitten von Ludwig Richter
H. Stäuber und C. H. Schmolze

Carl Hanke Verlag München

Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen
von Paul Herberichs

Inhalt

Alemannische Gedichte	7
Schatzkästlein des Rheinländischen Hausfreundes	197
Betrachtende Schriften	465
Wörterklärungen zu den Alemannischen Gedichten	497
Nachwort	513
Verzeichniss der Alemannischen Gedichte, Schatzkästlein des Rheinländischen Hausfreundes, Betrachtende Schriften	522

Ulemannische Gedichte



Die Wiese

Wo der Denge-Geist in mitternächtige Stunde
 uffeme silberne Gschirr si goldeni Sägesse denglet,
 (Todtnau's Schnabe wüsse's wohl) am waldige Feldberg,
 wo mit lieblichem Gsicht us tief verborgene Chlüfte
 d'Wiese luegt, und cheß go Todtnau aben ins Tal springt,
 schwebt mi muntere Blick, und schwebt mini Gidanke.
 Feldbergs liebliki Tochter, o Wiese, bis mer Gotttwilche!
 Los, i will di jez mit mine Liederem ehre,
 und mit Gsang bigleiten uf dine freudige Wege!

Im verschwiegene Schoß der Felse heimli gibore,
 an de Wulke gsäugt, mit Duft und himmlischem Rege,
 schloffsch, e Bütschelichind, in di'm verborgene Stübli

heimli, wohlvertahrt Do nie kein menschligi Auge
guggele dorfen und jeh, wie schon mi Meiddeli do lu
im chrishtalene G'halt und in der silberne Wagle,
und 's het no lei menschlig Ohr si Otmen erlustert,
oder si Stimmlig g'hört, si heimli Lachlen und Bruegge
Numme stilli Geister, si göhn uf verborgene Pfade
us und i, sie ziehn di uf, und lehre di laufe,
gen der e freudige Sinn, und zeige der nützligi Sache,
und 's isch au kei Wort verlore, was sie der jage
Denn so bald de chasch uf eigene Fueßlene furtcho,
schlieffsch mit stillem Tritt us di'm chrishtalene Stubli
barfis usen, und luegsch mit stillem Lachlen an Himmel
O, wie bisch so nett, wie hesch so heiteri Augli!
Gell, do ussen isch's hubsch, und gell, so hesch der's nit vorgstellt?
Horsch, wie's Laubli rauscht, und horsch, wie d'Vogeli pfife?
Jo, de seisch. „I hor's, doch gangi witer und blib nit
Freudig isch mi Weg, und allwil schöner, wie witer!“

Nei so lueg me doch, wie cha mi Meiddeli sprunge!
„Chunnstsch mi uber“, seit's und lacht, „und witt mi, si hol mi!“
Allwil en andere Weg, und allwil anderi Sprungli!
Fall mer nit sel Reini ab! — Do hemmer's, i sag's jo, —
hani's denn nit gjeit? Doch gauckelt's witer und witer,
groblet uf alle Vielen, und stellt si wieder uf d'Beini,
schlieft in d'Hurst, — jez suech mer's eis! — dort guggelet s uje
Wart, i humm! Duj rueft's mer wieder hinter de Baume
„Rot!, wo bin i jez!“ — und het si nige Phatest
„Aber wie de gohsch, wirtsch sichli großer und schöner
Wo di lieblichen Otmen weicht, se farbt si der Nase
gruener rechts und links, es stöhn in saftige Triebe
Gras und Chrueter uf, es stöhn in frischere Gestalte
farbigi Bluemli do, und d'Zimml chommen und jage
's Wasserfelzli chunnt, und lueg doch, 's Wuli vo Todtnau!
Alles will di bschauen, und alles will di bgrueße,
und di frundlig Herz git alle frundligi Rede.
„Chömmet, ihr ordlige Tierli, do hender, esset und trincket!“



Witers goht mi Weg, Gsegott, ihr ordlige Tierli!“
 Rotet jez ihr Lüt, wo üser Döchterli hi goht!
 Hender gmeint an Tanz, und zue de lustige Buebe?
 Z'Uzefeld verbei goht's mit bimeglige Schritte
 zue de Schöne Buechen, und hört e heilige Meß a.
 Guet erzogen isch's, und anderst cha me nit sage.
 No der heilige Meß se seit's: „Jez willi mi schicke,
 as i wilters chumm.“ — Jez simmer scho bornen an Schönnau,
 jez am Chastel verbei, und alliwil wilters und wilters
 zwische Berg und Berg im chüele duftige Schatte,
 und an mengem Chrüz verbei, an menger Kapelle.

Aber wie de gohst, wirtsch alliwil größer und schöner.
 Wo di lieblichen Dtem weihst, wie färbt si der Nase
 grüener rechts und links, wie stöhn in chräftige Triebe



neu! Chrüter do, wie schießen in prächtige G'stalt
 Bluemen an Bluemen uf, und geli saftigi Wäde!
 Vo di'm Dfem gwürzt, stöhn roti Erdberrichöpfli
 Millione do, und warten am schattige Lahnweg.
 Vo di'm Dfem g'nährt, stigt rechts an sunnige Halde
 goldene Lemat uf in Geldere Riemen an Rieme.
 Vo di'm Dfem g'chüelt, singt hinter de Hürste verborge,
 freudig der Hirtebueb, und d'Holzar tönet im Buechwald.
 's Mambecher Hätteli chunnt, und wülligi Häli vo Zell her.
 Alles lebt und webt, und tönt in freudige Wiise;
 alles grüent und blüeht in tusigfältige Farbe;
 alles isch im Staat, und will mi Meiddeli grüße.
 Doch de bisch ke Meiddeli meh, jez sag i der Meidli.
 Aber an der Bruckwoog, nit wit vom steinene Chrügli,

chresme d' Buebli vo Zell hoch an de felsige Halde,
 suechen Engelhueß, und luegen aben und stune
 „Toneli“, seit der Geppli, „was het echt d'Wiejen im Chöpfli?“
 Lueg doch, wie sie stohet, und wie sie nieder an d' Stroß sißet
 mit vertieftem Blick, und wie sie wieder in d' Hocht
 schießt, und in d' Matte lauft, und mittere selber im Champf isch!“

Seldbergs Tochter, los, de g'fallsch mer numme no halber!
 's goht mer, wie dem Geppli Was hestch fur Festen im Chöpfli?
 Sehst der naumis, je schweß, und hattsch gern naumis, se sag mer's!
 Aber wer nut seit, bisch du! Mit schwanke Schritte
 lauffsch mer d' Matten ab in dine tiefe Gidanke
 furt ins Wiesetal, furt gegenem Husermer Bergwerch,
 und schangschierich der Glauben und wirtsch e lutherische Eheger!
 Hani's denn nit gseit, und hani mer's echter nit vorgstellt?
 Aber jez isch's so, was hilft jez balgen und schmähle!
 Andere hani's nit, se willi der lieber gar helfe;
 obbe bringsch mer doch no Freud und heiteri Stunde!
 Halt mer e wenig still, i will di jez lutherisch hleide
 Do sin wißi Baurvelestrumpf mit chunstlige Zwickle,
 (leg sie a, wenn d' hasch!) und Schueh und silberni Rinkli,
 do ne gruene Rock! Vom breit verbendlete Ltbli
 fallt bis zu de Chnodlenen abe Faltli an Faltli
 Gihst er recht? Lue d' Hafli i, und nimm do das Brusttuech,
 sammet und roserot Jez flichti der chunstligi Zupfe
 us de schone, sufer g'strehlte, flachsene Hooore
 Obe vom wißen Acken und biegsen in d' Zupfe verschlunge,
 fallt mit beiden Ende ne schwarze sidene Bendel
 bis zum tiefe Rocksaum abe — G'fallt der die Chappe,
 wasserblaue Damast und gestickt mit goldene Blueme?
 Zieh der Bendel a, wo in de Ricklene durgohet,
 unter de Zupfe dure, du Dotsch, und uber den Dyre
 fursi mittem Letsch, und abe gegenem Gesicht zue!
 Jez e side Furtuech her, und endli der Hauptstaat,
 zwenzig Ehle lang und breit e Mailander Halsstuech!
 Wie ne lustig Stwulch am Morgehimmel im Fruelig

schwebt's der uf der Brust, stigt mittim Dium, und luntt si,
 wähet der uber d'Achsen, und fallt in prachtige Zuppli
 ubere Rücken abe, sie rausche, wenn den im Wind gohsch!
 Het me's lang, se losst me's henke, hor i mi Lebzig
 D'Ermel, denk wol, henksch an Arm, wil's Wetter so schon isch,
 as me's Hemd au jreht, und dini gattigen Armlu,
 und der Schiehuet nimmsch in d'Hand am jidene Bindel
 D'Sunne git eim warmer, und schint eim besser in d Auge,
 wer en in de Hande treit, und 's stoht der au hupscher!
 Jez warsch usstaffiert, as wenn de hoffertig stoh wottsich,
 und de g'fallsch mer selber wieder, chani der jage

Wienes si jez freut, und wie's in jimpfere Schritte
 tanzlet, und meint, es seig d'Frau Bogtene selber,
 wie 's si Choppli hebt, und jeden Augeblick z'ruck schielt,
 ob me's echt au bschaut, und ob men em ordeli noluegt!
 Jo, de bisch jo hupsch, und jo, du Narli, mer luege,
 du Marggrofer Meidli mit diner goldige Chappe,
 mit de lange Zupfen und mit der langere Hoorschuer,
 mittem vierfach z'semmegsetzte flattrige Halsstueck!
 Aber rotet jez, wo 's hoffertig Zumpferli hi goht!
 Denk wol uffs Platz, denk wol zuer schattige Linde,
 oder in d'Weserei, und zue de Husemer Chnabe?
 Hender gmeint, jo wol! Alm Bergwerch fisperlet's abe,
 lengt e wenig duren, und trullt e wengeli d'Rader,
 was der Blosbalg schnuse mag, as d'Fuurer nit usgohn
 Aber 's isch si Blikes nit In d' Husemer Matte
 schießt's und uber d'Legi mit grose Schritte go Jarnau,
 lauffsch mer nit, se gilt's mer ni, durs Schopfemer Chilspel
 Aber z'Gundehuse, wer stoht echt an der Stroße,
 wartet, bis de chunnsch, und goht mit freudige Schritte
 uf di dar, und git der d'Hand, und fallt der an Buese?
 Chennsch di Schwesterli nit? 's chunnt hinte fure vo Wisletsh
 Uf und nieder het's di Gang und dini Giberde
 Jo de Chennsch's! Worum denn nit? Mit freudigem Brusche
 nimmsch 's in d Arm, und losch's nit goh, gib Achtig, verdruck's nit!



Jez goht's wieder witer, und allwil aben und abe!
 Siehst dör vorne 's Röttler Schloß – verfalleni Mure?
 In vertäflete Stube, mit goldene Lüste verbendlet,
 hen sußt Fürste gwohnt, und schöni fürstligi Fraue,
 Heren und Heresind, und d'Freud isch z'Röttle deheim gsi.
 Aber jez isch alles still. Undenkligi Zite
 brenne keini Liechter in sine verrissene Stube,
 flackeret kei Föür uf siner versunkene Föürstet,
 goht kei Ehrueg in Cheller, ke Züber aben an Brunne.
 Wildi Lube niste dör uf mosige Bäume.
 Rueg dör ehnen isch Mulberg, und do im Schatte verborge
 's Föhris Hüsl, und am Berg dör d'Höllstemer Chilche.
 Steine lömmer liegen, und fahre duren in d'Matte,
 guete Weg isch au nit um, und weidli chasch laufe.
 Wenn's nit nidsi gieng, i weiß nit, öbbi der nochäm.
 Unter Steine chunnsch mit dine bürweglige Schritte
 wider über d'Stroß. Jez wandle mer füren ins Nebland
 neben Hauigen aben und neben an Hagen und Röttle.

Zueg mer e wenig ufe, wer stoht dort oben am Finstu
 in si'm neue Chappli, mit iime frundligen Auge?
 Neig di sin, zeig wie, und jag „Gott grueßich Her Pfarer!“
 Jez goht's Thuemrige zu, jez witer in d'Vorecher Matte
 Siehst du das ordelig Stadtl mit sine Fenster und Siele,
 und die Basler Here dort uf der staubige Stroße,
 wie sie riten und fahren? Und siehst du dort 's Stettener Wirtshus!
 Worum wirtsch so still und magst nit dure go luege?
 Gel, de siehst sel heilig Chruß vo witem und trauß nit,
 mochtst lieber z'ruck, as furst! Loß der nit grueß!
 's wahr nit lang, je stoht mehr frei uf schwizischem Bode

Aber wie de gohst vom Bergwerch abe go Schopfe,
 bis an Stetten aben uf diner steimige Landstroß,
 bald am linke Bord, bald wieder ehnen am rechte
 zwischenem Fäschinat, wirtsch alliwil größer und schöner,
 freudiger alliwil, und schaffig, was me cha sage
 Wo di liebigen Otem weist, wie farbt si der Raje
 gruener rechts und links, wie stoht mit chraftige Triebe
 neu Chrufer uf, wie prangen in höhere Farbe
 Blumen ohni Zahl De Summervogle tuet d'Wahl weh
 Wechsel nit der Chlee mit goldene Chetteneblume,
 Frauemantel, Haselbrodli, wurzige Chummi,
 Sonnenblume, Habermark und Dolden und Ruchgras?
 Glitzeret nit der Tau uf alle Spizen und Halme?
 Wattet nit der Storch uf hohe Stelze derzwische?
 Zieh si nit vo Berg zu Berg in lange Reviere
 feist Matte Stunde wut und Tauen an Tawe?
 Und derzwische stoht scharmant Dorfer und Chilchturn
 's Brombecher Mummeli chunnt, es chomme Lörecher Rosli,
 fresse der us der Hand, und springen und tanze vor Freude,
 und vo Baum zue Baum, vo Zell bis fure go Rieche
 halte d'Bögel Judechuel, und orglen und pfife
 D'Brombecher Linde lit, der Sturmwind het sie ins Grab gleit,
 Aber rechts und links wie schwanken an flachere Reime
 Roden und Weizhalm! Wie stoht an sunnige Halde

Neben an Neben uf! Wie woget uf hochere Berge
 rechts und links der Buchenwald und dunkleri Eiche!
 D's isch alles so schon, und iberall anderst und schoner!
 Feldbergs Tochter, wo de bisch, isch Nahrig und Lebe!

Neben an der ufen und neben an der abe
 giggt der Wage, d'Geisle chlopft, und d'Sage se luschet
 und de grueßisch alli Luf, und schweßisch mit alle
 Stoh't e Muhl naumen, en Oli oder e Ribi,
 Drohtzug oder Gerstestampfi, Sagen und Schmide,
 lengsch mit biegsamen Arme, mit glenksame Fingere dure,
 hilffsch de Mullere mahlen und hilffsch de Meidlene ribe,
 spinnsch mer's Husemer Ise, wie Hanf in gschmeidigi Fade
 Eichen Pluttsch verlagsch, und wandlet 's Ise vom Fuurherd
 uffen Ambos, lupfsch de Schmiede freudig der Hammer,
 singsch derzu, und gersche Danck, „Gott grueßisch, Gott bhuetich!“
 Und isch naume ne Bleich, se losch di das au nit verdrieße,
 chuuchisch e bißele duren, und hilffsch der Sunne no bleiche,
 aß sie ferig wird, sie isch gar grufeli landsem!

Aber sollt eis, o Wiese, sage, wie 's ander,
 nu se seig's bikennt! De hetsch au bsunderi Feste,
 's chlage's alli Luf, und sagen, es sei der nit z'traue,
 und wie schon de seigsch, wie liebli dim Giberde,
 stand der d'Vosget in den Auge, sage si alli
 Ob men umluegt, chresmisch naumen uber d'Faschine,
 oder rupfsch sie us, und bahnsch der bsunderi Fueßweg,
 bohlsch de Lute Stei uf d'Matte, Jaspis und Feldspat
 Hen si naume gmeiht, und hen sie gwarbet und g'schochlet
 holfsch's und treisch's de Noehere duren Arfel um Arfel
 's sagen au e Teil, de seigisch glücklich im Fimde
 uf de Bänke, wo nit g'wuschet sin, aber i glaub's nit
 Mengmol haseliersch, und 's mueß der alles us Weg geh,
 obbe rennsch e Husli nieder, wenn's der im Weg stoh't
 Wo de goh'sch, und wo de stoh'sch, isch Balgen und Balge

Seldbergs Tochter los, de bist an Lued und Fehler
zutig, chunnt s mer halber vor, zum Manne, wie war's echt?
Zeig, was machsch fur Augli? Was zupfch am sidene Bendel?
Stell di nit so narsch, du Dingli! 's meint no, me wuß nit,
aß es versprochen isch, und aß sie enander scho bstellt hen!
Mensch, ich chenn di Holderstock, di chraftige Burst nit?

Uber hoch, Felsen, und uber Stuuden und Hecke
eis Gangs us de Schwizerberge gumpet er z'Rhineß
aben in Bodensee, und schwimmt bis fure go Chostanz,
seit „I mueß mi Meidli ha, do hilft nit und batt nit!“
Aber oben an Stei, se stigt er in landferne Schritte
wieder us em See mit sufer gwaschene Fueße,
Liesehofe gfallt em nit und 's Chloster dernebe,
furt Schaffhuse zue, furt an die zackige Felse
An de Felse seit er „Und 's Meidli mueß mer werde!
Lib und Lebe wogi dra und Chreßen und Brusttuech '
Seit's, und nimmt e Sprung Jez bruttlet er abe go Rhinau,
trummlig isch's em worde, doch chunnt er witer und witer
Eglisau und Chaiserstuehl und Zurzi und Waldshuet,
het er scho im Alke, vo Waldstadt lauft er zue Waldstadt,
jez an Chrenzsch aben in schone breite Reviere,
Basel zue Dort wird der Hochzitzedel gschriebe
Gell, i weiß es! Bist im Stand und laugnisch, was woht isch?

Hatti z'rote gha, 's war z'Wil e schickliche Plaz gsi,
's het scho menge Briggem si gattig Brutli go Wil gfuehrt,
us em Zuribiet, vo Liesel aben und Basel,
und isch jez si Ma, und 's chocht em d'Suppen und pfl egt em
ohni Widerred vo mine gnadige Here
Aber di Vertraue stobt zum Chlei-Huniger Pfarer
Wie de mensch, se gohnmer denn dur d'Riechemer Matte!
Lueg, isch sel nit d'Chlubi, und chunnt er nit ebe dort abe?
Jo er isch's, er isch's, i hor's am freudige Bruschel!
Jo er isch's, er isch's mit sine blauen Auge,
mit de Schwizerhosen und mit der sammete Chreße,

mit de chrystalene Schnöpfen am perlesfarbige Brusttuech,
mit der breite Brust, und mit de chräftige Stöße,
's Gotthards große Bueb, doch wie ne Rotscher vo Basel
stolz in sine Schritten und schön in sine Siberde.

D wie chlopft der di Herz, wie lüpft si di flatterig Halstuech,
und wie stigt der d'Röti jez in die lieblige Baake,
wie am Himmel 's Morgerot am duftige Maitag!
Gell, de bischem hold, und gell, de hesch der's nit vorgstellt,
und es wird der wöhr, was im verborgene Stübli
d'Geister gsunge hen, und an der silberne Wage!
Halt di numme wohl! – I möcht der no allerlei sage,
aber 's wird der windeweh! Di Kerli, di Kerli!
Förchsch, er lauf der furt, se gang! Mit Tränen im Augli
rüeft's mer: „Bhüetdi Gott“, und fallt em freudig an Buese.
Bhüetdi Gott der Her, und folgmer, was i der gseit ha!





Freude in Ehren

Ne G'sang in Ehre,
wer will's verwehre?

Singt 's Tierli nit in Hurst und Nast,
der Engel nit im Sterneglast?
e freie frohe Muet,
e gsund und frölich Bluet
goht über Geld und Guet.

Ne Trunk in Ehre,
wer will's verwehre?
Trinkt 's Blüemli nit si Morgetau?
Trinkt nit der Vogt si Schöppli au?
Und wer am Werchtig schafft,
dem bringt der Rebesaft
am Sunntig neni Ehrast.

Ne Huß in Ehe,
wer will's vertehre?
Huß's Bluemle nit si Schwesterli,
und 's Sternli hußt si Nöckberli?
In Ehe, hani gseit,
und in der Unschuld G'leit
mit Zucht und Sittsamkeit

Ne freudig Stundli,
isch's nit e Fundli?
Jez hemmer's und jez summer do,
es chunnt e Zit, wurd's anderst goh,
's wahr't alles churz, Zit,
der Chilchhof isch nit wit
Wer weiß, wer bal dort lit?

Wenn d'Glocke schalle,
wer hilftis alle?
D gebis Gott e sanfte Tod!
e ruehig Strosse gebis Gott,
wenn d'Sunn am Himmel lacht,
wenn alles blickt und thracht,
und in der letzte Nacht!



Die Irrlichter

Es wandlen in der stille dunkle Nacht
wohl Engel um, mit Sterneblueme g'chrünt,
uf grüene Matte, bis der Tag verwacht,
und do und dört e Betziglocke tönt.

Sie spröche mitenander deis und das
sie machen öbbis mitenander us;
's sin gheimi Sache, niemes rotet, was?
Druf göhn sie wieder furt, und richte's us.

Und stoht ke Stern am Himmel und ke Mon,
und wemme numme sieht, wo d'Nußbaum stohn,
muen selli Marcher usen Fuur an d'Grohn
sie muen den Engle zunde, wo sie gohn

Und jedem hangt e Bedertthalben a,
und wenn's em od wird, lengt er ebe dri,
und lüßt e Stückli Schwefelschnitten a,
und trinkt e Schluckli Treber-Brentelwi

Duuf pußt er d'Schnoren amme Tschaubli ab
Hui, flackeret's in liechte Flammen uf,
und, hui, goht's wieder d'Matten uf und ab,
mit neue Chrefte, d'Matten ab und uf

's isch chummlicher jo, wenn ein vorem Fueß
und vor den Auge d'Togge selber rennt,
aß wemme sie mit Hande frage mueß,
und öbbe gar no d'Finger dra verbrennt

Und schritet spot e Mensch dur d'Nacht derher,
und sieht vo witem scho die Kerli goh,
und beset lisl „Das walt Gott der Her“ –
„Ach bleib bei uns“ – im Wetter sind si do

Worum? So bald der Engel bete hort,
se heimelet's en a, ei mocht derzue
Der fuurig Marcher blieb jo lieber dort,
und wenn er chunnt, so hebt er d'Dhre zue

Und schritet öbsch e trunke Na dur d'Nacht,
er fluecht und sappermentet „Chruß und Stern“
und alli Zeichen, aß der Bode chracht,
sell horti wohl der fuurig Marcher gern

Doch wird's em nit so guet Der Engel seit
„Furt, tweidli furt! Do magi nit derwo!“
Im Wetterleich, sen isch der wit und breit
fei Marcher me, und au fei Engel do

Doch goht me still si Gang in Gottis G'leit,
und denkt „Der chonnet bliiben oder cho,
ne jede weis si Weg, und's Lal isch breit“,
sel isch's vernunftigst, und sie lon em goh

Doch wenn der Wunderfisch em obbe brennt,
me lauft im Ueberstand den Engle no,
sel isch ene wie Gift und Poperment,
im Augeblick se lon sie alles stoh

Z'erst sage sie. „Denkwol es isch si Weg,
er goht vorbei, mer wen e wenig z'rueck!“
So sage sie, und wandle still us Weg,
und sider nummt der fuurig Ma ne Schluss

Doch folgt me witters uber Steg und Bort,
wo nummen au der Engel goht und stoht,
se seit er z'leht. „Was gilt's, i find en Ort,
du Lappi, wo di Weg nit dure goht!“

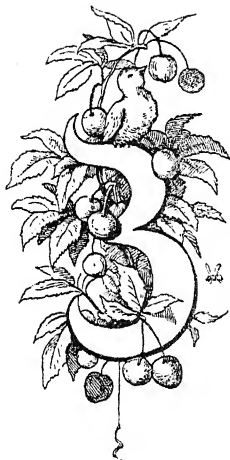
Der Marcher mueß vora, mit stillem Tritt
der Engel hinterher, und lauft me no,
se sinkt me in e Gulle, 's fehlt sie nit
Jez weis di B'rucht, und jez chasch wieder goh!

Nei, wart e wenig, 's chunnt e gueti Lehr!
Vergiß mer's nit, schrib's lieber in e Buech!
Zum erste sagi: „Das walt Gott der Her“
isch alliwil no besser, as e Fluech

Der Fluech jagt d'Engel mittem Heil deibo,
ne chrifli Gmuet und's Bette zieht si a,
und wemme meint, me seh ne Märtcher cho,
's isch numme so d'Laterne borne dra

Zum anderen, und wenn en Ehrema
ne Gschafft fur ihn elle z'berriichte het,
so loß en mache! was goht's di denn a?
Und los nit, wemme mittem Nothbär redt!

Und goht me der us Weg, se lauf nit no!
Gang diner Wege furt in Gottis G'leit!
's isch Uhverstand, me merkt's enanderno,
und 's git en Unehr Sag, i heig der's gseit



Das Liedlein vom Kirschbaum

Der Liebgott het zum Fruehlig gseit:
„Gang, deß im Würmli au si Lisch!“
Druf het der Chriesbaum Blätter treit,
viel taufig Blätter grünen und frisch.

Und's Würmli, usen Ei verwacht's,
's het gschlofen in sim Winterhus,
es streckt si und spert 's Müli uf,
und ribt die blöden Augen us.

Und druf so het's mit stillem Bahn
am Blättli gnagt enanderno
und gseit: „Wie ist das Smües so guet!
Me chunnt schier nümme weg derbo.“

Und wieder het der Liebgott gseit:
„Deß jez im Jmmli au si Lisch!“
Druf het de Chriesbaum Blüete treit,
viel taufig Blüete wiß und frisch.

Und 's Jmmli sich't und fliegt druf hi
früeh in der Sunne Morgeschin.
Es denkt: „Das wird mi Raffi si,
sie hen doch chosper Porzelin!“

Wie sufer sind die Chächeli gschwenkt!
Es streckt sie troche Züngli dri,
es trinkt und seit: „Wie schmeckt's so süeß!
Do mueß der Zucker wohlsef si.“

Der Liebgott het zum Summer gseit
„Gang, deß im Spaßli au si Lisch!“
Druf het der Chriesbaum Frucht treit,
viel taufig Chriesi rot und frisch

Und 's Spaßli seit „Iß das dei Brich?“
Do sißt me zue und frogt nit lang
Das git mer Chraß in Mark und Bei,
und stärkt mer d' Stimm zum neue Gsang“

Der Liebgott het zum Spotlig gseit
„Ruum ab, sie hen je, all g'ha!“
Druf het e chuele Verglufst gweicht,
und 's het scho chlini Rife g'ha

Und d'Blattli werde gel und rot
und fallen eis im andre no,
und was vom Boden obsi chunnt,
mueß au zum Bode nidsi goh

Der Liebgott het zum Winter gseit
„Deß weidli zue, was ubrig isch!“
Druf het der Winter Glocke gstreut



Der Schmelzofen

Jez brennt er in der schönsten Art,
 und 's Wasser rauscht, der Blosbalg gahrt,
 und bis aß d'Nacht vom Himmel fällt,
 se würd die ersti Maßle halt.

Und 's Wasser rauscht, der Blosbalg gahrt;
 i ha druf hi ne Gulde g'spart.
 Gang Chüangi, Iengis alte Wi,
 mer wen e twengli lustig si!

Ne Freudestund isch nit verwehrt;
 me g'nießt mit Dank, was Gott bischert,
 me trinkt e frische frohe Muet,
 und druf schmeckt wieder 's Schaffe guet.

© Freude, stund, e gueti Stund!
's erhaltet Lib und Ehrasfe gsund,
doch mueß es in der Didnig goh,
sust het me Schand und Leid derbo

© frohe Ma, ne brave Ma!
Jez schenket i, und stoßet a
„Es leb der Marggrof und si Huus!“
Ziehnt d'Chappen ab, und trinnet us!

Ne bessere Her treit d'Erde nit,
's isch Sege, was er tuet und git,
i cha's nit sage, wiem sott
Vergelt's em Gott! Vergelt's em Gott!

Und 's Bergwerch soll im Sege stoh!
's het menge Burger 's Brot derbo
Der Herr Inspekter lengt in Trog,
und zahlt mit Freud, es isch kei Frog

Drum schenket i, und stoßet a!
Der Her Inspekter isch e Ma,
mit ufers Gattigs Lute g'mei,
und frundli gege groß und chlei

Er schafft e guete Wi ufs Werk,
er holt en uber Tal und Berg,
er stellt en luter uffs Tisch,
und mißt, wie's recht und billig isch

Sell isch verbei, der Ma am Juur
mueß z'trinke ha, war's no so tur
Es rieslet menge Tropfe Schweiß,
und will's nit go, men achzet eis

Me streift der Schweiß am Ärmel ab,
me schnufet, d'Balg verstuune drab,
und mengi liebi Mitternacht
wird so am heiße Herd verwacht

Der Schmelzer isch e plogte Ma,
drum bringem's em, und stoßet a
Gsegott! Vergiß di Schweiß und Ach!
's het jeden anderen au si Sach

Am Zahltag teilt'sich doch mit Ker'm,
und bringsch der Lohn im Mastuech heim,
se luegt di d'Marei frundli a,
und seit „J ha ne brave Ma!“

Druf schlacht sie Eiern-Anken i,
und streut e twenig Imbei dri,
sie bringt Salat und Gruete dra,
und seit „Jez is, du liebe Ma!“

Und wenn e Ma si Arbet tuet,
se schmeckt em au si Esse guet
Er tuuschti nit in Leid und Lieb
mit mengem riche Galgedieb

Mer sage do, und 's schmeckts wohl
Gang Chungeli, leng is no nemol,
wil doch der Dfe wieder goht,
und 's Erz im volle Chubel stohet!

So brenn er denn zue gueter Stund,
und Gott erhaltich alli gfund,
und Gott bewahrtich uf der Schicht,
aß niemes Leid und Unglück gschicht!

Und chunnt in stenger Winterszit,
wenn Schnee uf Berg und Firste lit,
en arme Bueb, en arme Ma,
und stoht ans Fuur, und warmt sie dra,

und bringt e paar Grumbireli,
und leit's ans Fuur und brotet sie,
me schloft nit lieblich uffem Erz
schlof wohl, und trost der Gott di Herz!

Dort stoht so ein Chumm, arme Ma,
und tuenis Bscheid, mer stoßen a!
Gegott, und trost der Gott di Herz!
me schloft nit lieblich uffem Erz

Und chunnt zur Zit e Biderma
ans Fuur, und zundet's Pfifli a,
und setzt sie naumen ane mit,
se schmeckt's em wohl, und – brenn di nit!

Doch fangt e Buebli z'rauchen a,
und meint, es schonn's, as wie ne Ma,
se macht der Schmelzer churze Bricht,
und zieht em's Pfifli uffem Bsicht

Er feit's ins Fuur, und balgt derzue
„Hescht's au scho glehrt, du Lappi du!
Sug amme Storzli Habermark,
Weisch? Habermark macht d'Buebe stark!“

's isch mohr, 's git mengi Churzwil mehr
am Suintig no der Chinderlehr,
und stromt der fuurig Jsebach
im Sand, es isch e schoni Sach

Frog menge Ma „Sag, Nochbei, he!
hesch au scho 's Jie wuider
im fuurige Stiom de Forme no?“
Was gilt's, ei cha nit jage Jo?

Mir wusse, wie me s Jie macht,
und wie's im Sand zur Masle bacht,
und wienes druf in d'Schmidie bringt,
und d'Luppen unterm Hammer zwingt

Jez schenket i, und stoßet a
Der Hammermeister isch e Ma!
War Hammer Schmid und Zeiner nit,
do lag e Sach, was tat me mit?

Wie gieng's im brave Hamberchsma?
's mueß jede Stahl und Jse ha,
und mueß der Schmider d'Nodle ge,
sen isch's au um si Nahrung gschick

Und wenn im fruehe Morgerot
der Buur in Feld und Fure stohet,
je mueß er Charst und Haue ha,
just isch er e verlorne Ma

Zum Broche bruucht er d'Wagese,
zum Meise bruucht er d'Sagese,
und d'Sichle, wenn der Weize bleicht,
und 's Messer, wenn der Trubel weicht

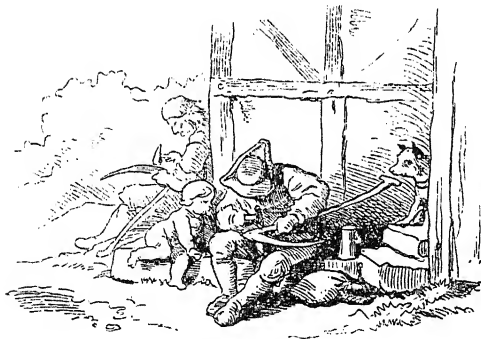
So schmelzet denn, und schmiedet ihr,
und dankich Gott der Her derfur!
Und mach en andre Sichle drus,
und was me bruucht in Feld und Hus!

Und numme feini Gebel meh!
 's het Wunde gnueg und Schmerze ge,
 's hinkt mengen ohni Fueß und Hand,
 und menge schloft im tiefe Sand.

Rei Hurlibaus, fe Füsi meh!
 Mer hen 's Lamento öbbe gseh,
 und ghört wie's in de Berge thracht,
 und Angste gha di ganzi Nacht.

Und glitte hemmer, was me cha;
 drum schenket i, und stoßet a:
 Uf Völkerried' und Einigkeit
 von nun a bis in Ewigkeit!

Jez zahlemer! Jez göihmer hei,
 und schaffe hüt no allerlei,
 und dengle no bis tief in d'Nacht,
 und meihe, wenn der Tag verwacht.





Der Morgenstern

Woher so frueh, wo ane scho,
Her Morgestern, enanderno
in diner glitzrige Himmelstracht,
in diner guldige Lockspracht,
mit dinen Auge chlor und blau
und juter gwaschen im Morgentau?

Hesch gemeint, de jersch elleinig do?
Nei weger nei, mer meihe scho!
Mer meihe scho ne halbi Stund,
frueh ufsto isch de Gliedere gund,
es macht e frische frohe Muet,
und d'Suppe schmeckt eim no so guet

's git Lut, sie doje frili no,
sie chonne schier nit use cho
Der Mahder und der Morgestern
stohn ziti uf, und wache gern,
und was mer frueh um Vieri tuet,
das chunnt eim z'Nacht um Nuni guet

Und d'Bogeli sin au scho do,
sie stimmen ihri Pfifli scho,
und uffem Baum und hinterm Hag
jeit eins im andere Guede Tag!
Und 's Turteltubli ruuft und lacht,
und 's Betzitglockli isch au verwacht

„Ge helfis Gott, und gebis Gott
e guete Tag, und bhuetis Gott!
Mer beten um e chrislig Herz,
es chunnt eim wohl in Freud und Schmerz;
wer chrisli lebt, het frohe Muet
der lieb Gott stohet fur alles guet“

Weisch Jobbeli, was der Morgestern
am Himmel suecht? Me seit's nit gern!
Er wandlet inne Starnli no,
er cha schier gar nit bonnem lo
Doch meint si Muetter, 's mueß nit ni,
und suet en wie ne Huenli i

Drum stoht er uf vor Tag, und goht
si'm Starnli no dur's Morgerot
Er suecht, und 's wird em windemich,
er mocht em gern e Schmußli ge,
er mocht em sagen I bi der hold!
es war em uber Geld und Gold

Doch wenn er schier gar binem war,
vertwacht si Muetter handumcheh,
und wenn sie ruest enanderno,
sen isch mi Burskli niene do
Druf flicht sie ihre Ehrang ins Hoor,
und lueget hinter de Berge vor

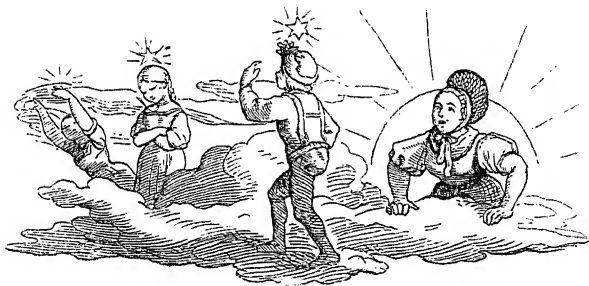
Und wenn der Stern si Muetter sieht,
se wird er todesbleich und flieht,
er ruest si'm Starnli Bhuetdi Gott!
es isch, as wenn er sterbe wott
Jez Morgestern, hesch hohi Zit,
di Muetterli isch numme wit

Dort chunnt sie scho, was hanu gseit,
in ihrer stille Herlichkeit
Sie zundet ihri Strahlen a,
der Chilschturn warmt si au scho dra,
und wo sie fallen in Berg und Tal,
se ruehrt si 's Leben uberal

Der Storch probiert si Schnabel scho,
 „de chasch's perfekt, wie gester no!“
 und d'Chemi rauchen au alsgmach;
 horsch's Mühlrad am Erlebach,
 und wie im dunkle Buechewald
 mit schwere Streiche d'Holzaz fällt?

Was wandlet dört im Morgestrah!
 mit Luech und Chorb dur's Mattetal?
 's sin d'Meidli jung, und flink und froh,
 sie bringe weger d'Suppe scho,
 und 's Anne-Meili vornen a,
 es lacht mi scho vo witem a.

Wenn ich der Sunn ihr Buebli wär,
 und 's Anne-Meili chäm ung'fähr
 im Morgerot, ihm giengi no,
 i müeß vom Himmel abe cho,
 und wenn au d'Muetter balge wott,
 i chönn't's nit lo, verzeihmer's Gott!





Der Sperling am Fenster

I.

Zeig, Kind! Wie het sel Spätzli gseit?
 Weisch's nümme recht? Was luegsch mi a?
 „'s het gseit: „I bi der Vogt im Dorf,
 i mueß von allem d'Vorles ha'.“

Und wo der Spötlig seit: 's isch gnueg!
 Was tuet mi Spaß, wo d'Vorles het?
 „Er liest am Bode d'Brösli uf,
 sußt müesst er hungerig ins Bett.“

Und wo der Winter d'Felder deckt,
was tuet mi Spaß in siner Not?
„Er popperlet am Fenster a,
und bettlet um e Stückli Brot —

Gang, gib em, Muetter! 's friert en suß! —
Zeig, sag mer z'erst, 's pressiert nit jo,
wie chunnt's der mit dem Spaßli vor?
Meinsch nit, es chonnt eim au so goß?

Chind, wird's der wohl, und 's goht der guet,
sag nit i bi ne richen Her,
und isß nit Brotis alli Tag!
's chonnt anderst werde, Handumkehr

Isß nit der chroplig Ranft vom Brot,
und loß die weiche Brosme stoß!
— De hesch's im Bruuch — es chunnt e Zit,
und wenn de's hattsch, wie wasch so froh!

Ne blaue Montag wahr nit lang,
und d'Wuche het no mengi Stund,
und mengi Wuche lauft durs Dorf,
bis jedem au si leßti chunnt

Und was men in si'm Gruelig lehrt,
me freit nit schwer, und het's emol,
und was men in si'm Summer spart,
das chunnt eim in si'm Spotlig wohl

Chind, denck mer dra, und halt di guet!
„D Muetter lueg! der Spaß will goß!“
Se gang er! Leng die Hirse dort,
und frau' em! Er wird wieder cho!

Wie het im Summer 's Spaßli gseit?
 Chind, bsinn di, – fallt's der nummen!
 „'s het gseit, I bi ne riche Bur,
 die Garbe do sin alli mi“

Es isch gar solli semper gsi
 es het vo allem 's furnemst gno,
 's het jedwed Chornli dreimol bschant
 und hinterher erst lige lo“

Und wo der Spotlig ufgrumt het,
 mi riche Burst, was het er to?
 „Am Bode G'som und Bröslu gsuecht
 und ebe nit viel ubercho“

Und jez, wo's schneit was schneie mag,
 Was tuet mi Spaß in siner Not?
 „Er popperlet am Fenster a
 he, numme au e Stückli Brot!“ –

Gang, gib em Muetter! s fuet en lust!“ –
 Chum, sag mer z'erst, 's pressiert nit so
 wie chunnt's der mit dem Spatzli fur?
 mensch nit, es chunnt der au so goh?

Chind, wird's der wohl, und 's goht der guet,
 sag nit I bi ne riche Ma!
 und is nit Brotis Lag fur Lag
 und schaff nit gli ne Sackuhr a!

Schel nit der chrosplig Ranft vom Brot!
 Loß nit die weiche Bros'me stoß!
 (De heßt's im Bruuch), es chunnt e Zit,
 o wenn de's heßt, wie wärsch so froh

Und wenn der's nümme schmecke will,
se gang ins Feld, schaff druf und dra!
Der Hunger isch e guete Choch,
er streut eim Stütz un Zucker dra.

Die blaue Mönzig währt nit lang,
und d'Wuche het no mengi Stund,
und mengi Wuche laufft durs Dorf,
und niemes weiß, wie's wilters chunnt.

Und was men in sim Früehlig lehr't,
me treit nit schwer, und het's emol,
un was men in sim Summer spart,
das chunnt eim in sim Spöcklig wohl.

Chind, denck mer dra, und halt di guet!
„O Muetter lueg, der Spas will goh!“
Se gang er! leng die Hirse dörf
und streu em! Er wird wieder cho.





Der Karfunkel

Wo der Atti si Luback schnäzlet, se lueget en d'Marei
fründlig und bittweis a: „Verzehlis näumis, o Atti,
weisch so wieder, wie necht, wo 's Chüngi het welle vertschlofe!“
Drüber rucke 's Chüngi und 's Anne Bäbi und d'Marei
mit de Chunklen ans Liecht, und spanne d'Saiten, und striche
mittem Schwärkli 's Rad, und zupfen enander am Ermel.
Und der Jobbi nimmt e Hampfle Liechtspöhn, und setzt si
nebene Liechtstock hi, und seit: „Das willi verrichte.“
Aber der Hans Jerg lit e lange Weg überen Dse,
lueget aben und denkt: „Do obe höri's am beste,

und bi niemes im Weg " Druf, wo der Alti i; Luback
 g'schnitte het, und 's Pfißli gfullt, se chunnt er an Liechtspohn,
 und hebt 's Pfißli drunter, und trinckt in gierige Zuge,
 bis es brennt Druf drückt er 's Fuur mit de Fingeren abe,
 und macht 's Deckeli zue „Se willi denn naumis verzehele“,
 seit er, und sißt nieder, „doch muender ordeli still si,
 aß i nit verstuun, eb's us isch, und du dort obe,
 pack di vom Ofen abe! Hesch wieder niene ke Plaz gwußt?
 Isch's der z'wohl, und glust's di wieder no nem Karfunkel?
 Numme ken, wie sell em gsi isch, woni im Sinn ha
 's isch e Plazli naumen, es goht nit Ege no Pflueg druf,
 Hurst an Hurst scho hundert Johr und giftigi Ehruter,
 's singt kei Trostle drinn, kei Summervogeli bsuecht sie,
 breiti Dosche huete dort e zeichnete Chorper

's war ke ungschiickt Burschli gsi, jel seit me, doch seig er
 zittlich ins Wirtshus g'wandlet, und uber Bibel und Gesangbuch
 sin em d'Charte gsi am Samstag z'oben und Sunntig
 Flueche het er chonne, ne Herz im ruessige Chemi
 hatt sie bsignet und bettet, und d'Sternen am Himmel hen zittert
 's het e mol im gruene Rod e borstige Jager
 zuegluegt, wie sie piele Mit unerhorte Flueche
 het der Michel Stich um Stich und Bueßli verlore
 „Du verklausch mer nit!“, seit fur si selber der Gruenrod,
 d'Wirtene het's no ghort, und denkt „Isch's obbe ne Werber!“
 's isch ke Werber gsi, der werdet's besser erfahre,
 wenn der Michel g'wibet het, und 's Guesli verlumpet
 Was het 's Stroßwirts Tochter denkt? Sie het em us Liebi
 Hand und Jowort ge, doch nit us Liebi zum Michel,
 nei zu Vater und Muetter, es isch ihr Willen und Wunsch gsi
 Sellen Oben isch's in schwere Gidanke verfschlofe,
 selli Mittnacht het's e schwere bidutsame Traum gha
 's isch em gsi, es chomm vo Staufe furen an d'Landstroß;
 an der Landstroß goht e Chapeziner und bettet
 „Schenket mer au ne Helgli, Her Pater, went der so guet si!
 Bini nit e Bruut? 's cha si, s het gueti Bidutung“

Landjem schüttlet si Chopi der Pater, und unter der Chutte
 lengt er e Hamptle voll Helge „Do zieh der selber ein ufe!“
 Seit's, und wo nes zieht, jo lengt's in schmutzigi Charte
 „Hesch echt 's Gfister-As? 's bidutet e rote Charfunkel,
 's isch ke guete Schick“ – „Jo weger“, seit es, „das han!“
 Wieder seit der Pater „Ge zieh denn anderst, o Bruth!“

Hesch echt liebe Chrug? – „Jo weger“, seit es und fuzget –
 „Tröst di Gott, zieh anderst! Es chönne no besseri drinn si
 Hesch e bluetig Herz?“ – „Jo weger!“ seit's und erschrickt drob –
 „Jez zieh no ne mol, 's cha si, di Heilige chunnt no! –
 Isch's der Schufleueh?“ – „Es wird wol, bschauet en selber!“ –
 „Jo de hesch en! Trost di Gott! Er schuflet di abe“
 So het's im Katterli traumt, und so het's selle mol gschlofe
 Stroßwirts Tochter, was hesch denkt, und hesch mer en doch g'no?
 Jo, es het jo mueßen und gseit: „Jns Here Gotts Name!
 No de siebe Chrußen und hinterem bluetige Herze
 chunnt mi Heilige, will's der Her, und schuflet mi abe“
 Z'erst hatt's moge go Zvor mengmol het no der Michel
 gspielt und trunke, bis gnueg, und gfluecht, und 's Katterli ploget
 Mengmol isch er in si gange, wenn 's en mit Liäne
 bittet het, und bette Ni mol se seit er „Jez willi
 mit der affordieren, und d'Charte willi verflueche
 Soll mi der Teufel hole, so bald i emi me a'ruehr!
 Aber ins Wirtshus gangi, sel willi, sel han nit mide
 Grums und hul, so lang 's der g'fällt, ich cha der nit helfe!“
 Het er 's erst nit gehalte, sen isch er im andere treu gi
 Woner ins Wirtshus chunnt, se siht mi borstige Gruenroß
 hinterem Tisch, selb dritt, und muschlet d'Charten, und ruest em
 „Bisch mer e Kammerad, se chumm, se twemmer eis mache!“
 „Ich nit“, seit der Michel, „Was Margret, leng mer e Schoppli!“
 „Du nit“, seit der Gruen „Chumm numme, bis de di Schoppe
 trunke hesch, und 's goht um nut, mer mache für Churzvil!“
 „He“, denkt binem selber der Michel, „wenn es um nut goht,
 „Ich isch jo nit g'spielt“, und seht si nebene Gruenroß

's chunnt e Chnab ans Fenster mit loeffiger Stunnen, und rueft em
„Meister Michel, uf e Wort! Der Stroßewirt schickt mi“
„Schick en wieder“, seit er, „i weiß scho, was er im Chopf het!
Wer spielt us? und was isch Trumpf? und gstoche das Eckster!“
Druf und druf! Zieht seit der Gruen „Was bisch du ne
Glückschind!“

Mochtsch nit umme Chrußer mache?“ – Sel isch jez eintue,
denkt der Michel, gspielt isch gspielt, und seit „Es isch eintue!“
„Chommet“, rueft der Chnab, und popperlet wieder am Fenster,
„Nummen uf en einzig Wortli!“ – „Loß mi ung'heit jez!
Chruß im Baum, und Schufle no, und no ne mol Schufle!“
Und so goht's vom Chrußer bis endlü zu der Dublone

Wo sie uffstohn, seit der Gruenroß „Michel, i cha di
jez nit zahle Magsch derfur mi Fingerring bhalte,
bis i en wieder los Es sin verborgeni Chrafte
in dem rote Karfunkel D lueg doch, wie ner ein a'bligt!“
's drittmol chlopf't's am Fenster „D Michel, chommet, wil's
Zit isch!“

„Loß en schwege“, seit der Gruenroß, „wenn er nit goh will!
Nimm du do mi Fingerring, und wenn de ke Chrußer
Geld deheim, und niene hesch, es cha der nit fehle
Wenn der Ring am Finger steckt, und wenn de in Sack lengsch
alli Tag emol, se hesch e bairische Taler
Nummen an kem Girtig, i wofft der das selber nit rote
Chasch mi wilers bruche, se ruf mer nummen! I hor di

Heißi nit Bizli Buzli, und hanu d'Ohre nit bimer?“
Sieder briegget d'Frau deheim im einsame Stübli,
und list in der Bibel und im verrissene Betbuech,
und der Michel chunnt und schandet „Findi di wieder
an dim ewige Betten und dunderstheßige Hule?“
Lueg do, was i gunne ha, ne rote Charfunkel!“
's Ratterli verschrickt. „D Jesus“, seit es, „was siehni!
's isch ke guete Schick!“ – und sinft dernieder in Ohnmacht

Warsch doch numme verwacht, wie munge bittere Chummer
 hattsch vererschlofen, armu Frau, wo diner no wartet!
 Jez wird's tagli schlimmer. Uf alle Merie flankiert er,
 alli Chulbene bsuecht er, und wo me ne Wirtshus bitttrittet,
 z'nacht um Zwölfi, Vormittag und z'oben um Vieri,
 sitzt der Michel dort, und muschlet truegliche Charte
 's Chind verwildert, 's Gueli schwindet, Aecker um Aecker
 chunnt an Stab, und d'Frau vergohet in bittere Trane
 Gohet er obbe heim, git's schnodi Reden und Antwort
 „Chunnsch du Lump?“ Und so und so – Mit runfene Lippe
 fluecht der Michel, schlacht si Frau Jez mueß er zum Pfarrer,
 jez vor Oberamt, und mittem Heschierer im Turn zue
 Gohet er schlimm, se chunnt er arger, wennem der Buzli
 Buzli wieder d'Dhre strucht, und Gallen ins Bluet mischt

So wahr't's siebe Johr Emol je bringt en der Buzli
 wieder ufem Turn, und „Allo, gohn mer ins Wirtshus,
 eb de heim chunnsch mit de Streiche, wo sie der ge hen!
 Was der d'Frau zum Willkumm g'chocht het, wird di nit brenne
 Los, de duursch mi, wenn i dra dinst, es mocht mi versprengel,
 wie's der goht, und wie der d'Frau di Lebe verbittert
 So ne Ma, wie du, wo 's Tags si Taler vertue cha
 Gluekli bisch im Spiele, doch no nem leidige Spruchwort,
 mittem Wibe hesch's nit trofste, chani der sage
 Warsch ellei, wie hattsch s so gut, und lebtsch so ruehig!
 's pin'get di, me sieht der's a, und d'Dere schwelle
 Trinke Schluekli Brenz, er chuelet der obbe di Jast ab!“

Aber d'Frau deheim, mit z'femmegschlagene Hande
 sitzt sie uffem Banck, und luegt dur Tranen an Himmel
 „Siebe Johr und siebe Chruß!“, so schluchzget sie endlig,
 „'s wird mer redli woehr, und Gott im Himmel well's ende!“
 Seit's und nimmt e Buech und bettet in Todesgidanke
 Druber schnellt der Michel d'Tur uf, und furchterli schnauzt er
 „Hulsch au wieder? Du hesch's notig, falschi Canal!“
 Surchrut hoch mer!“ 's Ratterli seit*, „'s isch niene ke Fuur meh“
 „Surchrut willi! Lueg, i dreih der 's Messer im Litz um“ –

„Lieber hut, as morn De bringst mi untere Bode
 ei Weg wie der ander, und 's Buebli hest mer scho g'mordet“ –
 „Di soll der Dunder und 's Wetter in Erdsboden abe verschlage!“
 Seit's und zuckt, und sinnlos schwanket 's Ratterli nieder
 „D mi bluetig Herz“, so stohnt's no lisli, wo's umfallt
 „Chumm, o Schufleueb, do hest mi, schufle mi abe!“
 Jez der Michel furt, vom schnelle Schrecken ergriffe,
 lauft ins Feld, der Bode schwankt, und 's raslet im Nußbaum
 „Buzli Buzli, rot mer du!“ So ruest er Der Buzli,
 hinterem Nußbaum stoht er, und chunnt, und froget en
 „Was fehlt der?“

„D'Ratheri hanı verstoche, jez rot mer, was i soll mache!“ –
 „Ist das alles?“, seit der Buzli „Weger de chasch em
 doch verschrecken, as me meint, was Wunder passiert seig!
 Narstsch, jez chasch im Land nit blibe, 's mocht e Verdruss ge
 Ist nit dort der Rhi? Und chumm, i will di bigleiste,
 's stoht e Schiff am Ostad!“ – Jez siue sie ehnen im Gunggau
 frisch ans Land, und quer dur's Feld Im einsame Wirtshus
 brennt e Licht „Mer wen doch luege, wer no do in isch“,
 seit der Gruen, „wer weis, do chasch der d'Grille vertribe!“

Aber im Wirtshus siue no spoti nachtligi Gfelle,
 und 's goht vornen a mit Banketieren und Spiele
 „Chrusch isch Trumpf! Und no ne mol! Und chonnedder di do?
 Gstoche die! und no ne Trumpf! Und – gstoche das Herzli!“
 's isch scho halber Zwolfi Will echt mit lockiger Stirne
 jez fe Chnab erschine? Nei weger! Michel, es endet!
 D, wie spielsch so sollich ungschickt! Gstoche das Herzli,
 lengt em tief in d'Seel, und alli mol, wenn er e Stuch macht,
 wiederholt's der Gruen, und wirft im Michel e Blick zue
 Druber warnt's uf Zwolfi Mit allwil schlechtere Charte
 spielt er allwil schlechter, und zahlt afange mit Ehrde
 Druf het's Zwolfi gschlage Jez lengt er mit g'ringletem Finger
 frisch in Sack „Wer wechset no ne bairische Taler?“
 Schlecht's Munz, Her Michel! Er lengt in glasigi Scherbe,
 tuet e Schrei, und luegt mit Gruus und Schrecke der Gruen a

Aber der Buzli leert si Brennterwiggli und schmaßget:
 „Michel, chumm jez furt, der Wirt würd wellen ins Bett goh!
 's Schömmle hüt viel Gäst, sie hen e lustige Firtig.
 Ich nit Ludwigstag, der fünfsechzigst Augusti?
 Dreiß am Ring, so lang de witt, de bringst en nit abe!“
 O, wie het der Michel g'lost – e lustige Firtig;
 O, wie het er d'Füß am Tischbei unte verchlammert!
 's hilft nit lang, und tuet nit guet. Mit ängstlichem Bebe
 stoht er uf, und seit ke Wort, und göhn mit enander,
 vornen a der Gräben, und an de Ferse der Michel,
 wie ne Halb im Metzger folgt zur bluetige Schlachtbank.
 Obbe ne Büchseschuß vom Wirtshus stellt en der Buzli.
 „Michel“, seit er, „lueg, es stoht kei Sternli am Himmel!
 Lueg, der Himmel hangt voll Wetter über und über!
 's goht kei Luft, es schwankt kei Nast, es rüehrt si ke Läubli,
 und du bisch mer au so still. I glaub, de witt bette,
 oder machst der d'Urten und isch der 's Lebe verleidet?
 Wie de meinst! Di Wahl isch schlecht, i mueß der's bifenne.
 Ge, do hesch e Messer! I ha's am Bloßemer Mert g'haust!
 Hau der d'Gurgle selber ab, se chost's di ke Trinkgeld!“ –



So het der Alti verzehlt, und mit engbrüstigem Stem
 suit dnuß d'Muetter „Bisch bal fertig? Mach mer die Meidli
 nit so z'forche, 's sin doch nummen erdichteti Marli!“ –
 „Jo, i bi jo fertig!“, erwidert der Alti, „dort lit er
 mit sim Ring im Dorneghurst, wo d'Trostle nit singe!“
 Aber d'Marei seit „O Muetter, wer wird em denn forche!
 Denksch, i merck nit, was er meint, und was er will sage?“
 Jo, der Bizli Buzli, das isch die bosi Versuechig
 Lockt sie nit, und fuehrt sie nit in Sunden und Elend,
 wenn e Mensch nit bette mag, und folgt nit, und schafft nit!
 Und der lockig Chnab isch gueti Warnig im Grwisse
 „O, i chenn mi Alti wohl, und simi Gidanke!“



Das Herglein

Und woni uffem Schmidstuehl sitz
für Basseltang, und Liechtspohn schütz,
se dunnt e Hergli wohlgimmet,
und frogt no frei „Haut's Messer guet?"

Und seit mer frei no Guete Tag!
und woni lueg, und woni sag
„'s chunnt besser go, und Große Dant!"
se wird mer's Herz uf eimol chran!

Und uf, und furt enanderno,
und woni lueg, isch's numme do,
und woni ruf „Du Hergli, he!"
se git's mer scho fer Antwort meh

Und sieder schmeckt mer's Esse nit,
stell umme, was de hesch und witt,
und wenn en anders schlofe cha,
se hori alli Stunde schlaf

Und was i schaff, das groet nit,
und alli Schütt und alli Trüt,
je chunnt mim Sinn das Hergli fur,
und was i schweß, isch hinterfur

's isch woht, es het e Gsidtli gha,
's verluegti si en Engel dra,
und 's seit mit so 'me freie Muet,
so lieb und sueß „Haut's Messer guet“

Und leider hani's ghort und gseh,
und sellemols und numme meh
Dort isch's an Hag und Hurst vorbei,
und wifers uber Stocck und Stei

Wer spochtet mer mi Hergli us,
wer zeigt mer siner Muetter Hus?
I lauf no, was i laufe cha,
wer weisß, se triffi's doch no a!

I lauf no alli Dorfer us,
i suech und frog vo Hus zu Hus,
und wurd mer nit mi Hergli chund,
se wundi ebe numme g'sund



Der Mann im Mond

„Lueg, Mütterli, was isch im Mo?“
He, siehst's denn nit, e Ma!
„Jo wegerli, i sieh ne scho.
Er het e Lschöppli a.

Was triibt er denn di ganzi Nacht,
er rühret jo kei Glied?“
He, siehst nit, aß er Welle macht?
„Jo, ebe dreihet er d'Wied.

Wär i, wie er, i blieb dehei,
und machti d'Welle do.“
He, isch er denn us üßer Gmei?
Mer hen scho selber so.

Und meinsch, er chunn jo, wiener well?
Es wird em, was em g'hört
Er gieng wol gern – der sufer Gsell
mueß schellewerche dort

„Was het er bosget, Muetterli?
Wer het en bannet d'rüthi?“
Ne het em gseit der Dieterli,
e Nutnuß isch er gsi

Ufs Bete het er nit viel gha,
ufs Schaffen o nit viel,
und obbis mueß me triebe ha,
sust het me langi Bil

Drum, het en obbe nit der Vogt
zu Strof ins Husli gspert,
jen isch er ebe z'Chander g'hoert,
und het d'Butelli g'leert

„Je, Muetterli, wer het em's Geld
zue so'me Lebe ge?“
Du Narisch, er het in Hus und Geld
scho selber wusse z'neh

Ne mol, es isch e Sinnfig gi,
se stohet er uf vor Tag,
und nimmt e Beil, und tummlet i,
und lauft in vieler Schlag

Er haut die schonste Buechli um,
macht Bohnestee drus,
und treit si furt, und luegt nit um,
und isch scho fast ain Hus

Und ebe goht er uffem Steg,
se ruuscht em obbis fur
„Jez Dieter goht's en andie Wig!
Jez Dieter, chumm mit mir!“

Und uf und furt, und sieder isch
fei Dieter wit und brüt
Dort obe stoht er im Gribusch
und in der Ennemkeit

Jez haut er jungi Buechli um,
jez chuuchet er in d'Hand,
jez dreihet er d'Wied, und leit sie drum,
und 's Guse het en End

So goht's dem arme Dieterli,
er isch e gsfroste Ma!
„D bhuetis Gott, lieb Muetterli,
i mocht's nit mittem ha!“

Se huet di vorem boje Ding,
's bringt numme Weh und Ach!
Wenn's Sunntig isch, se het und jung
Am Werdtig schaff di Sach



ie Marktweiber
in der Stadt

I chunni do us 's Rotshere Hus,
's isch wohnt, 's sieht proper us;
doch isch's mer, sie heigen
o Müeß und Not
und allerlei schweri Gidanke,
„Chromet süeßen Anke!“
wie's eben überall goht.

So weger, me meint, in der Stadt
seig alles sufer und glatt;
die Here sehn eim so lustig us,
und 's Chrüß isch ebe durane,
„Chromet jungi Hahne!“
menginol im pröperste Hus.

Und wennie ghämpft mueß ha,
goht's meini, ehnder no a
im Freie dusse, wo d'Sunn o lacht,
und Bluemen und Ahti schwanke,
„Chromet süeßen Anke!“
und d'Sterne flimmere z'Nacht.

Und, wenn der Tag verbracht,
 was isch's nit fur e Pracht!
 Der lieb Gott, meintme, well selber do,
 er seig scho an der Chrschone,
 „Chromet grueni Bohne!“
 und chomm jez enanderno

Und d'Vogeli mune's o,
 wie werde io busper und froh,
 und singe „Herr Gott, dich loben wir“,
 und 's glikeret ebe z'jend aue,
 „Chromet jungi Hahne!“
 's isch woht, me verlueget si schier

Und fast e frische Muet,
 und denkt Gott meint is guet,
 sust hatt der Himmel bei Morgerot,
 er willis nimmnen o uebe
 „Chromet geli Ruebe!“
 Mer bruche ke Zuckerbrot

Und innerwendig am Tor
 het menge d'Umhang no vor,
 er schloft no tief, und 's traumt ein no
 Und ziehn sie der Umhang fur,
 „Chromet schwarz; Chirs!“
 se simmer scho alli do

Dum merke sie's selber schier,
 und chomme zum Plasier
 uf's Land, und hole ne frische Muet
 im Adler und bim Schwane,
 „Chromet jungi Hahne!“
 und 's schmeddene zimli guet

Und doch meint jo ne Her,
er seig weisß Wunder mehr,
und lueget ein numme halber a
Es dunkt mi aber, er irr si,
„Chromet suezßi Chirsi!“
mi Hans isch au no e Ma

Nich sin sie, 's isch eu Trog,
's Geld het nit Platz im Trog
Mir tuet bim Bluest e Bueßli weh
bi ihne heisß es Duclone,
„Chromet grueni Bohne!“
und hen no alliwil meh

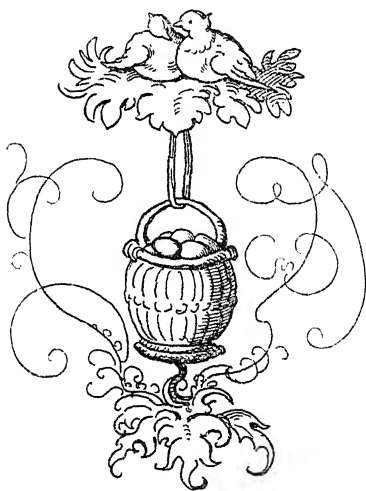
Was host en Jmmis nit?
's heisß numme Mul, was witt?
Pastetli, Strubli, Fleisch und Fisch,
und Tortli und Maktone
„Chromet grueni Bohne!“
Der Platz fehlt uffem Tisch

Und erst der Staat am Lib!
me cha's nit seh vor Chib
Lueg numme die Hospere Juntan a!
I wott sie schenkte mir sie
„Chromet schwarz: Chirsi!“
Sie konnte mmi drum ha

Doch isch eim 's Her, bitruebt,
se gib em, was em b'liebt,
es schmeckt em nit, und freut en nit,
es goht eim wie de Chranke
„Chromet suezßen Anfe!“
Was tuet me denn dermit?

Und het me Ehrüz und Harm,
 sen isch me ringer arm;
 me het nit viel, und brucht nit viel,
 und isch doch sicher vor Diebe,
 „Chromet geli Rüebe!“
 z'lest dunn men o zum Ziel.

Jo gell, wenn's Gründli schlacht?
 He jo, 's bringt jedi Nacht
 e Morgen, und me freut si druf.
 Gott het im Himmel Chrono,
 „Chromet grüeni Bohne!“
 mer wenn do das Gäßli uf.





Der allezeit vergnügte
Tabakraucher

Im Frühling

's Bäumli blüeih, und 's Brännli springt.
Pos' tausig los, wie 's Vögeli singt!
Me het si Freud und frohe Muet,
und 's Pfipli, nei, wie schmeckt's so guet!

Im Sommer

Volli Ahri, wo me goht,
Bäum voll Äpfel, wo me stoht!
Und es isch e Hiß und Bluet.
Eineweg schmeckt's Pfipli guet.

Im Herbst

Ohnnt denn d'Welt no besser si'
Mit si'm Trubil, mit si'm Wi
starckt der Herbst mi lustig Bluet,
und mi Psifli schmeckt so guet

Im Winter

Winterszit, schoni Zit!
Schnee uf alle Berge lit,
uffem Dach und uffem Huet
Justement schmeckt 's Psifli guet



Der Sommerabend

D, lueg doch, wie isch d'Sunn so müed,
 lueg, wie sie d'Heimet abzieht!
 D lueg, wie Strahl um Strahl verglimmt,
 und wie sie 's Fazenetli nimmt,
 e Wülkli, blau mit rot vermüsch't,
 und wie sie an der Stirne wüsch't.

's isch woht, sie het au übel Zit,
 im Summer gar, der Weg isch wit,
 und Arbet findt sie überall
 in Hus und Geld, in Berg und Tal.
 's will alles Liecht und Wärmi ha,
 und spricht sie um e Segen a.

Meng Blumli het sie usstahret,
und mit scharmante Farbi zueht,
und mengem Immi z'trinke ge,
und gseit „Hesch gnueg und wirt no meh?“
und 's Chaferli het hinteno
doch au si Tropfli ubercho

Meng Comedhopfli het sie giprengt,
und 's zitig Comli use g'lengt
Hen d'Vogel nit bis z'allerlegt
e Bettles gha, und d'Schnabel g'ivekt?
Und kein goht hungerig ins Bett,
wo nit si Teil im Chropfli het

Und wo am Baum e Chriei lacht,
se het sie 'm rotli Badli gmacht,
und wo im Feld en Ahri schwankt,
und wo am Pfohl e Rebe rankt,
se het sie eben abe glengt,
und het's mit Laub und Bluest umhengt

Und ut der Bleich het sie gschafft,
hufie und ie us aller Chraft
Der Bleicher het si selber g'sreut,
doch hatt' er nit vergelt's Gott! gseit
Und het e Frau ne Woschli gha,
se het sie trochnet druf und dra

's isch weger woher, und uberal,
wo d'Sagesen im ganze Lal
dur Gras und Halme gangen isch,
se het sie g'heuet froh und frisch
Es isch e Sach, bi mimer Treu,
am Morge Gras und z'obe Heu!

Dum isch sie jez so tolli mued,
und brucht zum Schloß bei Obelied,
fe Wunder, wenn sie schnuust und schwiigt
Lueg wie sie dort uf's Bergli ischt!
Jez lachlet sie zum letzte Mol
Jez seit sie Schloßet alli wohl!

Und d'unten isch sie! B'huet di Gott!
Der Guhl, wo uffem Chilchturm stohet,
het no nit gnuet, er bschaut sie no
Du Wunderfisch, was gaffsch denn so?
Was gilt's, sie tuet der bald derfur,
und zieht e roten Umhang fur!

Sie duuret em, die gueti Frau,
sie het ihr redli Husehuus au
Sie lebt gwiss mittem Ma nit guet,
und chunnt sie heim, nimmt er sie Huet,
und was i sag, jez chunnt er bald,
dort siset er scho im Fohrerwald

Er macht so lang, was triibt er echt?
Me meint schier gar, er trauf nit recht
Chumm numme, sie isch numme do,
's wird alles si, se schloft sie scho
Jez stohet er uf, er luegt ins Tal,
und's Moehnli grueßt en uberal

Denkivohl, mer gohn jez au ins Bett,
und wer bei Dorn im G'wisse het,
der brucht zum Schloßen au bei Lied,
me wird vom Schaffe selber mued,
und obbe hemmer Schochli gmacht,
drum gebis Gott e gueti Nacht!



Die Mutter am Christabend

Er schloft, er schloft! Do lit er, wie ne Grof!
 Du lieben Engel, was i bitt,
 bi Lîb und Lebe verwach mer nit,
 Gott gunn's mi'm Chind im Schlof!

Verwach mer nit, verwach mer nit!
 Di Muetter goht mit stillem Tritt,
 sie goht mit zartem Muettersinn,
 und holt e Baum im Chämmerli d'inn.

Was henkſt der denn dra?
Ne ſchöne Lebchuechema,
ne Güzeli, ne Mummeli
und Bluemli wiß und rot und gel,
vom allerfinſte Zuckermehl

's iſch gnueg, du Muetterherz!
Viel Sueß macht numme Schmer,
Gib's ſparſem, wie der lieb Gott,
nit all' Tag helfet er Zuckerbrot

Jez Nummedrusliger her,
die allerſchonſte woni ha,
's iſch nummen au bei Möſeli dra
Wer het ſie ſchoner, wer?

's iſch woör, es iſch e Pracht,
was ſo en Dpfel lacht,
und iſch der Zuckerbeck e Ma,
ſe mach er ſo ein, wenn er cha
Der lieb Gott het en gmacht

Was hanu edyt no meh?
Ne Fagenetli wiß und rot,
und das eis vo de ſchöne
D Chind, vor bittere Trane
bitwahr di Gott, bitwahr di Gott!

Und was iſch meh do inn?
ne Buechli, Chind, 's iſch au no di
I leg der ſchoni Helgeli dri,
und ſchoni Gibetli ſin ſelber drinn

Jez chonnti, frau, goh,
es fehlt nit meh zum Queſe —
Poß tauſig, no ne Ruele!
Do iſch ſie ſcho, do iſch ſie ſcho!

's cha si, sie freut di nit,
's cha si, sie haut der 's Fudeli wund,
doch witt nit anderst, sen isch's der grund,
's mueß nit si, wenn d' nit witt

Und willsch's nit anderst ha,
in Gottis Name seig es drum!
Doch Muetterlieb isch zart und frumm,
sie windet rotz Bendeli dri,
und macht e Letschli dra

Jez war er usstaffiert,
und wie ne Maibaum ziert,
und wenn bis frueh der Tag verwacht,
het's Wienechtchindli alles gmacht

De nummsch's und danksch mer's nit,
drum weisch nit, wer der's git
Doch macht's der numme ne frohe Muet,
und schmeckt's der numme, sen isch's scho guet

Bim Bluest, der Wachter ruest
scho Ofsi! Wie doch d'Zit verrinnt,
und wie me si vertieft,
wenn's Herz an naumis Nahrung jündt!

Jez, bhuetdi Gott der Her!
En anderi Cheshri mehr!
Der heilig Christ isch hinedt cho,
het Chindes Fleisch und Blut ag'no,
Warsch au so brav, wie er!



Eine Frage

Sag, weisch denn selber au, du liebi Seel,
was 's Wienechtchindli isch, und hesh's bidenkt?
Denkwol, i sag der's, und i freu mi druf.

D, 's isch en Engel usern Paradies
mit sanften Augen und mit zartem Herz.
Vom reine Himmel abe het en Gott
de Chindlene zum Trost und Sege gschickt.
Er hüetet sie am Bettli Tag und Nacht.
Er deckt sie mittem weiche Fegge zue,
und weiht er sie mit reinem Dtem a,
wird's Augli hell und 's Bäckli rund und rot.

Er treit sie uf de Hände in der G'fohr,
 gunnt Bluemli jur sie uf der gruene Flur,
 und stoht im Schnee und Rege d'Wienecht do,
 se henkt er still im Wienechtshindlibaum
 e schöne Zuehlig in der Stuben uf,
 und lachlet still, und het si jueszi Freud,
 und Mutterliebi heisst sie schöne Name

Jo, liebi Seel, und gang vo Hus zue Hus,
 sag Guete Tag, und Bhuetich Gott, und lueg!
 Der Wienechtshindlibaum verrotet bald,
 wie alli Muetter sin im ganze Dorf

Do hangt e Baum, nei lueg me doch und lueg!
 In alle Naste nut as Zuckerbrot
 's isch nit viel nuß Die het e narschi Freud
 an ihrem Zuebli, will em alles juesz
 und liebli mache, tuet em, was es will
 Gib acht, gib acht, es dunnt e mol e Zit,
 se schlacht sie d'Hand no z'jemmen uberm Chopf,
 und seit „Du gottlos Chind, isch das mi Dank!“
 Jo tweger Muetterli, das isch di Dank!

Jez do sieht's anderst dri ins Noehers Hus
 Scharmantu brum Bue, welschi Nuß
 und menge roten Dpfel ab der Furt,
 e Gusebuchsli, doch will's Gott der Her
 fe Guse drinn Vom zarte Beseris
 e goldig Ruetli, schlank und nagelneu!
 Lueg, so ne Muetter het ihr Chindli lieb!
 Lueg, so ne Muetter zieht's verständig uf,
 und wird mi Burskli meisterlos, und meint,
 es seig der Her im Hus, se hebt si b'herzt
 der Finger uf, und forcht ihr Zuebli nit,
 und seit „Weisch nit, was hinterm Spiegel steckt?“
 Und's Zuebli folgt, und wird e brave Chnab

Jez gohn mer wieder wilters um e Hus
 Zvor Ehnder gnueg, doch wo me luegt und luegt,
 schwankt wit und brei't ke Wienechtchindlibaum
 Chumm, weidli chumm, do bli-be mer nit lang!
 O Frau, wer het di Muetterherz so g'chuel't?
 Verbarmt's di nit, und goht's der nit dur d'Seel,
 wie dini Ehndli, wie di Fleisch und Blut
 verwildern ohni Pfleg und ohni Zucht,
 und hungri'g bi den andre Ehnde stoehn
 mit ihre breite Ruse, schuch und fremd?
 Und Wi' und Rafft schmeckt dir doch so guet!

Doch lueg im vierte Hus, das Gott erbarm,
 was hangt am gruene Wienechtchindlibaum?
 Viel stachlig Laub, und naume zwische drinn
 ne schrumpfig Dpfeli, ne durri Ruß!
 Sie mocht, und het's nit, nimmt ihr Ehnd uf d'Schoß,
 und warmt's am Buese, lueget's a und brieggt,
 der Engel stuurt im Ehndli Tranen:
 Sel isch nit gfehl't, 's isch meh' as Marzipan
 und Zuckererbsli Gott im Himmel sieh't's,
 und het us mengem arme Buebli doch
 e brave Ma und Vogt und Richter gmacht,
 und usem Tochterli ne biavi Frau,
 wenn's numme nit an Zucht und Warnig fehlt



Noch eine Frage

Und weisß denn selber au, du liebi Seel,
worum de dine zarte Chinde d'Freud
in so ne stachlig Bäumli ine hentßsch?
Wil's grüeni Blättli het im Winter, meinsch,
und spißi Dörn, aß's Buebli nit, wie's will,
die schöne Sachen use höfle cha.
's wär nit gar übel gfehl't, doch weisß's nit recht.
Denkwohl, i sag der's, und i freu mi druf.

Lueg, liebi Seel, vom Menschelebe soll
der dornig Freudebaum en Abbild si.
Nooch bi nenander wohne Leid und Freud,
und was der 's Lebe süeß und liebli macht,
und was no schöner in der Ferni schwebt,
de freusß di druf, doch in de Dörne hangt's.

Was denkßch derzue? Zum erste sagi so:
Wenn Wermeth in di Freudebecher fließt
und wenn e scharfe Schmerz dur's Lebe zuck't,
verschrick nit drab, und stell di nit so fremd!
Di eign'i Muetter selig, tröst sie Gott,
sie het der 's Zeichen in der Chindheit ge.
Drum denk: „Es isch e Wieneßschindlibaum,
nooch bi nenander wohne Freud und Leid.“

Zuem zweite sagi das Es war nit guet,
wenn's anderst war Was us de Dorne luegt,
sieht gar viel gattiger und schöner us,
und 's irinehmtst isch, me het au langer dra
's war just, as wemme Zuckerbrod und Nuß,
und was am Bauml schön und glis'rig hangt,
uf eimol in e Suppeschuße tat,
und stellu's umme „ß so lang de magst,
und naumis do isch! “ War's nit Ueberstand?

Zuem dritte sagi Wemmen in der Welt
will Freude hasche, Vorsicht ghort derzue,
just lengt me bald in d'Aglen und in Dorn,
und zieht e Hand voll Stich und Schrunde z'ruck
Denn d'Freud hangt in de Dorne Denk mer dra,
und tue ne wenig gmach! Doch wenn de's hest,
se loß der's schmecke! Gonn der's Gott der Her!



Gespenscht an der Kanderer StraÙe

's git Gspenster, sel isch us und isch verbei!
Gang nummen in der Nacht vo Chander hei',
und bring e Runsch! De triffsch e Plägli a,
und dört verirrsch. I setz e Büefli dra.

Vor Ziten isch nit mit vo sellem Plaz
e Hüslì gfi; e Frau, e Chind, e Chaß
hen g'otmet drinn. Der Ma het vorem Zelt
si Lebe g'lo im Heltelinger Feld.

Und wo si hört: „Di Ma lit unterm Sand“,
se het me gmeint, sie stoß der Chopf an d'Wand.
Do holt sie d'Pappe no vom Föür und bloß,
und git's im Chind, und seit: „Du bisch mi Trost!“

Und 's war's au gsi Doch schlicht i mol mi Chind
zur Turen us, und d'Muetter sitzt und spinnt,
und meint, 's seig in der Chuchi, ruest und goht,
und sieht no just, wie's uffem Guesßweg stoht

Und druber lauft i Ma, voll Wi und Brenz,
vo Chander her ans Chind und uberrennt's,
und bis sie 'm helfe will, sen isch's scho hi,
und ruehrt sie nit – e flosche Bueb isch's gsi

Jez rustet sie ne Grab im tiefe Wald,
und deckt ihr Chind, und seit „I folg der bald!“
Sie setzt si nieder, huetet's Grab und wacht,
und endlı stirbt sie in der nunte Nacht

Und so verweist der Lib in Luft und Wind
Doch sitzt der Geist no dort, und huetet's Chind,
und hutigs Tags, de Trunkene zum Tort,
goht d'Chandrer Stroß vorbei an sellem Ort

Und schwankt vo Chander hei e frunkene Ma,
se sieht's der Geist si'm Gang vo witem a,
und fuehrt en abwärts, seig er, wer er sei,
er losst en um frei Pris am Grab vorbei

Er chunnt vom Weg, er trummlet hust und hott,
und bsinnt si „Bini echsterst, wonı sott?“
Und luegt und lost, und mauet obbe d'Chas,
ıı meint er, 's schreih e Guhl an sellem Platz

Er goht druf dar, und uber Steg und Bruck
se mauf sie eben all'wil witer z'ruck,
und wenn er meint, er seig jez bald dehei,
so stoht er wieder vor der Weserei

Doch, wandle selli Stroß her nuechsteri Luf,
se seit der Geist „Ihr tuent mi'm Buebli nut!“
Er ruehrt sie nit, er losst sie ordeli
passieren ihres Wegs Verstoht der mi?



Der Käfer

er Käfer fliegt der Jilge zue
es sißt e schönen Engel dört!
er wirtet gwiß mit Bluemesaft,
und 's hostet nit viel, hani ghört.

Der Engel seit: „Was wär der lieb?“
„Ne Schöppli Alte hätti gern!“
Der Engel seit: „Sel cha nit si,
sie hen en alle trunke vern.“

„Ge schenk e Schöppli Neuen i!“ –
„Do hest eis!“, het der Engel gseit.
Der Käfer trinkt, und 's schmeckt em wohl,
er frog: „Was isch mi Schuldigkeit?“

Der Engel seit: „He, 's hostet nit!
Doch richtsch mer gern e Gfallen us,
weisch was, se nimm das Bluememehl,
und fragmer's dört ins Nothbers Hus!

Er het zivor selber, was er brucht,
doch freut's en, und er schickt mer au
mengmol e Hämpfeli Bluememehl,
mengmol e Tröpfli Morgetau.“

Der Käfer seit: „Jo frili, jo!
Bergelt's Gott, wenn de z'friede bisch.“
Druf treit er's Mehl ins Nothbers Hus,
wo wieder so en Engel isch.

Er seit: „I chumm vom Noehber her,
Gott grüß di, und er schick der do
au Bluememehl!“ Der Engel seit:
„De hättst nit chönne juster cho.“

Er ladet ab; der Engel schenkt
e Schöppli guete Neuen i.
Er seit: „Do trink eis, wenn de magst!“
Der Chäfer seit: „Sel cha scho si!“

Druf fliegt er zue si'm Schägli heim,
's wohnt in der nöchste Haselhurst.
Es balgt und seit: „Wo blibst so lang?“
Er seit: „Was chani für mi Durst?“

Jez luegt er's a, und nimmt's in Arm,
er chüßt's und isch bim Schägli froh.
Druf leit er si ins Lotebett,
und seit zum Schägli: „Chumm ball no!“

Gel Seppli, 's dunkt di ordeli!
De hesch au so ne lustig Bluet.
Je, so ne Lebe, liebe Fründ,
es isch wohl für e Tierli guet.



Der Statthalter

von



Wetter Hans Jerg, 's dunnet, es dunnet ehnen am Rhistrom
und es git e Wetter! I wott, es zög si vorüber.
's dunnt so schwarz – nei lueget, wie's blißet, und loset, wie's
windet,
wie's im Chemi toßt, und der Guhl uffem Chilcheturm gahret!
Helfis Gott! – 's dunnt alliwil nöcher und alliwil stäcker.
Ziehnt doch d'Läden a, der Glast möcht' d'Auge verblende,
und jez holet 's Chrüsli und sißet do ummen, i willich
us den alte Zite vom Statthalter näumis verzehe.
Friedli het me nem gseit, und het's e seltsame Bueb ge,
isch's der Friederli gsi in siner Jued, das weißi!
Aber schöner as er isch ken durs Wiesetal gwandlet,
woner no Burechnecht bim alte Statthalter gsi isch.
Chrusi Löffli het er gha und Auge wie Chole,
Backe wie Milch und Bluet und rundi chräftigi Glieder.
's Meisters Breneli het an ihm si eigeni Freud gha,
er am Breneli au, doch isch er numme der Ehnecht gsi. –

Nei, wie mach't's, und nei, wie schüttet's! Bringet der 's Chrusli
 und e Ranftli Brot derzue? Jez sißet und losit!
 Vor funfhundert Johren, i ha's vom Alti erfahle,
 isch e schwere Chrieg und sin Panduren im Land gi!
 Drunter isch's und druber gange, was me cha sage
 Rich isch richer worden an Geld, an Matten und Hochmuet,
 Arm isch armer worden und numme d'Schulde hen zueg'no
 Menge brave Ma het's numme chonne piafiere,
 het si Sach verloren und Hunger g'litten und bettlet
 Mengi hen i zsemme g'rottet zwische de Berge
 Z'legt het no der Friede ne Pact Maroden im Land g'lo,
 gfohrli Volch mit Schwert und Buchse, listig und unheim,
 's sin bitruebt Zite gsi, Gott well is biwahre!
 Sel mol het e Bur uf der Egerte nieden an Farnau
 Hus und Schure gha und Stiere, 's warich ke Tropfe
 Wasser uffene g'standen, und uf de Matte vo Farnau
 bis go Huse Lensch und Lensch und Schmehlen an Schmehle
 het der Ueli g'meist, und 's Heu uf d'Egerte heimgfuehrt,
 aber e wuste Ma zue dem, wie's fen meh in siebe
 Here Landere git, im Welschland isch er so worde
 Hatt em der Statthalter z'Schopfe nit 's Breneli endl zue
 Frau ge,

's Breneli voll Verstand, und wie der Morge so lieblich,
 's hatt 's ke Magd im Hus bis Betzit chonnen erlide,
 und kei Chnecht hatt zuenem dingt Es chunnt eim e Bettler,
 und me git em ke Brot, se seit me doch obben im Friede
 „Helfsch Gott!“ – Er nit! „I will der 's Bettle verleide“,
 het er gseit, „und gang, wil's Zit isch! Flieh mi der Teufel!“
 Und die arme Lut hen's Gott befohlen, und briegget
 Jedem chunnt si Zit! So obbe ne Wuche vor Wienecht
 het der Ueli gmeßget, und het er gtourtet bis z'Obe,
 het er z'Nacht si Chruegli glupft bim brotene Ribbli
 „Breni gang in Cheller, und Breni leng mer z'trinke“,
 het er mehr as zwenzig mol mit brochener Stimm gseit
 Gsinnet hen sie 'n emol uf siebe Moß und e Schoppli

Aber wo meinetder mog sel Zit der Friederli gsi si?
 Obben im Guettergang? Bi's Meisters Stieren und Rosse?
 Hender gemeint, jo wohl! Scho z'Fasnecht isch er im Meister
 us de Hande gwuftscht, sust hatt en der Statthalter ghublet
 Het er naumis bosget, se willi 's nit verrote,
 was goht's mi denn a? Furt isch er! Ueber e Monnet
 het me ke Spur meh gha, bis obben afangs Aprille
 stoht er bi den arme Manne zwische de Berge
 Schon an Wuchs und Gsicht, und frundli gege de Lute,
 muetig wie ne Leu, doch voll verborgener Bsinning,
 hen sie 'n alli gern, und sage „Seig du der Hauptma!
 Was de seisch, das tuemer, und schickis numme, se gohmer,
 hundertfufzig Ma und siebenesiebezic Buebe!“
 Und der Friedli seit „D'Marodi wemmer verfolg
 Wenn e riche Bur die Arme ploget und schindet,
 wemmer em der Meister zeigen, aß es en Art het,
 bis au wieder Recht und Gsez und Ordng im Land isch“
 Helfis Gott der Her! – Jez ruest der Hauptma sim Voldchli
 „Manne, was fange mer a? I hor der Ueli het gmeßget,
 's war e Site Speck wol us der Buttene z'hole
 und e Doget Wurft Wie war's? Doch 's Breneli duurt mi
 Besser isch's, es gohn e paar, und singen ums Wurftli!
 Saget, i loß en grueßen, er soll's im Fuede verzehre,
 und mer vo der Sau doch au ne Musteli schicke
 Hemmer nit menge Hirz us sine Garte verschuechet?
 Hemmer uf sine Matte ne Habermarkstorzli vertreffe?
 Oder e Bauml i gschuttlet? Isch sine Ehnechten und Buebe
 nummen au so viel gscheh? Sie hen doch g'huetet und g'waschert
 z'nacht um Eis, und frueih vor Tag, sie chonne nit chlage
 Leget em's ordlig ans Herz, i wunsch ich gueti Berrichtig!“
 Geis's und 's göhn drei Bueben, und chömme mit Säcke zum Ueli
 „Gueten De!“ – „Dunderschieß! Was hender, was wender?“ –
 „Se, mer chomme do abe vom Sattelhof Zeiget, wie sinder!
 So het use Meister gseit, so sagemer wieder“
 Schlummer Wis isch, wo sie cho sin, 's Breneli naume
 duffe gsi, doch d'Ehnecht sin uffem Dfebanß glege,

und der Ueli voll Wi git grob Reden und Antwort
 „Saget eurem Meister – (es isch mit Ehre nit z'melde)
 Meister hi und Meister her, und wer isch der Meister?
 's lauft so Waar jez gnueg im Land, wo bettlen und stehle,
 Ehreßchlißer, Hasebinder, alti Soldate,
 Sagesuler, Ziememacher, anderi Strolche
 Wemmen alle wofft ge, me mueßt no mittene laufe
 Packetich, jez isch's hochi Zit!“ – „He jo, der Gottsவில்!
 Numme ne Hampfeli Mähl, und nummen au so ne Wurfsli!“ –
 „Wart du Siebeckseger, e Ribbestueckli wird guet si!
 Jobbi, gang an d'Stud, und leng mer der Fareschwanz abe!
 Wenderich packe jez gli, i frog, ihr lustige Strolche!“
 Jo, sie hen si packt, doch hinterne schliche vom Dfe
 d'Chnecht zur Turen us, und sueche 's Breneli duffe
 „Meisterne, jez isch's gfehl, jez Meisterne, helfet und rotet!
 Das und das isch gscheh, sie hen s nit an is verdienet
 Hemmer 's Wasser gchert, und hemmer de Hirze ghuetet
 z'nacht um Eis, und frueih vor Tag, mer chonne mit chlage,
 funterari si hennus ghulfe, gell aber, Jobbi!
 Aber chommemer wieder, se werde sie anderster rede“
 's Breneli lost und lost, es macht bidencklich Mene,
 's Breneli bindet d'Chappen, und schuttlet 's Mailander

Halstuech,

's Breneli chnupft am Furtuechbendel – „Geppli, spann 's
 Roß a,

und e Welle Stiau, hesch ghört, und loß mer der Meister
 nit eninne werden, und gang em d Farnauer Stroß uf,
 lueg, ob alles sicher isch, und niene ke Voldch stoht!“
 Sieder chomme d'Buebe mit leere Sacke zum Friedli
 Laufig Sapermost, wie sin em d'Flammen ins Gsicht cho!
 Wo ner sie frog: „Was hender?“ und wo sie'm duffliche
 Briecht gen

„Nuf, und wussetder was? Wohnt ihr enandermol selber!
 's isch im Ueli z'heiß, der sollet cho, go nem bloß!“ –
 „'s isch e Wort, i gang“, seit jez der Hauptma und funklet,
 „'s soll en nit lang brenne, 's isch chuel im Farnauer Chilchhof!“

Ueli, du hest 's legt im Ras, ul chani der jage!¹
 Seit's, und pfist in Wald, und gschwinder as me ne Hand chehrt,
 pfist's vo Wald zue Wald an allen Enden und Orte,
 und es lauft derher vo allen Orten und Ende
 „Allo, frisch, bergab! Der Egerten-Ueli het gmeßget,
 's goht in eim jez hi, mir meßge himecht der Ueli!
 's duuret mi frili si Frau, 's wird uding ab is verschrecke "
 Jez chunnt's schwar, bergab, wohl über Studen und Hecke,
 nebe Reibbed aben ins Tanners Wald, und vo dortweg
 rechts und links ins Tarnauer Holz, was gischmer, was heschmer!
 D'Walder fahre mit Schlitte voll Epo' der Wiese no abe,
 sehn's und huure nieder am Steinebrüeli und bette
 „Alli guete Geister!" und „Heiligi Muetter Gottis!"
 Aber wo der Hauptma bi Tarnau uen an Wald chunnt,
 duslet er „Buebe z'uck! I hor e Wageli fahre,
 's chönnt d'Faktorene si, sie isch die Nemtig go Basel,
 und der muent sie nit verschrecke, lont mi ellei goh!"
 Seit's, und wiener chunnt, wutscht's übers Wageli abe,
 und goht uffen dar, und luegt em frundlig in d'Aug
 „Friedli, bisch's!" – „I mein's emol!" – „Se bis mer Gottwilch
 unterm freie Himmel und unter de liebe Sterne!
 Gell, i darf di duze? Was wirtsch doch nummen au denkt ha
 ob mim trußige Ma und jine trußige Rede
 Lueg i cha nit derfur, wo's z'ipot isch, seit mer's der Geppli
 duffen am Wasserstei Es war sußt anderster gange
 D, de glaubsch nit, wienei gistroft bi Besseri Zite
 hani g'lebt ins Vaters Hus Jez sin sie voruber
 Chumm, do bringi der naumis, e Säckli voll durri Chriisi,
 schoni Gumpistopfel, und au e bigeli Geißthas,
 do ne Säckli Habermehl und do ne paar Wursti,
 und e Logel voll Wi, gib Achtig, es es nit gantschet,
 's isch kei Bunte druf, und au ne Rolleli Taback
 Chumm e wenig absitz, bis do die Walder verbei sin,
 und bis ordli, hest g'hört, und nimm di Wissen in Dbacht "
 Aber der Friedli schwort. „Bi Gott, der Ueli mueß sterbe!
 's isch nit Gnad!" Doch 's Breneli seit „Jez los mer e Wortli

Gschwore hest, und jo, wenn's Zit isch, sterbe mer alli,
 und der Ueli au, doch loß du lebe, was Gott will,
 und denk an di selber und an die künftige Zite
 So blicsch nit, wie de bisch, und so ne Lebe verleident
 Bisch nit im Land deheim, und hest nit Vater und Muetter?
 Abbe mochtstch au heim, den erbstch en ordeli Guetli
 in der Langenau, und gfallt der e Meidli, de hattsch's gern,
 isch's bim Alti nit Nei, de thastch no Stabhalter werde
 Nimm, wie mueßt's der werden, an so ne Missetat z'denke,
 und mi's Here Stab mit bluetige Hande z'regiere!
 Halt's im Ueli z'guet! Si Grobheit nimm fur en Ehr uf,
 's isch zvor keini gsi, doch denk au, aß er mi Ma isch!
 Schlacht's nit z'Schopfen Dfi! 's isch Zit, se sag mer, wirt
 folge?"

Aber der Friederli stoht, er stoht in schwere Gidanke,
 und het d'Auge voll Wasser, und mocht gern schweigen, und tha nit
 Endli bricht em's Herz „Nu jo denn, wenn d'mer e Schmuß
 Bhuetdi Gott der Her, und jo, i will mi buehre [gisch!
 Buebe, jez packet uf, mer wen im Friede verlieh neh!
 Gohnt e paar uf d'Mohr und schießet naumen e Hirzli!"
 Seit's, und goht in Wald, und lueget an Himmel und briegget,
 bis si d'Sternen ins Morgeliecht sunken, und drinn verlosche
 Endli goht er au, doch luege mengmol enander
 d'Mannen a, und sage „Was fehlt doch echterst im Hauptma?"
 Aber 's Statthalters Tochter lit jez bim Ueli und stoßt en
 „Schnarchle mer doch nit so! Me tha jo nit nebe der schlofe!"
 Und der Ueli zueßt und streckt si „Breni, wie isch mer?" –
 „He, wie wird's der si?" – I ha ne bluetige Traum gha
 Breni's goht nit guet, i ha mi selber seh meße
 Hen sie mi nit verstoßen, und in der Buttene brueihet,
 mittem Messer gschabt? Deglaubsch nit, wie's mer so weh tuet!"
 Aber's Breneli seit „He, 's macht nit Schunnt der nit mengmol
 obbis fur? Jez isch es d'Sau, drum hestch di seh meße"
 Aber's Ueli's Schloß isch us, und schweri Gidanke
 champfe bis an Tag mit sine zerruttete Sinne,
 bis er's Rassi trinkt, bis's Breneli Suppen ischnidet,

bis en alte Ma ver,agt zu Stubitur isst
 „Gummi, Rethholderbeer! Will nieme nit chrome do inni“
 „Nei, der lojet nit“ – „Drum isch's mer au nit ums Lose!
 Chönnst, Meister Ueli, mit euch e iwengeli rede?
 Ist das em Frau, se mag sie 's horen, es schadt nit
 Nachte fahrt selb feust, mit Waar der Wiese no abe,
 ich, mi Rosli, mi Bueb, und 's Richterli's Rosli und Mattheis
 Womer an Garnaum komme, se stohts voll Mannen und Buebe
 links im Wald, und an der Stroß e lustige Kerli
 's stoht e Wibsbild binem, es mag e iseri gi si,
 wenni's unter hundert sieh, se willi 's erkenne,
 het der Mond nit gschienen, und hani d'Aluge nit bimer?
 So viel hani ghört 's isch gfluecht, der Ueli muß sterbe!
 Woni neben abe gang, je seit er's zum Wibsbild
 Wilers weiß i nit, und wilers hani nit sage,
 Warten isch nit guet, me lost, und wandlet si's Wegs furt
 Bhuetich Gott, i gang, und tuent jez selber, was guet isch“ –
 Wie het's Breneli glost! Doch bhaltet's verstandigi Binnig
 „Hesich en denn nit gmerkt, es isch em nummen um Brenz gi?“
 Aber 's Uelis G'hör isch weg, er lit in der Dhnmacht,
 d'Aluge stoht verchehrt, me sieht fast nit meh vom Schwaize,
 d'Zungen isch em glahmt, sie luegt vor usen, und cholschblau
 isch er bis an Hals Me holt der Meister vo Hage,
 holt vo Zell der Dokter-Friedli, 's isch em nit z'helfe
 Friederli, du hesich d'Wohret geist, der Ueli muß sterbe
 Vormittag isch's so, und Nomittag isch's anderst
 Scheweß lehr er nummen, und siehet ebe so ane,
 bis am dritte Tag, uf ei mol schnappt er und endet
 und am Zistig druf, se singt's haupthochlige. „Mitten
 wir im Leben sind“ – d'Stroß uf zum Garnaumer Chilchhof
 Furt tret hen si'en, sel isch gwiß, doch heiße es, en andre
 heig en gholt, und 's gang zue Ziten e bluefigen Eber
 Gohntder z'Nacht vom Bergwerch heim, und hentder uf d'Site
 gladen, und der sehnt en Eber mit bluefige Wunde,
 gohnt em still usweg Es isch der Egerten-Ueli
 Sehntder nit, sen isch er's nit Ist ha nen no nie gseh

Aber wer wird jez mit Zuespruch 's Bienele troste?
 Groß isch 's Leid just nit, und siebe Wuche no Pfingsti
 rueft me's wieder us Mit wem? Der werdet nit froge
 Gruseli het der Vater gmacht, und gschworen „I lid's nit!
 So ne verlaufene Bursch mit miner lubliche Tochter,
 mit mi'm Fleisch und Bluet? I fuehr di selber ins Zuchthaus“
 Aber was isch's gsi? – Es isch die enigig Tochter,
 und isch Frau fur ihs, und mag er rosen und warne,
 mueß er's ebe lo gscheh, – doch het's em nummen ins Hus dorst,
 het s au numme bistrette, bis no Micheli si Vater
 z'Wil dur d'Wise ritet, er het e Wage voll Wi gschauft
 Groß isch's Wasser gsi, und finster, wo sie derdur sin,
 und dunnt usem Weg, und 's triibt en aben und abe
 bis er abem Choli fallt und nümnen ans Gstadt dunnt
 An der Schore-Bruck dort hen sie'n mornderigs gfunde

Aber jez zieht uel Paar im Glucke go Schopfe,
 und nummt B'sig vo Hus und Guet, der Friedli wird Burger,
 fuehrt si ordelig uf, er cha guet lesen und schribe, –
 Helfis Gott! – und sugt nootno zu Burden und Ehre
 Wer wird Chilselueger, und wer wird Weibel, und wer stohr
 bald am Rothusenfenster und lachlet guetig, wenn obbe
 mittem Huet in der Hand e Langenauer vorbei goht?
 Isch's nit mi Herr Frieder mit seiner loefige Stirne? –
 Nei, wie macht's, und nei, wie schuffet's, loset doch numme,
 fangt's nit vornen a? – B'leht sage d'Burger „Der Hugli
 cha jo nit Gschribes lese, wie chaner denn Statthalter blibe?
 's war fur Ihn, Herr Frieder, und Er mueß d'Burger regiere
 Er isch e brave Ma, in alle Stucke bitvandert,
 und si Frau, Statthalters Bluet, mit Lugeb bihaftet,
 isch die gueti Stund, und gscheit, no gscheiter, as Er schier
 Sager nit lang Nei, 's nußt nuf, mer lon is nit b'richte“ –
 „Nu, se sagi Jo, 's Regiere dunnt mi nit suur a“ –
 Dreimol chlopf der Hurlibaus – nei loset, wie's schuffet,
 lueget, wie's dur d'Chlunse blegt! – Im Pflueg und im Engel
 hen sie tanzt bis tief in d'Nacht, und gessen und trunke

Wohl isch's, e bravere Ma hatt d'Stadt nit chonnen erschise,
 und im Bieneli gunni 's au In d Schöpfemer Chilchi
 het er en Drgle gschafft, vor sine Ziten isch nit gi,
 (z'Huse stoht si no), d'Marodi het er vertriebe,
 und uf d'Burger Obacht freit, und groten und gwarnet
 Aber si Frau und er, sie hen in Frieden und Liebi
 mit enander glebt, und Guets an Armen erwiele,
 jo, und 's isch em e Muetter zu siebe Chindere worde, –
 Helfis Gott! – und 's stammt von ihnen im Schöpfemer

Chilchspiel

mengi Famili her, und blueht in Richtigkeit und Ehre –
 Helfis Gott, und bhuetis Gott! Uns Here Gotts Name!
 das het gchlopf, und das het gmacht, 's isch weger e Schlag gi! –
 Mengi Famili, se sagi – die wenigste wusse's meh selber
 Wer sie sin, und wie sie heiße, das willi jez jage
 Zvor isch's Ehrugli leer – nei loset, was git's uf der Gass duß?
 Better Hans Jerg, 's sturmt! Furio! 's lauft alles der

Drau zue



Der Schreinergefell

Mi Hamberch hätti g'lert, so so, la la;
 doch stoht mer 's Trinke gar viel besser a,
 as 's Schaffe, sel bißenni frei und frank;
 der Rucke bricht mer schier am Hobelbank.

Drum het mer d'Muetter menginol profeseit:
 „Du chunnst ke Meister über wit und breit!“
 Z'lest hani 's selber glaubt, und denkt: Ich's so,
 wie wird's mer ehterst in der Fremdi go?

Wie isch's mer gange? Numme z'guet! I ha
 in wenig Wuche siebe Meister gha.
 O Muetterli, wie falsch hesch profeseit?
 I chömm kei Meister über, hesch mer gseit.



Hans und Verene

Es gfallt mer nummen eini,
und selli gfallt mer gwis!
D wenni doch das Meidli hätt,
es ischt so flink und duundersnett,
so duundersnett,
i wär im Paradies!

's isch woehr, das Meidli gfallt mer,
und 's Meidli hätti gern!
's het allitwil e frohe Muet,
e Gsichtli het's, wie Milch und Bluet,
wie Milch und Bluet,
und Auge wie ne Stern.

Und wenni 's sieh vo witem,
se stigt mer's Blut ins Gesicht,
es wird mer ubers Herz so knapp,
und 's Wasser lauft mer d'Backen ab,
wohl d'Backen ab,
i weis nit, wie mei gschicht

Am Zistig frueih bim Brunne,
se redt 's mi frei no a
„Chumm, luf mer Hans! Was fehlt der echt?
Es isch der naume gar nit recht,
nei gar nit recht!“
I denck mi Lebzig dra

I ha 's em solle sage,
und hatt'i 's numme gseit!
Und wenn i numme rüher war,
und war mer nit mi Herz so schwer,
mi Herz so schwer,
's gab wieder Gelegenheit

Und uf und furt, jez gangi
's wird jaten im Salat,
und sag em's, wenni naume cha,
und luegt es mi nit frundli a,
nit frundli a,
so bini morn Soldat

En arme Kerli bini,
arm bini, sell isch wöhr
Doch hani no nit Unrechts to,
und sufer gwachse war i jo,
das war i jo,
mit sellem hatt's Fe G'föhr

Was wipplet in de Hurste,
was ruehrt si echterst dort?
Es fisperlet, er ruuscht im Laub
O bhuetis Gott der Her, i glaub,
i glaub, i glaub,
es het mi naumer ghort

„Do bini jo, do hesch mi,
und wenn de mi denn witt!
I ha 's scho sieder'm Spotlig gmerkt,
am Zistig hesch mi vollig bstarckt,
jo, vollig bstarckt
Und worum seisch's denn nit?

Und bisch nit rich an Gulte,
und bisch nit rich an Gold,
en ehrli Gmuet isch uber Geld,
und schaffe Hasch in Hus und Feld,
in Hus und Feld,
und lueg, i bi der hold!“

O Breneli, was seisch mer,
o Breneli, isch's so?
De hesch mi usem Fegfuur gholt,
und langer hatt i 's numme tolt,
nei, numme tolt
Jo, fruh willi, jo!



Der Winter

Ist echt do obe Bauwele feil?
 Sie schütten eim e redli Teil
 in d'Gärten aben und ufs Hus;
 es schneit doch au, es isch e Gruus;
 und 's hangt no menge Wage voll
 am Himmel obe, merki wol.

Und wo ne Ma vo witem lauft,
 so het er vo der Bauwele ghauft;
 er treit sie uf der Achse no,
 und uffem Huet, und lauft derbo.
 Was lauffsch denn so, du narsche Ma?
 De wirsch sie doch nit gstohle ha?

Und Gärten ab, und Gärten uf
 hen alli Scheie Chäppli uf.
 Sie stöhn wie grossi Here do;
 sie meine, 's heig's sußt niemes so.
 Der Nußbaum het doch au si Sach,
 und 's Herehus und 's Chilschedach.

Und wo me luegt, isch Schnee und Schnee,
me sieht ke Stroß und Fueßweg meh
Meng Somehornli, chlei und zart,
lit unterm Bode wohl verwahrt,
und schnei's, so lang es schneie mag,
es wartet uf si Oftertag

Meng Summervogeli schöner Art
lit unterm Bode wohl verwahrt,
es het kei Chummer und kei Chlag,
und wartet uf si Oftertag,
und gang's au lang, er chunnt emol,
und sieder schloft's, und 's isch em wohl

Doch wenn im Fruehlig 's Schwalmli singt,
und d'Sunnetwarmi abe dringt,
Posz tausig, wachst's in jedem Grab,
und streift si Lotehemdli ab
Wo nummen au ne Lochli isch,
schlieft's Leben use jung und frisch –

Do fliegt e hungerig Spaßli her!
e Grosli Brot war si Begehr
Es luegt em jo verbarmlig a,
's het sieder nachte nut meh gha
Gell, Bursfli, sel isch anderi Zit,
wenn 's Chorn in alle Fure lit?

Do hest'ch! Los andern au derbo!
Bisch hungerig, chasch wieder cho! –
's mueß wöhr si, wie 's e Spruchli git
„Sie sathe nit, und ernste nit,
sie hen kei Pflueg, und hen kei Joß,
und Gott im Himmel nahrte sie doch“



Der Geist in der Neujahrsnacht

Tochter, such e Strumpf, und stopfen do hinten ins Fenster,
 wo hütt 's Buebli mittem Steck d'Schibe verheit het.
 G'schicht ich im neue Johr kei größer Unglück as das isch,
 chönnetter z'friede si. Doch weih't's mer so frostig in Acke,
 und i bi die leßti Nacht e twengeli z'jung gsi
 für mi Alter, doch mit Zucht, und eimol isch keimol.
 Will me Geister erblicken und heimligi Sachen erfahre,
 mueß me, wenn's Zwölfi schlacht, nit in de Federe liege.
 Nu mer hen is verspötet mit allerhand fründlige Gspräche
 z'Heiterfchen an der Stroß, und Uhr und Zeiger isch gstande;
 d'Uhr het im alte Johr no welle ne twengeli Frist lo,
 oder hani's verhöört. – „Guet Nacht, ihr Nachbere“, sagi,
 „mi Weg wird am witschte si go Chrozige“, sagi,
 „gebis Gott e glücklich Johr und freudigi Sinne!“ –

„Das geb Gott der Her“, so sage die andie, „und schick di,
 lust trapiert di der Geist no naumen, eb de deheim bisch,
 wo mit sim Chind im Arm am letzte Dezember an d' Stroß stoht
 d' Postnecht wisse's alli, und rite lieber e Feldweg“ –
 's isch so cho, und zmitts im Dorf, und woni ums Eck gang,
 nebe 's Xaveris Huus, bim Bluest! do stoht er am Brunn,
 groß bis fast ans Dach und inneme duftige Mantel,
 groben us Wulken und Licht, und mitteme Bendel im
 Chnopfloch,

und het in den Armen und halber im Mantel verborge
 wunderchon e Buebli gha mit frundligen Auge,
 chußt's und lachlet's a us sinen ernstlige Miene,
 wie us nachtligem Struch der Vollmond lieblich in d'Welt luegt
 „Siehst mi nit, so tuesch mer nit“, – so denki und weih mi
 mit em heilige Chrus, und stell mi hinter de Brunnstoc,
 und will lose, was er seit, und wienerem zuespricht
 Wenig han z'erst verstande, 's Wasser het bruuschet
 us de Röhren in Trog und us em Brunnstrog ins Grabli
 „Chilchhof“ – han verstande, und – „Nur darf ewige

Stand ha“ –

Und – „Jez gohst in d'Welt mit dine Schmerzen und Freude
 Teil sie verstandig us, und was ich numme cha schlichte,
 bring zuem gueten End Si hen e freudige Herbst gha
 Trinkt em z'viel, und siht er lang im nachtlige Wirtshuus,
 gang, und bietem heim und fñehren, daß er kei Bei bricht!
 Nimm di der Armuet a, und sorg mer für Wittwen und Waise,
 mach mer die Chranke gsund – Die brave Soldate han ich no
 mit Trumpe und Pauken und Chrethranzen ins Land gfuehrt
 Loß du Freuden und Tan, und Opfelchuechli nit fehle,
 wenn sie im Urlaub sin deheim bi Vater und Muetter
 Seig kei Fabelhans, und denki nit, wil e Kometstern
 duftig am Himmel hangt, se mueßisch Feldzug und Schlachte,
 Hungersnot und Sterbet bringe, Zetter und Elend
 Siehst mi Chrestern? Siehst nit mi Wandel im Chnopfloch?
 Roserot isch Freud, und Gruen isch lieblici Hoffnig

Gang, verdienen der au so ein mit dine Merite,
 und schmuck Jung und Alt mit frumme Sitten und Late!''
 Druber schnurrt's im Turn in alle Rader am Schlagwerk,
 und wie's Zwölfsi schlägt, so stellt er 's Buebli an Bode,
 wie der Engel so schön, und wie der Morge so lieblich,
 und seit „Das walt Gott! Jez gang uf eigene Fuesse!
 Gib mer frei wohl Acht zum guetige Furste in Karlstrueh,
 zue de Triburger Here, und zue de Landen im Brisgau,
 aß sie kei Leid erfahren, und bringene Freuden und Gesundheit!''
 Sueß, wie Sunneblick, het's Buebli glachlet und Jo! gseit
 Aber mittem lezte Schlag im lustige Chilchturn
 goht er in große Schritte 's Dorf us, und gegenem Rh zue,
 allitwil gschwinder und großer, und allitwil bleicher und dunner,
 wie ne Nebelduft am Feldberg oder am Belche
 Und wie nootno in der Mitternacht d'Glocke verbrummt het,
 het si der Dufft verzogen, und isch vergangen und weg gi
 Chunnfch bald mitem Strumpf? 's zieht allitwil schärfer und
chueler
 Wenni lang verzehl, stohsch lang do ummen und gohsch nit



's Habermues wär fertig, se chömmet, ihr Chinder, und esset!
 Betet: Aller Augen – und gent mer ordeli Nüchtig,
 aß nit eim am rueßige Lüpfi 's Ermeli schwarz wird.

Esset denn, und segnich's Gott, und wachset und früeihet!
 D'Haberschörnli het der Atti zwische de Fure
 gsäiht mit flißiger Hand und abeg'eget im Früeihjohr.
 Äß es gwachsen isch und zittig worde, für sel cha
 euen Atti nüt, sel tuet der Vater im Himmel.
 Denket numme, Chinder, es schloft im mehligi Chörnli
 chlei und zart e Chiimli, das Chiimli tuetich ke Schnüüfli,
 nei, es schloft, und seit kei Wort, und iszt nit, und trinkt nit,
 bis es in de Fure lit, im lueßere Bode.

Aber in de Furen und in der fuchthige Waimi
 wacht es heimli uf us im verschwiegene Schloßli,
 streckt die zarte Gliedli, und suget am saftige Chornli,
 wie ne Muetterkind, 's isch alles, aß es nit briegget
 Siderie wird's großer, und heimli schöner und starker,
 und schließt us de Windlen, es streckt e Wurzeli abe,
 tiefer aben in Grund, und suecht si Nahrung und find't sie
 Jo, und 's sticht's der Wunderfisch, 's mocht nummen au wisse,
 wie's denn witer oben isch Gar heimlig und furchtsem
 guggel't zum Boden us – Pos tausig, wie gfall't em!
 Use lieber Herget, er schickt en Engeli abe
 „Bringem e Tropfli Tau, und sag em frundli Gotswiltche!“
 Und es trinkt, und 's schmecktem wohl, und 's streckt si gar solli
 Sieder strehlt si d'Sunnen, und wenn sie gewaschen und
 gestreht isch,

chunnt sie mit der Strüefete fure hinter de Berge,
 wandlet ihre Weg hoch an der himmlische Landstroß,
 streckt und lueget aben, as wie ne frundligi Muetter,
 no de Chindlene luegt Sie lachlet gegennem Chumli,
 und es tuestem wohl, bis tief ins Wurzeli abe
 „So ne solli Frau, und doch so guetig und fründli!“
 Aber was sie strickt? He, Gwuld us himmlische Dufte!
 's tropflet scho, ne Sprußerli chunnt, druf regnet's gar solli
 's Chumli trinkt bis gnuag, druf weih't e Luffeli und trocknet's,
 und es seit „Jez gangi nummen untere Bode,
 um te Pris! Do blibi, geh, was no us mer will werde!“

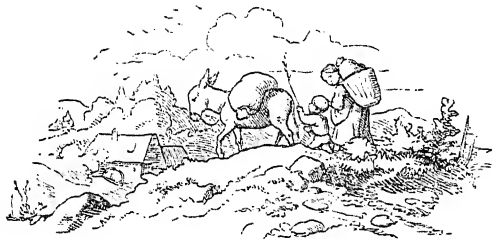
Eßet Chindli, glegn' es Gott, und wachset und trueihet!
 's wartet herbi Zit ufs Chumli Wulken an Wulke
 stohn am Himmel Tag und Nacht, und d'Sunne verbirgt si
 Uf de Berge schneit's, und witer nide huriglet's
 Schocheli schoch, wie schnatteret jez, und briegget mi Chumli!
 und der Boden isch zue, und 's het gar chundigi Nahrung
 „Jich denn d'Sunne gestorbe“, seit es, „aß sie nit cho will!“
 Oder fürcht sie au, es frier' sie? Wari doch bliebe,
 woni gsi bi, still und chlei im mehliche Chornli,

und deheim im Boden und in der fuedchtige Warmi "
 Lueget Chinder, so goht's! Der werdet au no jo sage,
 wenn der use chommet, und unter fremde Lute
 schaffe muent und reblen, und Brot und Plunder verdiene
 „Wari doch deheim bi'm Mueterli, hinterem Dfe!“
 Trostich Gott! 's nimmt au en End, und obbe wird's besser,
 wie's im Chumli gangen isch Am heitere Maitag
 weih't's so lau, und d'Sunne fligt so chraftig vom Berg uf,
 und sie luegt, was 's Chumli macht, und git em e Schmußli,
 und jez isch em wohl, und 's weiß nit z'blibe vor Freude

Nootno prange d'Matte mit Gras und farbigie Blueme,
 nootno duftet's Chriesibluet, und gruenet der Plumbbaum,
 nootno wird der Rogge buschig, Weizen und Gerste,
 und mit Haberli seit „Do blibi au nit dehinte!“
 Nei, es spreitet d'Blattli us – wer het em sie groobe?
 und jez schießt der Halm – wer triibt in Röhren an Rohre
 's Wasser us de Wurze bis in die saftige Spiße?
 Endli schlieft en Alri us, und schwanckt in de Luste –
 Sagmer au ne Mensch, wer het an sidem Fade
 do ne Chnospli ghenkt und dort mit chunstlige Hande?
 d'Engeli, wer denn sust? Sie wandle zwische de Furen
 uf und ab, vo Halm zue Halm, und schaffe gar solli
 Jez hangt Bluest an Bluest am zarte schwanfigen Alri,
 und mi Haber stoht, as wie ne Bruutli im Chilchstuel
 Jez sin zarti Chornli drin, und wachsen im Stille,
 und mi Haber merkt afange, was es will werde
 D'Chaserli chömme und d'Fliege, sie chömme z'Stubete zue'nem,
 luege, was er macht, und singen Sie Popeie!
 Und 's Schuturmli chunnt, poß tausig mittem Laternli,
 z'Nacht um Nunt z'Nacht, wenn d'Fliegen und d'Chaserli schlofe

Esset Chinder, segn' es Gott, und wachset und trueihet!
 Sieder het me gheuet, und Chriesi gunne no Pfingste,
 sieder het me Plumli gunne hinterem Garde,
 sieder hen sie Rocke gschnitte, Weizen und Gerste,

und die arme Chinder hen barfis zwische de Stupfle
 gfalleni Ahri glesen, und 's Müüsli hetene ghulfe.
 Druf het au der Haber bleicht. Voll mehligi Chörner
 het er gschwankt und gseit: „Jez isch's mer afange verleidet,
 und i merf, mi Zit isch us, was tueni ellei do,
 zwische de Stupfelrüeben, und zwische de Grumbirestude?“
 Druf isch d'Muetter usen und 's Gfersinli und 's Plunni,
 's het ein scho an d'Finger gfre z'morgen und z'obe.
 Endli hemmer en brocht und in der staubige Schüre
 hen sie'n dröschet vo früeih um Zwei bis z'oben um Vieri.
 Druf isch's Müllers Esel cho, und hetten in d'Mühli
 gholt, und wieder brocht, in kleini Chörnli vermahle;
 und mit feister Milch vom junge fleckige Chüeihli
 hetten 's Muetterli g'chocht im Lüpfi. – Gelltet, 's isch guet gsi?
 Wüschet d'Vöffel ab, und bett eis: Danket dem Heren –
 und jez göhnt in d'Schuel, dort hangt der Dser am Gimse!
 Fall mer feis, gent Achtig, und lehret, was menich ufgit!
 Wenn der wieder chömmet, se chömmet der Zibbertli über.





Wächterruf

Loset, was i euch will sage!

D'Glocke het Zehni gschlage.

Jez betet, und jez göhnt ins Bett,
und wer e rüehig G'wisse het,
schlof sanft und wohl! Im Himmel wacht
e heiter Aug die ganzi Nacht.

Loset, was i euch will sage!

D'Glocke het Dösi gschlage.

Und wer no an der Arbeit schwißt,
und wer no bi de Charte sißt,
dem bieti jez zum leßtemol, –
's isch hochi Zit – und schlofet wohl!

Loſet, was i euch will ſage!
D'Glocke het Zwołſi gſchlage
Und wo no in der Mitternacht
e Gmuet in Schmerz und Chummer wacht,
ſe geb der Gott e rueihige Stund,
und mach di wieder froh und gjund!

Loſet, was i euch will ſage!
D'Glocke het Eis gſchlage
Und wo mit Satans G'heiß und Rot,
e Dieb uf dunkle Pfade goht,
– i will's nit hoffen, aber gſchieht's –
gang heim! Der himmlisch Richter ſiehet's

Loſet, was i euch will ſage!
D'Glocke het Zwei gſchlage
Und wem scho wieder, eb's no tagt,
die schwere Sorg am Herze nagt,
du arme Tropf, di Schloß iſch hi'!
Gott ſorgt! Es wal nit nötig gi

Loſet, was i euch will ſage!
D'Glocke het Dru gſchlage
Die Morgestund am Himmel ſchwebt,
und wer im Friede der Tag erlebt,
danke Gott, und ſaß e frohe Muet,
und gang ans G'schafft, und – halt di guet!



Der Bettler

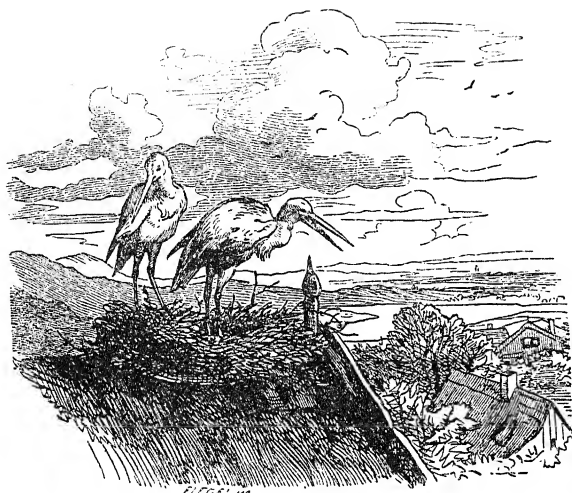
En alte Ma, en arme Ma,
 er sprichtich um e Wohltat a.
 E Stückli Brot ab euem Tisch,
 wenn's eue guete Willen isch!
 He jo, dur Gotts Wille!

In Sturm und Wetter, arm und bloß,
 gibore bini uf der Stroß,
 und uf der Stroß in Sturm und Wind
 erzogen, arm, e Bettelchind.
 Druf woni chraftig worde bi,
 und d'Eltere sin gstorbe gsi,

Je hani denkt Soldatetod
 isch besser weder Bettelbiot
 I ha in schwarzer Wetternacht
 vor Laudons Zelt und Fahne gewacht,
 i bi bim Paschal Paoli
 in Korsika Draguner gsi,
 und gfochte hani, wie ne Ma,
 und Bluet an Gurt und Sebel gha
 I bi vor menger Batterie,
 i bi in zwenzig Schlachte gsi,
 und ha mit Treu und Tapferkeit
 dur Schwert und Chugle 's Lebe treit
 I'legt hen si mi mit lahmem Arm
 ins Glend gschickt Das Gott erbarm!
 He jo, dur Gotts Wille!
 „Chumm arme Ma!
 I gunn der's, wienis selber ha
 Und helf der Gott us dimer Nof,
 und trost di, bis es besser goht“

Vergelt's der Hei, und dank der Gott
 du zarten Engel wiß und rot,
 und geb der Gott e brave Ma! –
 Was luegst mi so hitwegli a?
 Hest obben au e Schaß im Zelt,
 mit Schwert und Roß im weite Feld?
 Bitwahr di Gott vor Weh und Leid,
 und geb dim Schaß e sicher Gleit,
 und bring der bald e gesunde Ma!
 's goht ziemli scharf vor Mantua
 's tha si, i chönnt der Meldig ge –
 Was luegst mi a, und wirtsch wie Schnee?
 Denktwohl, i henk mi Bettelgwand,
 mi falsche graue Bart an d'Wand!
 Jez bschau mi recht, und chennsch mi no?
 Geb Gott, i seig Gottwilche do!

„Bei Jesis, der Friedli, mi Friedli isch do!
Gottwilche, Gottwilche, wohl chenni di no!
Wohl het mi bigleitet di lieblici Gestalt,
uf duftige Matten, im schattige Wald
Wohl het di bigleitet mi b'hummeret Her,
dur Schwert und Chugle mit Hoffnig und Schmerz,
und briegget und beffet Gott het mer willfahrt,
und het mer mi Friedli und het mer en gspart
Wie chlopft's mer im Buese, wie bini so froh!
O Muetter, chumm weidli, mi Friedli isch do!“



Der Storch

Nach dem Frieden

Willkummi, Herr Storch! bisch au scho do,
und schmecksch im Weiher d'Grösche scho?
Und meinsch, der Winter heig si Sach,
und 's besser Wetter hömm alsgmach?

He jo, der Schnee gieng überall;
me meint, es werd scho grünen im Tal.
Der Himmel isch so rein und blau,
und 's weisht ein a so mild und lau.

Nei loset, wiener welsche cha!
Verstohst men au ne Wörtli dra?
Drum chunnt er über Strom und Meer
us wite fremde Ländere her.

Was bringst denn Neu's us Afrika?
Si hen gwis au so Umsland gha,
und d'Buchse gespannt, und d'Sebel g'weßt,
und Freiheitsbaum vor d'Ehliche gseßt?

De hest so rotu Strumpfli a
Ist obbe Bluet vom Schlachtfeld dra?
Wo hest die schwarze Zegge g'no?
Bist obbe z'noch an d'Flamme cho?

Um das hattst uber Land und Meer
nit reise dorfe hi und her
vom Rhistrom bis in Afrika
De hattst's jo in der Noochi gha

Mer wusse leider au derbo,
und mengi Wunde bluezet no,
und 's druckt no menge Chummer schwei,
und menge schone Trog ist leer

Und witer an den Alpe hi,
ist's, Gott erbarm's, no arger gsi,
und Weh und Ach het usern Wald
und us de Berge widerhallt

Uns Wilhelm Telle Freiheitshuet
hangt menge Tropfe Schwiizerbluet
Wie het's nit ummen blizt und g'hracht,
und dundret in der Wetternacht!

Doch obben in der Wetternacht!
het Gottis Engel au no g'wachet
„Jo frili“, seit er, „Chlip und Chlap!“
und schwenkt der Schnabel uf und ab

Gang Muetter, und heis's Buebli cho!
Lueg Chind, di Storch ist wieder do!
Sag Gruess di Gott! Was bringst mer mit?
I glaub, bim Bluezt, er chennt di nit

's machr's, wil d'jo groß und jufer bisch,
und 's Lochli chrufer worden isch
Wern hesch no so ne Suppli gha,
jcz hesch scho gstreifti Hosli a

Er pepperet no allwyl,
und 's schint, er wiß no sollt brel
Es goht em au, wie mengem Ma,
er het si Gfalle selber dra!

's isch gnueg, Her Storch! Mer wusse's scho,
und was de seisch, mer glaube's jo!
Es freut di au, aß 's Dorf no stohet,
und alles gsund isch – dank der Gott!

He jo, 's mag wieder ziemli go,
und 's Geldpiket isch numme do,
wo Lager gsi sin Zelt an Zelt,
goht jcz der Pflueg im Ackerfeld

Und der, wo d'Storche heiße cho,
und d'Rabe nahr, isch au no do
Er schafft den Arme Brot ins Hus,
und heilt die alte Presten us

Und wo me luegt, und luege cha,
se lachlet em der Frieden a,
wie Morgeliacht, wenn d'Nacht vergohet,
und d'Sunne hinter de Lanne stohet

Gang lueg e wenig d'Begniß a!
I glaub, de wirtsch e Gfalle ha
Mi Matten isch der wol bikannt,
am Brunnen abe linker Hand

Und triffsch am Bach e Froschli a,
sen isch's der gunnt Verstick nit dra!
Und, was i bitt, loß d'Zimme goh!
Mi Große seit, sie fliege scho



Der Samstag het zum Sonntag gseit:
 „Jez hani alli schlofe gleit;
 si sin vom Schaffe her und hi
 gar sölli müed und schlöfrig gsi,
 und 's gohtmer schier gar selber so,
 i cha fast uf ke Bei meh stoh.“

So seit er, und wo's Zwölfi schlägt,
 se sinft er aben in d'Mitternacht.
 Der Sonntag seit: „Jez isch's an mir!“
 Gar still und heimli bschließt er d'Tür.
 Er düselet hinter de Sterne no,
 und cha schier gar nit obfi cho.

Doch endli ribt er 'dAugen us,
er chunnt der Sunn an Tür und Hus;
sie schloßt im stille Chämmerli;
er pöpperlet am Lädemli;
er rüeft der Sunne: „D'Zit isch do!“
Sie seit: „I chunnn enanderno.“

Und lislì uf de Bееche goht,
und heiter uf de Berge stoht
der Sunntig und 's schloßt alles no;
es sieht und hört en niemes goh;
er chunnt ins Dorf mit stillem Tritt,
und twinkt im Guhl: „Verrot mi nit!“

Und wemmen endli au verwacht,
und gschloße het di ganzì Nacht,
se stoht er do im Sunneschi',
und luegt eim zu de Fenster i
mit sinen Auge mild und guet,
und mittem Meien uffem Huet.

Drum meint er's treu, und was i sag,
es freut en, wemme schloße mag,
und meint, es seig no dunkel Nacht,
und d'Sunn am heitere Himmel lacht.
Drum isch er au so lislì cho,
drum stoht er au so liebli do.

Wie glüzeret uf Gras und Laub
vom Morgetau der Silberstaub!
Wie weith e frische Maieluft,
voll Chriesibluest und Schleicheduft!
Und d'Zimmlì sammlè flink und frisch,
sie wüsse nit, aß 's Sunntig isch.

Wie pranget nit im Garteland
 der Chriesibaum im Maiegwand,
 Gelveieli und Tulipa,
 und Sterneblueme nebe dra,
 und gfüllti Zinkli blau und wiisß,
 me meint, me lueg ins Paradies!

Und 's isch so still und heimli do,
 men isch so rüehig und so froh!
 Me hört im Dorf kei Hüß und Hött;
 e Guede Tag, und Dank der Gott,
 und 's git gottlob e schöne Tag,
 isch alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli seit: „Trili jo!
 Posz tausig, jo do isch er scho!
 Er dringt jo in si'm Himmelsglast
 dur Bluest und Laub in Hurst und Nast!“
 Und 's Distelzwigli vorne dra
 het 's Sunntigröckli au scho a.

Sie lüte weger 's Zeiche scho,
 der Pfarer, schint's, well zifli cho.
 Gang, brechmer eis Murrkli ab,
 verwüschet mer der Staub nit drab,
 und Chüngeli, leg di weidli a,
 de muesch derno ne Meie ha!





Auf einem Grabe

Schloß wohl, schloß wohl im hüele Bett!
 De ligsch zivor hert uf Sand und Chies;
 doch spürt's di müede Rucke nit.
 Schloß sanft und wohl!

Und 's Deckbett lit der, dick und schwer
 in d'Höchi gschüttlet, uffem Herz.
 Doch schloßsch im Friede, 's druckt di nit.
 Schloß sanft und wohl!

De schloßsch und hörsch mi Bhüetdi Gott,
 de hörsch mi sehnli Chlage nit.
 Wär's besser, wenn de 's höre chönntsch?
 Nei, weger nei!

O, 's isch der wohl, es isch der wohl!
Und wenni numme bi der war,
se war scho alles recht und guet
Mer tolen is

De schlossch und achtsch 's Unrueth nit
im Chilschtern die langi Nacht,
und wenn der Wächter Zwölfi ruest
im stille Dorf

Und wenn's am schwarze Himmel blizt,
und Gwuld an Gwuld im Donner chragt,
se fahrt der 's Wetter übers Grab,
und weckt di nit

Und was di frueh im Morgerot
bis spot in d'Nittnacht beschummert het,
Gottlob, es sicht di nummen a
im stille Grab

Es isch der wohl, o, 's isch der wohl!
und alles, was de glitte hest,
Gott Lob und Dank, im chuele Grund
inet's nummi weh

Drum, wenni numme bi der war,
so war jo alles recht und guet
Jez sichi do, und weiß kei Trost
mi'm tiefe Schmerz

Doch obbe bald, wenn's Gottswill isch,
se chunnt mi Samstag z'oben au,
und druf, se grabt der Nothber Chlaus
inn au ne Bett

Und wenni lig, und numme schnuuf,
und wenn sie 's Schloflied gsunge hen,
se schüttle sie mer 's Deckbett uf,
und — Bhuetdi Gott!

Is schlof derno so sanft wie du,
und hor' im Chilschturn 's Unrueh nit
Mer schlofe, bis am Sunntig frueh
der Morge tauf

Und wenn emol der Sunntig tagt,
und d'Engel singe 's Morgelied,
se stohn mer mit enander uf,
erquickt und gsund

Und 's stoht e neu Chilsche do,
sie funklet heil im Morgerot
Mer gohn, und singen am Altar
Hallelujah!



Der Wächter in der Mitternacht

„Loset, was i euch will sage!

D'Glocke het Zwölfsi gschlage.“

Wie still isch alles! Wie verborgen isch,
 was Lebe heißt, im Schoß der Mitternacht
 uf Stroß und Feld! Es tönt kei Menschekritt;
 es fährt kei Wagen us der Ferni her;
 kei Hustür gahret, und kei Dtem schnuust,
 und nit emol e Möhnli rüeft im Bach.
 's lit alles hinterm Umhang jez und schloft,
 und öb mit lüchtern Fuß und stillem Tritt
 e Geiße vorüber wandlet, weiße nit.

Doch was i sag, ruuscht nit der Luch? Er schießt
 im Leerlauf ab am muede Muhlrad,
 und naume schlucht der Jltis unterm Dach
 de Tremle no, und lueg, do obe zieht
 vom Chilchturn her en Ul im stille Flug
 dur d'Mitternacht, und hangt denn nit im Stwulch
 die groöi Nachslaterne dort, der Mond?
 Still hangt si dort, und d'Sterne flimmere,
 wie twemmen in der dunke Regenacht,
 vom wite Gang ermattet, uf der Stroß
 an d'Heimet chunnt, no keini Dacher sieht
 und numme do und dört e fründli Licht

Wie wird's mer doch uf eimol so kurios?
 wie wird's mer doch so weich um Brust und Herz?
 As wenni briegge mocht, weiß nit worum?
 as wenni 's Heimweh hatt, weiß nit no was
 „Lofet, was i euch will sage!
 D'Glocke het Zwölfi gschlage
 Und ich's so schwarz und finster do,
 se schine d'Sternli no so froh,
 und us der Heimet chunnt der Schi'
 's mueß lieblich in der Heimet si!"

Was willi? Willi dure Chilchhof goh
 ins Underdorf? Es ich mer d'Tur seig off,
 as wenn die Toten in der Mitternacht
 us ihre Graber giengen, und im Dorf
 e wenig luegten, ob no alles ich
 wie almig, 's ich mer doch bis dato ken
 bigegnet, aß i weiß Denkwol i tue's,
 und ruf de Tote – nei sel tueni nit!
 Still willi uf de stille Grabere goh!
 Sie hen jo d'Uhr im Turn, und weiß i denn,
 ich au scho ihri Mitternacht verbei?
 's cha si, es fallt no dunkler alltwil

und schwarzer uf sie abe – d'Nacht isch lang
's cha si, es zuckt e Streifli Morgerrot
scho an di Berge uf – i weis es mit

Wie isch's so heimli do! Sie schlofe wohl
Gott gunnene's! – e bißli schuderig,
sel laugni nit; doch isch nit alles tot
I hor jo 's Unuerh in der Chilche, 's isch
der Puls der Zit in ihrem tiefe Schlof,
und d'Mitternacht schnuust vo de Berge her
Ihr Dtem wandlet uber d'Matte, spielt
dort mittem Tschaubbeli am gruene Nast,
und pfist dur d'Scheie her am Gartehag
Sie huuchet fuecht an d'Chilchemur und chalt,
die lange Fenster schnattere deroo
und 's lopperig Chruß Und lueg, do lustet sie
en offe Grab! – Du gueten alte Franz,
se hen sie au di Bett scho gmacht im Grund,
und 's Deckbett wartet uf di nebe dra,
und d'Liechli us der Heimet schine dri!

He nu, es gohtis alle so Der Schlof
zwingt jeden uffem Weg, und eb er gar
in d'Heimet dure chunnt Doch wer emol
si Bett im Chilchhof het, gottlob, er isch
zum legemol do niden ubernacht,
und wenn es taget, und mer wachen uf,
und chömmen use, hemmer numme wit,
e Stundli obben, oder nitemol –
Se stolper! denn au no d'Stapfli ab,
und bi so nuechter bliebe hinechte
„Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zivolfi gschlage
Und d'Sternli schine no so froh,
und us der Heimet schimmert's so,
und 's isch no umme chleini Zit
Vom Chilchhof het me numme wit“

Wo bim gsi? Wo bim echterst jez?
 e Stapfli uf, e Stapfli wieder ab,
 und wilters nut? Nei weger, wilters nut!
 Ich nit 's ganz Dorfli in der Mitternacht
 e stille Ghilchhof? Schloft nit alles do,
 wie dort vom lange muede Wachen us,
 vo Freud und Leid, und ich in Gottis Hand,
 do unterm Straudach, dort im chuele Grund,
 und warfe, bis es taget um sie hei?

He, 's wurd jo obbe! Und wie lang und schwarz
 au d'Nacht vom hohe Himmel abe hangt,
 verschlofen ich der Tag deswegen nie,
 und bis i wieder kumm, und no ne mol,
 se gen mer d'Guhl scho Antwort, wenni ruf,
 se weiht mer scho der Morgelust ins Gesicht
 Der Tag verwacht im Tannewald, er lupt
 als gmach der Umhang ob; 's Morgeliecht,
 es rieslet still in d'Nacht, und endlı wahl't's
 in goldne Stromen uber Berg und Tal
 Es zuckt und wacht an allen Orte, 's goht
 e Lade do und dort e Hustur uf,
 und 's Lebe wandlet use frei und froh

Du liebi Seel, was wird's e Girtig si,
 wenn mit der Zit die lehti Nacht versinkt,
 wenn alli goldne Sterne groß und chlei,
 und wenn der Mond und 's Morgerot und d'Sunn
 in Himmelslicht verrinnen, und der Glast
 bis in die tiefe Graber abe dringt,
 und d'Muetter rufft de Ghindlene „'s ich Tag!“
 und alles usem Schlof verwacht, und do
 ne Laden ufgoht, dort e schiner Tur!
 Die Tote luegen use jung und schon,
 's het menge Schade guetet ubernacht,
 und menge tiefe Schnatte bis ins Herz

isch heil. Sie luegen use gsund und schön,
und tunke 's Gsicht in Himmelsluft. Sie stärkt
bis tief ins Herz – o wenn's doch bald so chäm!

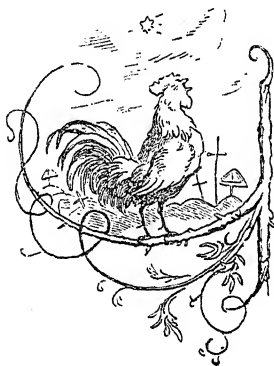
„Loset, was i euch will sage!

D'Glocke het Zwölfi gschlage.

Und d'Liedtli brennen alli no;

der Tag will jemerst no nit cho.

Doch Gott im Himmel lebt und wacht,
er hört wohl, wenn es Vieri schlacht!“



Vetter Vogt! Der Vaminert (i muß ichs chlaage) wud sagli
 liederlicher, fuler, verhoffener, 's ich numme z'lebe,
 's ich numme z'gschirre mit em, 's hilft weder strofe, no

Zuespruch

Lozet, wiener mers macht! 's ich weg'neme Zubackpfisli,
 weg'neme tufsignette Pfisli, 's het mi jerg Gulde
 gchoft und ungrad! Ehruger, no ohni 's Bschlag dra, und ohni
 's Chettemli dra, sust seit me dei Gattig Prislene Meerschum
 Wiß sin si, wie Chlabaster, und weich wie Anke, und wie ne
 Fliegeschißli so lucht, wenn ein e Fliege 'n uff d'Hand schißt
 Raucht me'n us so me Pfisli, se wirds wie langer wie schöner,
 Zerst wirds gruen am Bschlag, as wie der libhastig Gruespon,
 Allwilt witer abe, und allwilt gruenener und dunkler
 bis es schwarz ich, wie d'Nacht, doch brun wirds gegenem

Chopf zue,

und der Chopf blibt wiß, 's ich nit nuß, wenn er nit wiß blibt
 Aber so e Pfisli ich wie e schaallos Eili,
 wie e Segmonetchindli (doch nit der Landvogt ihres),
 wo me's anruhet, suets em weh, im Augenblick het es
 Moos, Ehrigli, Lochli, me darf nit herzhast dra chuche
 Het em e Ruusch, se will i'm nit rote, us so me Pfisli
 z'rauche, 's Pfisli war hi, und überhaupt, wenn ein voll ich,
 soll er 's rauche lo si, me het bitruebt Gempel,
 's goht mit em z'underst und z'oberst, der Bode will unter em

breche

D'Brucke schwante, d'Berg bivege si, d'Lut sieht er dopplet
 schweht mit em selber – armsdicke Wort, – si schieße kem Pfarer
 so vo de Lippe, der Ziehzero z'Rohm ich numme e Naar gsi
 Aber wider zum Pfisli Wenn so e Pfisli versaut ich,
 lueget, se cha me's buße, und wenn's so rueßig und schwarz ich,
 wie der Michel mit vierzeh Striche, wirds ich doch wider
 wie der g'falle Schnee, me glaubts nit, wemmes nit gseh het
 Schabe cha me's, und wemms so rublig wie's Here Faktore
 Josef Friederli war, se wird's ich so glatz und so glanzig,

's Suffilis Baßli chonne nit glanziger, chonne nit glatter
 si, – und wenn so e Pfißli recht gschlacht soll blibe, se nimmt me
 naumen e Lupsli, wo no ke Eierenanke isch drin gsi,
 löst im Lupsli Wachs vergoh, wie finer, wie besser,
 und hocht 's Pfißli im Wachs, 's isch aber e bsundere Vortel,
 's cha's nit jedwede Ehue! Der werdet's selber nit chönne!
 Ußem Fundement verstoht's der Bammert, und sider
 aß er d'Geldhuet verlore, und keinig meh z'zieh het,
 bußt er Pfißli Der Burscht het suß schier nut meh z'verdiene
 's Stunderueffe freit nit viel i, zwor bruel't er entseßli,
 er, und d'Chage, und d'Guhl, und 's Wirths fuulartige Hofhund
 hen e Gragol mitenander, der Mond am Himmel wird schuuch
 drob

d'Herz bsegne si selber im rueßige Chemi und bette
 „das walt Gott, und b'huetis Gott!“ – So grueseli brüelt er
 Aber bruele und suufe isch zwoerlei Gsosse mueß doch si!
 Und wie ärger er bruel't, wie arger suuft er, bis d'Sterne
 no'tno verbleiche am graue Himmel, und enen am Lurnberg
 lisli der Morge verwacht, und was er mit Bruele verdient het,
 het er vor Tag scho versoffe Wo was jez lebe? Der Tag will
 au si Sach, und der Bammert isch ke vo dene, wo 's Gße
 obem Trinke vergessen, er frist ich mit Bieren um d'Wetti,
 wenn ers het, seigs Chas, seigs Brotis, Lubli und Strubli
 Aber so e Lebe kost Geld in jekige Zite!
 D'Not lehrt bette, d'Not lehrt schaffe, d'Not lehrt de Bammert
 Pfißli buße Es treit zwor wenig i, doch ischs so viel
 Loset jez, wie er mers macht! Ni Pfißli isch rublig, – i gib em's
 Vor zwölz Wuche, 's het no gschneit, 's het no ke Bluemli
 's Chöpfli zeigt, se gilt i'm mi Pfißli und sag em „Do hent
 er's!“

Chabet's, siedet's, bußet's; genü Achtig druf – 's kostet se
 Gulde,
 ohne 's Bschlag dra, und ohni 's Chetttemli Bringet's bald wider!
 Wenn der's ordeli bußet, und zitli bringet, se hilf i ich
 wieder zue enem Amtli, und zahl ich extra zwo Halbi!“

Gott's der Bursch nit tu? Was machi er? Er nimmt mer mi
Pfifli

Jo, i will ich's buße und ordeli wider bringe! —
Sellemols gseh, und numme! I frog' en, wo i'm de Chopf sieh,
„Bammerf, hent der mer's Pfifli?“ — „I blos ich aufs Pfifli“,
isch d'Antwort
„Hent er's verlore?“ — „Nei!“ — „se hen ders verlosse,
bikennets!“

„Nei, i ha's nit verlosse!“ — „bringet's!“ — „Moin will i's
bringe“

Lueget, se trüb is vo Faßnacht bis Ostre, vo Ostre bis Pfingste
Wer mer's Pfifli nit bringt, das isch der liederlich Bammerf
Wetter Vogt! Drum meint i, der chönntet mer oppe do bistoh!
Wenn der e scharpfe Bifehl im Bammerf schicket, der wuße,
wie me mitem mueß rede! so dußli „'s Dunder und 's Wetter
fahr ich in Ehre denn au! Du dunderstiefige Heßer!
Het der Her Stabhalter si tuisig schon Pfifli fur euch gchauft?
's Pfifli use! bi Gott! just muenter sechs Wuche ins Huusli
Ditz! Guntert, Vogt“ — Was gils, er losst's nit druf ach!
Luent mer der Gefalle, Her Vogt! — Der neu Vikari vo
Lohrech

bringt ich d'Vollete, ne brave Her, und gmer mitte Lute
Sust sin die junge Burst mengmol e wenig phatestig,
meine sie heigen eller mit Löffle d'Glehrsamkeit gresse
Aber der neu Vikari isch ken vo dene Er predigt
Gottis Wort, wies si ghört, und fuehrt e chriftliche Wandel,
het e trostlige Zuspruch, und wenn er d'Bibel vom Schast langt,
hegefrisiert er eim d'Spruch so dußli, aß es e Freud isch
Drum erwiset em Ehr — I will ihn grefumediert ha!
Stabhalter

Des rheinlandischen Hausfrundes
 Dankagung an Pfarrer Jack in Triberg
 für ein ihm übermachtes freundliches Geschenk

Zeig wie, Her Peter! Wenn der 's Glasli schmeckt,
 voll Chirsitwasser, und der Chueche dri,
 und 's Lied vo Triberg vom Her Pfarer Jack,
 weisch nit, was schön isch? Sit men eim nit d'Hand,
 zieht 's Chappli ab, und seit Vergelts ich Gott!
 Du nit? Und trinksch, as wenn di eigene Baum
 die Chirsi treit hatt? Und de hest doch kem

's isch wohr, Her Jack, i ha kei eigene Baum,
 i ha kei Hus, i ha kei Schopf im Stal,
 kei Pflueg im Feld, kei Immeßand im Hof,
 kei Chag, kei Huenli, mengmol au kei Geld
 's macht nit Gisch doch im ganze Dorf kei Buur
 so rich, as ich Der wuffet wie me's macht
 Me meint, me heigs So mein au, i heigs
 im süesse Wahn, und wo ne Baumlü blueht,
 's isch mi, und wo ne Feld voll Abri schwanft,
 's isch au mi, wone Sauli Gihle frist,
 es frist sie us mi'm Wald

So bini rich Doch richer bini no
 im Heuet, in der Ernt, im frohe Herbst
 I sag. Jez chommet Lut, wer will und mag,
 und heuet, schnidet, hauet Trubli ab
 I ha mi Freud an Allem gha, mi Her,
 an allen Dufsten, aller Schoni g'labt
 Was ubrig isch, isch euer Traget's heim!

Her Jack, mir isch, dei schüttlet eue Chopf,
 und saget furich selber: „Guefe Grund,
 so lebt men im Schlaraffeland“ He jo,
 so lebt men im Schlaraffeland, 's isch woher
 Treit nit meng Jmmli sueße Hunig heim
 um Triberg? Hängt nit menge Chirsibaum
 voll schwarz; Chinder? Mir do niede fliegt
 der Chuechen und der Chirsiwasser Chueg
 und drei fur ein zum Fenster! Do trink!
 Und lueg, do fliegt e Blatt, 's isch schwarz uf wuß

Her Jack, viel Sueßi wohnt im Bluemewelch,
 viel Sturz im brune Chirsichern, 's isch woher
 Doch was im frumme Menscheherz ersprießt,
 und ufgoht, und in schöne Liedere blueht,
 wie euer Lied, goht ubers Zuckerbrot
 und Zimmetgeist Das treit ke Jmmli heim,
 das distilliert der Summer an keim Baum
 Drum danke ich Gott fur alles Liebs und Guts
 Drum danke ich Gott fur euer dreifach G'schenk,
 und gebich Sunneschin un frohi Zit
 Der sehnt, i danke mit Chapeziner-Danke,
 mit Segen und Papier -

Auf die Insel bei Odelshofen
(am Tage ihrer Einweihung)

Zeig Jumpsfere us em Oberland,
mit diner Harpfen in der Hand,
flücht di Zirkel-Ehranz ins Thor,
legs Halsstuech a us Silberflor,
chumm sing e Liedli so und so!
De chasch nit viel Mer wisse's scho,

Findsch echdt der Weg ins Unterland?
Der Schwarzwald blibt uf rechter Hand,
mit sine Firste hoch und lang,
und 's Wasser links, 's goht au di Gang
und obe Himmel rein und blau,
und unte frische Morgetau

Doch wenn de n'über d'Ehinzig gohstsch,
und z' Dffeburg am Scheidweg stohstsch
's goht links di Weg, und denf mer dra,
iez goht d'Bergstroß nit meh a
Lueg um di! Siehstsch bei Insle do?
D b'huet is Gott, do isch sie jo

Wie isch das Inseli so nett,
as wenn's e Engel zirklet hatt,
as wenn's si eige Gartli war!
Wie badets in sim chleine Meer!
Wie badets in sim Bluemeduft,
und sunnt si in der reine Luft!

's treit menge Her e Stern am Band,
het Geld wie Laub, und Lut und Land,
er isst Pastete, Fleisch und Fisch,
e goldne Bueb stohet hinterem Tisch,
es fehlt em nit Frog was de witt!
Doch so ne Plagli het er nit

Und heig er an, was isch derno?
Ihm singe d'Vöggeli doch nit froh,
ihm bluehe d'Bluemli nit so blau,
der Nachtlust weht em nit so lau
's dünnt nit uf Luft und Vogel a,
me mueß es in ihm selber ha

Ne frohe Sinn, e lustig Bluet,
in Freud und Leid e guete Muet,
und wemme binenander sißt,
und d'Freud eim us de Auge blißt!
sel will e ander Noßli ha,
im gsuckte Gala gohts nit a

Bim Bluest, dort komme Here-Lut!
sing herzhafft furt, sie tuen der nit
Sag Gruß ich Gott und mach ich froh
in eurem nette Paräli do,
und wenn sie bi der dure gohn,
gang ussem Weg und neig di schon

Se grueß ich Gott und mach ich froh,
in eurem nette Gärtli do,
und spar ich gsund Johr i, Johr us,
o schenket mer e Bluemli drus
I flicht mers in d'Birnkri i,
es soll mi fürnehmst Bluemli si

Frau Sunne, was i z'bitte ha,
lueg lieb und sueß das Plätzli a,
und warms frei wohl und tranke mit Lust,
us dimer sueße Muetter-Brust
Mer sin zivor nit ellemig do,
doch hen die Andre an derbo

Her Vollmo, und was d'Nacht erhell't,
wenn d'Sunne schloft im stille Zelt,
i will ichs au bisohle ha,
und luegt e Ehnab si Schasli a,
und wennis em au e Schmußli git,
jind still derzue, verrotets nit

Jez Zumpfere mit dem Harpfeispiel
mach, aß de furtchunnsch Z'viel isch z'viel,
und chunnsch mer heim im Obedrot,
und 's frogt di eis Woher so spot?
se sage, und ruehms frei do und dort,
und halt di redli Hesch mers ghort?



Der zufriedene Landmann

Denkvoll, jez lengi au in Sack,
und trink e Pfipli Rauchtuback,
und fahr jez heim mit Eg und Pflueg,
der Laubi meint scho lang, 's seig gnueg.

Und wenn der Kaiser usem Rot
in Feld und Forst ufs Tage goht,
se lengt er denkvoll au in Sack,
und trinkt e Pfipli Rauchtuback.

Doch trinkt er wenig Freud und Lust,
es isch em näume gar nit lust.
Die goldne Chrone drucke schwer;
's isch nit, as wenn's e Schiehut wär.

Wohl goht em menge Bazen i,
doch will au menge gfuettet si;
und woner lost, isch Bitt und Bitt,
und alli tröste chaner nit.

Und wenn er hilt, und jorgt und wacht
vom fruehe Morge bis in d'Nacht,
und meint, jez heiger alles so,
se het er erst ke Danck derbo

Und wenn, vom Treffe bluetig rot,
de Jenneral im Lager stohet,
se lengt er endli au in Sack,
und trinkt e Pfißli Rauchtuback

Doch schmeckt's em nit im wilde Struoh
bi'm Ach und Weh und Saitenspiel,
er het turnieret um und um,
und niemes will en lobe drum

Und Furio und Mordio
und schweri Wetter ziehnem no,
do lit der Granedier im Bluet,
und dort e Dorf in Rauch und Bluet

Und wenn in d'Meß mit Guet und Geld
der Chausfher reist im wite Feld,
se lengt er eben au in Sack,
und holt si Pfißli Rauchtuback

Doch schmeckt's der nit, du arme Ma!
me siehst der dini Sorgen a,
und 's Gi-mol-eis, es isch e Gruus,
es luegt der zue den Augen us

De treisch so schwer, es tuet der weh,
doch hest du nit gnuet, und mochtst du no me,
und weisch jo nit, wo ane mit,
drum schmeckt der au di Pfißli nit

Mir schmeckt's, Gottlob, und 's isch mer gsund.
Der Weize lit im füechte Grund,
und mittem Tau im Morgerot,
und mit sim Dtem segnet's Gott.

Und 's Anne Meili flink und froh,
es wartet mit der Suppe scho,
und d'Chinderli am chleine Tisch,
me weiß nit, welles 's fürnehmst isch.

Drum schmeckt mer au mi Pfifli wohl.
Denkwol, i füllmer's no ne mol!
Zum frohe Sinn, zum freie Muet,
und heimetzue schmeckt alles guet.





Die Vergänglichkeit

Gespräch auf der Straße nach Basel zwischen Steinen
und Brombach, in der Nacht

Der Bueb seit zum Ätti:

Fast allmol, Ätti, wenn mer's Röttler Schloß
so vor den Auge stoht, se denki dra,
öb's üfem Hus echt au e mol so goht.
Stoht's denn nit dört, so schuderig, wie der Tod
im Basler Totetanz? Es gruset eim,
wie länger as me's bschaut. Und üfer Hus,
es sißt jo wie ne Ehilchli uffem Berg,
und d'Fenster glißeren, es isch e Staat.
Schweß, Ätti, goht's em echterst au no so?
I mein emol, es chönn schier gar nit si.

Der Ätti seit:

Du guete Bursch, 's cha frili si, was meinsch?
's chunnt alles jung und neu, und alles schließlich
sim Alter zue, und alles nimmt en End,

und nüt stoht still Horsch nit, wie 's Wasser rumscht,
und siehst am Himmel obe Stern an Stein?
Ne meint, do alle rueht sie kein, und doch
ruckt alles wimers, alles chunnt und goht

Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d'wilt
De bist no jung, Narsch, ich bi au so gsi,
jeh wurd's mer anderst, 's Alter, 's Alter chunnt,
und woni gang, go Gresgen oder Wies,
in Feld und Wald, go Basel oder heim,
's isch einerlei, i gang im Chilchhof zue, —
briegg, alder nit! — und bis de bist wien ich,
e gstandne Ma, se bini numme do,
und d'Schopf und Geisse werde uf mi'm Grab
Jo wegerli, und 's Hus wird alt und wuest,
der Rege wascht der's wuester alli Nacht,
und d'Sunne bleicht der's schwarzer alli Tag,
und im Vertafer popperet der Wurm

Es regnet no dur d'Bühni ab, es pfist
der Wind dur d'Chlunse Drüber tuesch du au
no d'Aluge zue, es chomme Chindeschind,
und plege dra Z'legt fuults im Fundement,
und 's hilft nüt me Und wemme nootno gar
zweitusig zahlt, isch alles z'semme gfeit
Und 's Dorfli sinet no selber in si Grab
Wo d'Chilche stoht, wo 's Vogts und 's Hère Hus,
goht mit der Zit der Pflueg —

Der Bueb seht

Nei, was de seisch!

Der Alti seht

Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d'wilt
Isch Basel nit e schoni, tolli Stadt?
s im Huser drin, 's isch mengi Chilche nit

so groß, und Chilche, 's sin in mengem Dorf
 nit so viel Huser 's isch e Volchspiel, 's wohnt
 e Richtigum drinn, und menge brave Her,
 und menge, woni gheennt ha, lit scho lang
 im Chruggang hinterm Munsterplatz und schloß
 's isch eitue, Chind, es schlacht e mol e Stund,
 goht Basel au ins Grab, und streckt no do
 und dort e Glied zum Boden us, e Joch,
 en alte Turn, e Giebelwand, es wachst
 do Holder druf, do Buechli, Lanne dort,
 und Moos und Garn, und Reiger niste drin –
 's isch schad derfur! – und sin bis dorthi d'Zut
 so narsch wie jez, se gohn au Gspenster um
 D'Trau Gaste, 's isch mer jez, sie fang scho a,
 me seit's emol, – der Lippi, Lappeli,
 und was weiß ich, wer meh? Was stoßisch mi?

Der Bueb seit

Schweiß lisl, Atti, bis mer über d'Bruck
 do sin, und do an Berg und Wald verbei!
 Dort obe jagt e wilde Jager, weisch?
 Und lueg, do niden in de Hurste seig
 gtwiß 's Eiermeidli g'lege, halber fuul,
 's isch Johr und Tag Horsch, wie der Laubi schnuufft?

Der Atti seit

Er het der Pfnußel! Seig doch nit so narsch!
 Hufst, Laubi, Merz! – und loß die Tote go,
 sie tuen der nit meh! – Je, was ham gseit?
 Wo Basel, aß es au e mol verfallt –
 Und goht in langer Zit e Wandersma
 ne halbi Stund, e Stund wit dra verbei,
 se luegt er dure, lit ke Nebel druf,
 und seit si'm Kamerad, wo mittem goht
 „Lueg, dort isch Basel gstande! Selle Turn
 seig d'Peterschilche gsi, 's isch schad derfur!“

Der Bueb seit

Nei, Alti, isch's der Ernst? Es cha nit si!

Der Alti seit

Je 's isch nit anders, lueg mi a, wie d' witt,
und mit der Zit verbrennt die ganzi Welt
Es goht e Wächter us um Mitternacht,
e fremde Ma, me weiß nit, wer er isch,
er funklet, wie ne Stern, und ruest: „Wacht auf!
Wacht auf, es kommt der Tag!“ – Drob roset si
der Himmel, und es dunderet uberal,
z'erst heimlig, als'g'mach lut, wie sellemol,
wo Anno Sechsenunzig der Franzos
so uding gschosse het Der Bode schwankt,
aß d'Chilchturn guge, d'Glocke schlagen a,
und lute selber Bettzit wit und breit,
und alles bettet Druber dunnt der Tag,
o, b'huetis Gott, me brucht ke Sunn derzue,
der Himmel stohet im Bliß, und d'Welt im Glast
Druf gschiehet no viel, i ha jez nit der Zit,
und endlü zundet's a, und brennt und brennt,
wo Boden isch, und niemes loscht Es glumst
wohl selber ab Wie meinsch, sieht's us derno?

Der Bueb seit.

O Alti, sag mer nit me! Zvor wie goht's
de Lute denn, wenn alles brennt und brennt?

Der Alti seit

He, d'Lut sin numme do, wenn's brennt, sie sin –
wo sin sie? Seig du frumm, und halt di wohl,
geb, wo de bisch, und bhalt di Gwisze rein!
Siehsch nit, wie d'Luft mit schöne Sterne prangt!
's isch jede Stern verglichlige ne Dorf,
und witer obe seig e schön Stadt,
me sieht si nit vo do, und halt'sch di guet,

se chunn'sch in jo ne Stern, und s isch der wohl,
 und find'sch der Altu dort, wenn's Gottswill isch,
 und 's Ehungi selig, d'Muetter Obbe fahr'sch
 au d'Milchstroß uf in die verborgni Stadt,
 und wenn de sitwärts abe lueg'sch, was sieh'sch?
 e Rottler Schloß! Der Belche stohet verchohlt,
 der Blauen au, as wie zwee alti Lunn,
 und zwische drin isch alles use brennt,
 bis tief in Boden abe D'Wiese het
 fe Wasser meh, 's isch alles od und schwarz,
 und totesill, so wit me luegt – das sieh'sch,
 und seisch di'm Ramerad, wo mitder goht
 „Lueg, dort isch d'Erde gfi, und selle Beig
 het Belche gheisse! Nit gar wit derbo
 isch Wisletz gfi, dort ham au scho glebt,
 und Stiere gwettet, Holz go Basel g'fuehrt,
 und brochet, Matte g'raust, und Liechtspöb' g'macht,
 und g'batterlet, bis an mi selig End,
 und mocht jez numme hi “ – Huß Laubi, Merz!



Der Jenner

Im Alti setzt der Oldampf zue.
 Mer chönnte 's Ampeli use tue,
 und d'Läden uf. Der Morgeschi'
 blickt scho zum runde Nastloch i. –
 O lueget doch, wie chalt und rot
 der Jenner uf de Berge stoh!'

Er seit: I bi ne b'liebte Ma,
 der Stern am Himmel lacht mi a!
 Er glüzeret vor Lust und Freud,
 und mueß er furt, sen isch's em Leid;
 er luegt mi a, und cha's nit lo,
 und würd bisite wieder cho.

Und unterm in Berg und Tal,
wie flimmeret's nit iberall!
An allen Ende Schnee und Schnee,
's isch alles mir zue Ehre g'scheh,
und woni gang im wite Feld,
im Stroße bahnt, und Brucke gstellt

Er seit I bi ne frische Ma,
i ha ne lustig Lschopli a,
und roti Backe bis ans Ohri
e heiter Aug und Duft im Hoor,
ke Wintergruft, ke Gliedertweh,
und woni gang, se chraecht der Schnee

Er seit I bi ne gschiecte Ma,
lueg, wieni uberzuckere cha!
I chuuch, und an de Hünste hangt's,
und an de zarte Birche schwankt's
Der Zuckerbeck mit gschiecter Hand,
mit Geld und Guet war's nit im Stand

Jez lueg au dini Schiben a,
und wieni Helgli chrisle cha!
Do hesch e Bluemli, wenn's der gfallt,
do hesch e ganze Lannetwald!
Der Fruehling chönnt's nit halber so,
's isch mit der Farb nit alles so

Er seit. I bi ne starke Ma,
und zwing mi naumer, wenn er cha!
Der Forster gstablet uf der Jacht,
der Brunnntrog springt, der Eibbaum chraecht
D'Frau Sonne mittem Gischli rund
het's Herz nit, aß sie fure chunnt

's isch wohr, me weiß nit, was sie triibt,
und wo sis alli Morge blybt
Wie langer Nacht, wie spöter Tag,
wie besser aß sie schlofe mag,
und blieb es bis um Zehni Nacht,
se thäm sie erst, wenn's Dli schlacht

Nei het sie's ghört? Dort dunnt sie jo!
Me meint, 's brenn alles liechterloh!
Sie stoht im thalte Morgeluft,
sie schwimmt im rote Nebelduft
Zeig, thuu e wenig d'Schiben a,
's isch, aß me besser luege tha!

Der Nebel woget uf und ab,
und d'Sunne thämpft, sie löst nit ab
Jez het sie's gunne Wit und breit
strahlt ihr Pracht und Herrlichkeit
O lueg, wie's über d'Dacher wahl't,
am Chilchfenster, lueg, wie's strahlt!

Der Jenner setzt si Arm in d'Huft,
er ruckt am Huet, und schnellst in d'Luft
Der Jenner seit I förch di nit
Thumm, wenn de mit mer basche witt!
Was gilt's, de wursch bizite goh,
und ruehm'sch dim Buebli nüt derbo!

Je, 's war wohl hupsch und liebli so,
im warme Stubli gfallt's eim scho
Doch mengi Frau, daß Gott erbarm,
sie nimmt ihr nachig Chind in d'Arm,
sie het em nit um d'Ghiedli z'tue,
und wicklet's mittem Fürtuech zue

Sie het kei Holz, und het kei Brot,
 sie sitzt und chlagt's im liebe Gott.
 G'friert Stei und Bei, wohl taut der Schmerz
 no Tränen uf im Muetterherz.
 Der Jenner isch e ruuche Ma,
 er nimmt si nüt um d'Armet a.

Gang, bring der arme Fischer-Lis
 e Säckli Mehl, e Hemdli wiß,
 nimm au ne Wellen oder zwo,
 und sag, sie soll au zuenis cho,
 und Weiße hole, wenni bach,
 und decket jez der Tisch alsgmach.





Der Knabe im Erdbeerschlach

E Buebli lauft, es goht in Wald
 am Sunntig Romittag;
 es chunnt in d'Hürst und findet bald
 Erdbeeri Schlach an Schlach;
 es gönnt und isst si halber z'tod,
 und denkt: „Das isch mi Dbedbrot.“

Und wie nes isst, se ruusch's im Laub;
 es chunnt e schöne Chnab.
 Er het e Rock, wie Silberstaub,
 und treit e goldne Stab.
 Er glänzt wie d'Sunn am Schwizer Schne.
 Si Lebe lang het's nüt so gseh.

Druf redt der Chnab mi Buebli a
 „Was isisch, i halt's nit?“
 „He, nit“, seit's Buebli, luegt en a,
 und lupft si Chappli nit
 Druf seit der Chnab „He, isisch nit,
 Du grobe Burst, se battet's nit!“

Verschwunden isch mi Chnab, und's stohn
 die nochste Hurst im Dufst,
 drus fliegt en Engeli wundersehon
 uf in die blau Luft,
 und 's Buebli stohet, und luegt em no,
 und draht im Hoor, und lauft derbo

Und sieder isch kei Sege meh
 im Beer-Esse gs,
 I ha mi Lebzig nit so gseh,
 sie bschießen ebe nie
 Iß hampfleboll, so viel de wist,
 sie stillen eim der Hunger nit!

Was giba der fur Lehre dri?
 Was seisch derzue? Me mueß
 vor fremde Lute frundli si
 mit Wort und Red und Gruess,
 und 's Chappli lupfe z'rechter Zit,
 sußt het me Schimpf, und chunnt nit wit



Das Spinnlein

ei, lueget doch das Spinnli a,
 wie's zarti Fäde zwirne cha!
 Das Gvatter, meinsch, chasch's
 au ne so?
 De wirsch mer's, traui, blibe lo.
 Es mach't's so subtil und so nett,
 i wott nit, asi 's z'hasple hätt.

Wo het's die fini Riste g'no,
 bi welleme Meister hedle lo?
 Meinsch, wemine 's wüßt, wol mengi Frau,
 sie wär so gscheit, und holti au!
 Jez lueg mer, wie 's si Füesli seht,
 und d'Ärmel streift, und d'Finger neht.

Es zieht e lange Faden us,
 es spinnt e Bruck ans Nothbers Hus,
 es baut e Landstroß in der Luft,
 morn hangt sie scho voll Morgedust,
 es baut e Fuesweg nebe dra,
 's isch, aß es ehne dure cha.

Es spinnt und wandlet uf und ab,
 Posz tausfig, im Galopp und Trab! –
 Jez goht's ringsum, was hesch, was gisch!
 Siehsch, wie ne Ringli worden isch!
 Jez schießt es zarti Fäden i.
 Wird's öbbe solle gwobe si?

Es isch verstuunt, es haltet still,
es weiss nit recht, wo 's ane will
's goht weger z'rueck, i sieh's em a,
's mueß naumis Rechts vergesse ha
„Zwor“, denkt es, „sel pressiert jo nit,
i halt mi nummen uf dermit“

Es spinnt und webt, und het kei Rast,
jo gluehlig, me verluegt si fast
Und 's Pfauers Christoph het no gseit,
's seig jede Fade z'femme gleit
Es mueß em gueti Auge ha,
wer's zehlen und erkenne cha

Jez puht es sin Handli ab,
es stoht, und haut der Faden ab
Jez siht es in si Summerhus,
und luegt die lange Stroßen us
Es seit „Me baut si halber z'tod,
doch freut's em au, wenn's Husli stoht“

In freie Lufte wogt und schwankt's,
und an der liebe Sunne hangt's,
sie schint em frei dur d'Veinli dur,
und 's isch em wohl In Feld und Flur
sieht 's Mueeli tanze, jung und feiß,
's denkt bi nem selber „Hätti eis!“

O Tierli, wie hestch mi verzueckt!
Wie bistch so chlei, und doch so gschickt!
Wer het di au die Sache gelehrt?
Denktvol der, wonis alli nahrst,
mit milde Händen alle gut
Bis z'frieden! Er vergißt di nit

Do dünnt e Fliege, nei, wie dumm!
 Sie rennt em schier gar 's Husli um
 Sie schreit und winslet Weh und Ach!
 Du arme Heßer heßst di Sach!
 Heßst keini Auge bi der g'ha?
 Was gohst di uf! Sachten a?

Lueg, 's Spinnli merkt's enanderno,
 es zuckt und springt und het sie scho
 Es denkt „I ha viel Arbet g'ha,
 jez mueßi au ne Brotis ha!“
 I sag's jo, der, wo alle git,
 wenn's Zit isch, er vergißt ein nit

Dem aufrichtigen
 und wohlerfahrenen Schweizerboten
 an seinem Hochzeitstage

I ha 's jo gseit, und 's isch so do!
 Was han gseit? 's werd nit lang goh,
 se bringt der Bott vom Schwiizerland
 es Brutli an der weisse Hand,
 es lieblich Brutli mittem Chranz
 zum Chilchgang und zuem Hochzeitanz

's isch frili wohr, und so ne Ma,
 es Fraueh, das mueß er ha
 Frueh, wenn er mittem Morgerot
 uf d'Etroß go Brugg und Basel goht,
 wer nimmt en z'erst no lieb und warm,
 zuem B'huefdigott und Chuß, in Arm?

Und wenn er mittem Obestern
in d'Heimet chunnt, was hatt er gein?
's sofft naumis an der Hustur stoh,
es sofft em lieb eggege cho,
und frundli sage „Grueß di Gott,
du liebe Ma und Schwizerbott!“

Und sage sofft's em „Liebe Ma,
chumm weidli, leg d'Pantofflen a,
und 's Tschöppli! Uffem Tischtuch stohet
di's Suppli scho vo wißem Brot
Chumm, liebi Seel, und isß jez z'Nacht!
und 's Bettli isch der au scho g'macht“

Das weiß er wohl, mi Schwizerbott,
's isch nit, as wenni'm 's sage wott
Drum het er au am lange Nü
und Canton us und Canton i
meng Meidschi scharf in d'Augen g'no,
ob nit bald woll die rechti cho

Und Canton us und Canton i,
bald an der Limmeth, bald am Nü,
wol het er bravi Meidsch'ne gseh,
wie's Rosli rot, wiß wie der Schnee,
so lusigschön und guet und froh
Die rechti het nit wölle cho

's macht nit Mi liebe Schwizerbott
het gseit: „I find sie doch, wills Gott!“
I glaub es schier, Her Böttema!
Längst heit er's in der Nöchi gha
Luent d'Augen uf! Bim Saferlot,
sie chunnt nit selbst Verzeih mers Gott!

Jez het er sie, und isch er froh,
Der Landamma ischs givus nit so –
Gieb, was de hesch, biet, was de witt,
er tuuschte mit dem Kaiser nit
Er lueget nu si's Brutli a.
Jez bisch mi Wib und i di Ma!"

I sag es frei, und sag es luf
Her Schwizerbott mit euer Brut,
Gott guntich wol e brave Frau,
und wie's euch freut, so freuts us an,
und geb' ich Gott denn allwil
der liebe neue Freude viel

Denk, wenn's no einist g'wintret het,
was streckt si do im chline Bett,
und lachlet lieb? Ni Bottema
er luegt si goldig Suebli a
Er lengt e sueße Zuckerring.
„Lueg, was i der vo Marau bring!"

Nu flint dur's Land, Her Bottema,
mit euer Taschen uf und a,
und bringet, wie mer's g'wohnet sin,
viel schone B'richt und Lehre drin
An Zuckerbrot und Marzipa
fur d'Chindli solls nit Mangel ha

An den Geheimrat von Ziffer
Curator der Universität zu Freiburg, bei dessen
Gesandtschaftsreise in die Schweiz

Se bhuetich Gott der Her, und zunet nit!
Me schweßt, wie eim der Schnabel gwachsen isch
Gern chont's besser, aber 's will nit goh
Doch was vom Herze chunnt, isch au nit schlecht

Der Ehrterma vo Bademilei het
mer's mengmol gseit, und gfluecht derzue, es soll
fei Hypnum meh, fei Carex in der Welt
vor sin Auge cho, (der Teufel weisß,
sin's Buebe oder Meidli), wenn e Ma
wie Ihr in siebe Here-Landere seig
I wills nit repetiere Besser wars,
der Ehrterma hatt's au nit gseit, es isch
mit some Fluech nit z'spasse Heß der Recht'
zuem Unglueck ghört, se glantz mim Ehrterma
fei Sternli meh vom blaue Himmelszelt,
fei Bluemli meh im gruene Matte-Grund
Du arme Chezer, Carex, Hypnum schießt
dim Aug ergege, wo de stoßsch und goßsch

I mach fei Gspäß, es isch mer selber so,
und vom naumen ane lueg, se stoht
was hent der gemeint? e Hypnum? Nei, se stoht
libhaftig Euer Bildnis vor mim Aug,
so frundlig und so lieb, und stirbt morn,
und siehnich numme, bis am jungste Tag,
se chummi in mim goldne Sonntigroß,
(es heißt, mer werden alli neu gestaffiert),
und sag mim Kamerad, wo mit mer goht
„Ich sell nit der Her Zitter, wo im Duff
dort an der Milchstroß goht? Jez bucht er si,
und bschaut e Bluemli, 's wird Dudam si“

Druf laufi, was i laufe cha, d'Groß uf,
 der Kamerad blibt z'ruck, er chunnt nit no
 Druf sagi „Mit Verlaub! I mein emol,
 der seigets Jani i nit vor langer Zit
 beim Kaiserwirt e Schoppli mitich gha?
 Wie hent der gschlofe? Wohl? Der Morgen isch
 so heiter Wemmer nit e twengeli
 do ane siße zu dem Amarant?“

Jez bhuet ich Gott, und spar ich frisch und gsund
 uf Euer lange Berg- und Schwizer-Reis,
 's het d'Milchstroß uf, am jungste Tag, no Zit
 wohl hunderttaufig Johr, und isch denn dört
 viel schöner echt, as an der Limeth Gstadt?
 Wie glißert uffem See der Silberstaub!
 Wie wechsle hundertfaltig Farb und Glanz,
 Pallastli, Dorfer, Chilchturn, Bluemegstad
 am Ufer her, und wie ne Nebel stigt
 dort hinte d'Nagelflue mit ihrem Schnee
 zuem Himmel uf durs Morgeduft! Es schnuust
 meng Geißli dort und menge schöne Voß

Nu gunnich Gott der lieb! Freude viel
 mit eue brave Frunden in der Schwiz,
 und grueßet mer der Wiese Gschwister-Chind
 d'Grau Limeth, und vergesse'ts Heimcho nit,
 's sin herwärts Schwarzwald gar viel bravi Lut,
 und hennich lieb, und schoni Zumpferli,
 (me seit, sie heiße Muse) warten au
 am Treisamgstad Es heiß, Ihr seiget jo
 ihr Vogtma z'Friburg, und sie singe schön,
 und rede mittich allerlei, 's verstands
 fe gmeme Ma, und menge Pfarer nit



Hinte Wald und Berg bis an die duftige Wolke,
 borne Matte voll Chlee, und Saat und goldene Lemat
 stoht e Hüttchen im Feld und in der einsame Mittnacht.
 Numme d'Sterne wachen, und numme no d'Feldberger Wiese,
 und der Schuhu im Wald und öbbe Geister und Hirze.
 Aber im Hüttli sitzen und hütete die buschige Felder
 's Meiers muntere Friß und 's Müllers lockige Heiner.
 „Heinerli“, seit der Friß, „der Schloß goht lisl um d'Hütte.
 Lueg, jez chunnt er is inen, und lueg doch weger, er het di!
 Weidli, chum ins Grünen! Mer wenn im liebege Wechsel
 mitenander singen. Es weihet e lustige Nachtlust,
 g'vätterlet mittem Laub und exerziert mit de Halme:
 Rechts um kehrt euch! Links her stellt euch! Nonemol
 rechts um!“

Aber 's Müllers Heiner mit siner lockige Stirne
 streckt si und stoht uf, und suecht si gläseri Röhre.
 „Frißli, stoß mi nit!“ Jez stehn sie gegen enander,
 der am Chriesibaum, der an der duftige Linde,
 und probiere d'Tön in ihrer Höchi und Tiefi,
 setzen ab, und setzen a. „Sing, Heinerli, du z'erst!“
 seit der Friß, „de hest doch, trau, näume ne Schätzli.“

Heiner

Tränki früeh am Brunne, so holt au's Meieli Wasser.
Wäscht es am Obe Salat, se chummi wieder an d'Tränki.
„Gueten Obe!“ – „Danke der Gott! Mer treffe's doch ordli.“ –
„Jo, mer treffe's ordli; 's isch hüt e liebliche Tag g'si.“

Fritz

In der Chilschen im Chor, und wenn der Herr Pfater e Spruch
seit,
luegi mi Breneli a, ob es au ordeli acht git,
und es luegt mi a, ob i au ordeli acht gib.
Laufst au drüber 's Sprüchli furt, mer chönne's nit hebe.

Heiner

Schön tönt d'Schöpfemer Glocke, wenn früeh der Morgen in
d'Nacht luegt;
süß tönt d'Menschestimm wohl in der Schöpfemer Orgel:
Schöner tönt es mi a, und süeßer goht's mer zue Herze,
wenn mi's Meieli grüest, und seit: „Mer treffe's doch ordli.“



Sitz

Wuht der Fuchlig ins Tal, und riesli die lustige Bachli,
und der Vogel zieht, fart mochi ruten, und d Welt us
Wenn i bi mi'm Breneli sitz im hutele Stubli,
isch das Stubli mi Welt und, Gott verzeih' mir's, mi Himmel

Heimer

Ziehni der Muntelslei, gschickt baui Muehlen an Muehle,
„uf und zue, und mir die Chui!“ – Wer zeigt mer mi Meister?
Aber isch's Meieli do, und hore i Stimm und si Radli,
oder es lueget mer zue, in Schulerbuebli chonnt's besser

Sitz

Chuegle mer uf em Platz, sitzt's Breneli unter der Linde,
fallemer Siebe g'wis Und seits „Zeig, triffsch mer der
Chunig“,
triffi der Chumig ellei Doch seit's „Jes gangi“, und 's goht au,
und isch numme do, blind lauft mer d Chuegle dur d'Gasse

Heimer

Liebli Ton und Schall, wo hestch di Gang in de Lufte?
Ziehsch mer obben ins Dorf, und chunnsch ans Meielis Fenster,
weck mer's lisl uf „Es lost di der Heimerli grueße“
Frogt's mi frueh, so laugni's Doch werde mi d'Augen verrote

Sitz

Breneli, schlof frei wohl in dim vertaflete Stubli,
in dim stille Herz, und Chummi der obben im Traum vor,
lueg mi frundli a, und gib mer herzhafte e Schmuegli!
Chummi heim, und triff di a, i gib der en anders

Heimer

Her Schuelmeister, o Mond, mit diner wulfige Stirne,
mit di'm gelehrte Gesicht, und mit di'm Pflaster am Backe,
folge der dini Chinder, und chonne sie d'Spruchli und d'Palme?
Blib mer nit z'lang stoh bi jellem gattige Sternli!

Friz

Wulflì der chuele Nacht, in dimer lustige Hochì,
seif mer der Schuelmeister i mit dimer venedische Serì,
mach em e rechte Schuum! So brav, und allwìl besser,
aß er sie nit chusse cha, die gattige Sternli

Heimer

Kuuschet scho der Morgen im Laub? Gohn d'Geister heim uffs
Chilchhof?

Arme Steffi, du bisch tief in der Wiesen ertrunke,
und di Chungeli isch im heimliche Chindbett verschieden
Aber jez chomme mer z'samen all Nacht am lustige Chruschweg

Friz

Fuurigì Manne im Ried und am verschobene Marchstet,
machetich numme lustig! Me weiß scho, werich zum Lanz spielt
Chomm mer kein in d'Nöchi mit siner brennige Stange!
Daß di dieser und jener, du sappementische Rotchopf! –

„Friederli“, seit der Heimer, „gern isì Eieren-Anke,
Ziebeleweihe so gern, doch chönntì alles vergesse,
höri di lieblici Stimm und dini chunstlige Wise
Chömme mer heim ins Dorf, o wußti, was der e Freud war!
Gell de nummsch mer's ab, vier neu weltliche Lieder
von des Sultans Tochterlein, der Schreiber im Korbe,
's driff vom Doktor Faust, und 's viert vom Lammlein im

Strunen

's isch nit lang, i ha sie neu am Chanderer Mart gchauft “
„Heimerli“, seit der Friz, „i schenk di e süsere Helge
D'Muetter Gottis luegt im goldene Helgen in Himmel
,Jesùs Mareie', seit sie, wie isch's do obe so heiter'
und ihr G'sicht wird sunnehell und lachlet so liebli,
aß me mocht katholisich werde, wemme sie aluegt
Bring's di'm Meili, weisich was, 's het au so frundlici Augen,
und bis nit so schuuch, und sage'm, wie's der um's Herz isch “



Des neuen Jahres Morgengruß
Für die lieben Landleute

Der Morge will und will nit thu,
und woni los, schloft alles no;
i weß si nit, so lang i cha,
i lueg e wengli d'Begnig a.
Zeig Wülkli, mach jez feini Streich!
Der Mond schint ohni das so bleich.

Kei Blüemli rot, kei Blüemli wiß!
An alle Bäume nüt as Ris!
Um alli Brunntrög Strau und Strau,
vor Chellertür und Stalltür au.
Mi Vetter het's drum sölli gmacht,
und lauft jez furt in dunkler Nacht.

Das Ding, das mueß mer anderst cho!
Z bi der Ma, und's blibt nit so
Die Garte muen mer g'sufert si,
Kurikeli und Zinkeli dri,
und neu Blueten alli Tag
was Hurst und Nast vertrage mag

Es ruehrt si nit Sie schlofe no —
Nei lueg, es sißt e Spagli do!
Du arme Tropf bißch ubel dra
Was gilt's, er het e Wibli g'ha,
und druf isch Not und Mangel cho,
sie hen si mueße scheide lo

Jetz het er e bitruebtli Sach,
kei Frau, kei Brot, kei Dach und Fach,
und stoht er uf, so spot er mag,
se seit em niemes Guete Tag,
und niemes schind't em d'Suppen i
Wart Burskli, dir mueß g'hulfe si

Es ruehrt si nit Sie schlofe no —
Ne gattig Chilchli hen sie do,
so sufer wie in menger Stadt
's isch Geshi ufem Zifferblatt
Der Morge chunnt Si miner Treu,
es friert ein bis in Marf und Bei

Die Lote gypure nit derbo.
ne ruerhig Lebe hen sie do
Sie schlofe wohl, und's friert sie nit,
der Chilchhof macht vo allem quitt
Ein echt no leeri Plagli do?
's cha si, me bruucht e paar derbo

Ne Ghindli, wo se Muetter het,
denkwol, i mach em do si Bett
En alte Ma, en arme Frau,
denkwol i bring di Stundli au
Hescht mengi Stund im Schmerz verwacht,
do schlof, und hescht e stilli Nacht

Jez brennt e mol e Liechli a,
und dörft en anders nebe dra,
und d'Lade schettete druf und druf,
do goht, bim Bluest, e Hustur uf!
Grueß Gott, ihr Lut, und i bi do,
i bi scho z'Nacht um Zwölfi cho

Mi Vetter het si Bundel g'macht,
und furt bi Nebel und bi Nacht
War i nit auf d'Minute cho,
's hatt weger chonne g'föhrli go
Wie g'fall ich in mim Sunntigg'wand?
's chunnt fadenen us 's Schniders Hand

U Kubelirock, er stoht mer wohl
zuem rote Scharlachfarnisol,
und pluschi Hose han a,
e Zisli drin, e Bendeli dra,
ne g'chruslet Hoor, e neue Huet,
e heister Aug, e frohe Muet

Es luegt do ein mi Schnappsack a,
und 's nimmt en Wunder, was i ha
Ihr liebe Lut, das sagi nit,
wenn's chunnt, so nimm verlieb dermit!
's sin Rosli drin und Dorne dra,
me cha nit jedes b'sunders ha

Und Wagleschnuer, und Wickelband,
e Fingerring ans Brudlis Hand,
en Ehrehranz ins loßig Hoor,
e Schlüssel au zum Chilchhofstor
Gent Achtig, was i bitt und sag,
's tha jede treffen alli Tag

U stille Sinn in Freud und Not,
e ruehig G'wisse gebich Gott!
Und wer's nit redli meint und gut
und wer si Sach nit ordli tuet,
dem bring i au bei Sege mit,
und wenni wott, se thonnti nit

Jes gohnt und leget d'Chinder a,
und was i g'seit ha, denket dra,
und wenn der au in d'Chilche went,
se schaffet, was der z'schaffe hent
Der Tag isch do, der Mond vergohet,
und d'Sunne luegt ins Morgerot



Geisterbesuch auf dem Feldberg

Hani gmeint, der Denglegeist, ihr Chnabe vo Todtnau,
 seig e böse Geist, jez wüßti andere B'richt z'ge.
 Us der Stadt, das bini, und will's au redli bifenne,
 mengem Chaufher verwandt „vo siebe Suppe ne Lünkli“,
 aber e Sunntigchind. Wo näume lustge Geister
 uffem Chrüzweg stöhn, in alte G'wölbere huse,
 und verborge Geld mit füürigen Augen hüete,
 oder vergosse Bluet mit bittere Träne wäsche,
 und mit Grund verscharre, mit rote Nägle verchraße,
 sieht's mi Aug, wenn's wetterleicht. Sie wimsle gar sölli.
 Und wo heiligi Engel mit schöne blauen Auge
 in der tiefe Nacht in stille Dörfere wandle,
 an de Fenster lose, und, höre sie liebligi Rede,
 gegen enander lächlen, und an de Hustüre siße,
 und die frumme Lüt im Schloß vor Schade bitwahre,
 oder wenn sie, selb ander und dritt, uf Gräbere wandle,

und enander sage. „Do schlofst e treu Muetter,
do en arme Ma, doch het er niemes bittoge
Schlofst sanft und wohl, mer wennich wecke, wenn's Zit isch“,
sieht's mi Aug im Sterneliecht, und hori sie rede
Menge chenni mit Namen, und wemmer enander bigegne,
biete mer is d'Zit, und wechse Reden und Antwort.
„Grueß di Gott! Hesch gueti Wacht?“ – „Gott dank der! so
zimli“

Glaube's oder nit! – Ne mol, se schickt mi der Vetter
Lodtnau zue, mit allerhand verdrießlige G'schäfte
Wo mer's Raffi trinken und Anterweckli drin tunke
„Halt er si nienen uf, und schweß er nit, was em ins Mul chunnt“,
rueft mer der Vetter no, „und loß er si Tabatiere
nit im Wirtshus liege, wie's sußt bim Here der Bruuch isch!“
Uf und furt, i gang, und was mi der Vetter ermahnt het,
ham richtig versorgt Jez sihi z'Lodtnau im Alder –
und jez gang i spaziere und mein, i chon nit verirre,
mein', i seig am Dorf, zleht chresmi hinten am Geldberg
D'Vogel hen mi g'lockt, und an de Bachlene d'Bluemli
Selle Fehler ham, i cha mi an allem vertorle
Druber wird es chuel, und d'Vogel sißen und schwige
's streckt scho dört und do e Stern am duftere Himmel
's Chopfli use, und luegt, ob d'Sunn echt aben ins Bett seig,
ob es echt Dorf cho, und rueft den andere. „Chommet!“
und i ha kei Hoffnig meh Druf leg i mi nieder
's isch e Hutte dört, und isch en Arfeli Strau drin
„D du liebi Zit“, so denki, „wenn i deheim war!
Oder es war scho Mitternacht Es wird doch e G'spenstli
näume dohinte si, und z'nacht um zwolfsi verwache,
und mer d'Zit vertribe, bis früeh die himmlische Liechter
d'Morgelust verlöscht, und wird mer zeige, wo's Dorf isch“
Und jez, woni's sag, und mittem bordere Finger
's Zisli frog, wo's Zeigerli stand, 's isch z'finster fur's Aug gi,
und wo's Zisli seit, 's gang ab den Olfen, und woni
's Pfisli use leng, und denkt jez trinkt no Luback,
aßi nit vertschlof – bi'm Bluest, se fangen uf eimol

ihrer zivee ne G'spröchli a. I mein, i ha g'loset.
 „Gell, i chum hüt spoot? Drum isch e Meiddeli g'storbe
 z'Mambach, 's het e Fieberli g'ha und leidigi Sichter.
 's isch em wohl. Der Todesbecher hani em gheldet,
 aß es ringer gang, und d'Augen hani em zuedruckt,
 und ha g'seit: Schloß wohl! Mer wen di wecke, wenn's Zit
 isch. --

Gang, und bis so guet und hol mer e wengeli Wasser
 in der silberne Schaale, i will jez ni Sägesse dengle.“
 „Dengle“, han i denkt, „e Geist?“ und düsele'n use.
 Boni lueg, so sißt e Chnab mit goldene Fegge
 und mit wiissem G'wand und rosefarbigem Gürtel
 schön und liebli do, und nebenem brenne zwei Liechtli.
 „Alle gute Geister“, sagi, „Herr Engel, Gott grüeß di!“ --



„Loben ihre Meister“, leit druf der Engel, „Gott dant dei!“ –
 „Nur fur ubel, Herr Geist! und wenn e Trugli erlaubt isch,
 sag mer, was hesch du denn z’dengle?“ – „D’Sageje“, leit er
 „Jo, sel siehni“, sagi, „und ebe das mochtst gern wisse,
 wozue du ne Sageje bruuchsch“ – „Zum Meise Was hesch
 gmeint?“
 leit er zue mer Druf sagi „Und ebe das mochtst gern wisse“,
 sagi zuenem „Isch’s verlaubt? Was hesch du denn z’meise?“ –
 „Gras, und was hesch du so spoot do hinte z’berriichte?“ –
 „Nit gar viel“, hant g’leit, „i trink e iwengeli Luback
 Waru nit bernert, wohl war’s mer z Todtnau im Alder
 Aber mi Red nit z’vergesse, se sag mer, wenn d’ wist so guet si,
 was du mittem Gras wist mache“ – „Guettere“, leit er
 „Eben und das nimmt mi Wunder, de wirtsch doch, Gott will,
 ke Chue ha?“ –
 „Nei, ne Chue just nit, doch Chalbele“, leit er, „und Esel
 Siehsch dort selle Stern?“ Druf het er mer obe ne Stern zeigt
 „’s Wienecht-Chindlis Gel, und ’s heilige Fridelis Chalble
 otme d’Sterneluft dort oben, und wartet ufs Guetter
 Und dort wachst kei Gras, dort wachse numme Rosinli“,
 het er g’leit, „und Milch und Hunig rieslen in Bache,
 aber ’s Vieh isch semper, ’s will alli Morge si Gras ha,
 und e Voekli Heu, und Wasser us irdische Quelle
 Dordurwille dengli jez, und willi go meise
 Warsch nit der Ehre wert, und seisch, de welsch mer au helfe?“
 So het der Engel gseit Druf sagi wieder zum Engel
 „Lueg, ’s isch so ne Sach Es sott mer e herzligi Freud si,
 d’Stadtluft wisse nit vo dem, mer rechnen und schriebe,
 zahle Geld, sel chönne mer, und messen und wage,
 laden uf, und laden ab, und essen und trinke
 Was me bruucht ins Muul, in Chuchi, Cheller und Chammer,
 stromt zue alle Toren i, in Zemen und Chrege,
 ’s lauft in alle Gassen, es ruest an allen Ecke
 Chromet Chirsi, Chromet Anke, Chromet Andibi!
 Chromet Ziebele, geli Ruebe, Peterlmurze!
 Schwebelholzli, Schwebelholzli, Bodekstrabe!

Paraplu, wei foot? Retholderbeer und Chummi!
 Alles fur baar Geld, und alles fur Zucker und Kaffi
 Hesch du au scho Kaffi trunke, Her Engel, wie schmeck's der? –
 „Schweß mer nit so narsch“, seit druf der Engel und lachlet
 „Nei, mer trinke Himmelsluft und esse Rosinli,
 vieri alli Tag, und an de Sunntige funfi
 Chum jez, wenn de mit mer wist, jez gangi go merhe,
 hinter Todtnau abe, am Weg, an grasige Halde “ –
 „Jo, Her Engel, frili willi, wenn de mi mitnimmst,
 's wird afange chuel I will der d'Sagese frage
 Magsch e Pfisli Zuback rauche, stoh't's der zue Dienste “
 Sieder ruest der Engel „Puhuh!“ Ne fuurige Ma stoh't,
 wie im Wetter, do „Chumm, zundis abe go Todtnau!“
 Seit's und voris her marschieret der Puhuh in Flamme,
 uber Stoß und Stei und Dorn, e lebigi Fackel
 „Gel, 's isch Chummi so“, seit jez der Engel „was machsch echt?
 Worum schlagst denn Fuur? Und worum zundisch di Pfisli
 nit am Puhuh a? De wirsch en doch obbe nit forchte,
 so ne Graufastehind, wie du bist – het er di gresse!“ –
 Nei, Her Engel, gresse nit Doch mueßi bißenne,
 halber hani'm numme traut Guet brennt mer der Zuback
 Selle Fehler hani, die fuurige Manne forchi,
 lieber sieben Engel, as so ne brennige Satan “ –
 „'s isch doch au ne Gruus“, seit jez der Engel, „aß d'Mensche
 so ne Furcht vor G'spenstere hen, und hatte's nit notig
 's sind zwee einzigi Geister de Mensche gfarli und furchtbar
 Irrgeist heist der eint', und Ploggeist heist der ander,
 und der Irrgeist wohnt im Wi Us Channe und Chrusse
 stugt er eim in Chopf, und macht zerrutteti Sinne
 Selle Geist fuehrt irr im Wald uf Wegen und Stege,
 's goht mit eim z'unterst und z'oberst, der Bode will unter eim
 breche!

d'Brucke schwanke, d'Berg buewege si, alles isch dopplet
 Nimm di borem in Acht!“ Druf sagi wieder zum Engel
 „'s isch e Stuch, er blueket nit! Her Gletsma, i merk di
 Nuechter bin i gwoß I ha en einzig Schöppli

trunke g'ha im Adler, und frog der Adlertuirt selber
 Aber bis so gut und jag mer, wei isch der ander?" –
 „Wer der ander isch“, seit jez der Engel, „das frogsch mi!
 's isch e bose Geist, Gott well di vorem bivaahre
 Wemme frueih verwaacht, um bieri oder um funji,
 stohet er vorem Bett mit groesse fuurigen Auge,
 seit eim guete Tag mit gluehige Rueten und Zange
 's hilft kei das walt Gott, und hilft kei Abo Maria!
 Wemme bese will, enanderno hebt er eim's Muul zue,
 wemmen an Himmel luegt, se streut er Aschen in d'Auge,
 het me Hunger, und isst – er wirft eim Wermueth in d'Suppe,
 moecht me z'Dbed trinke, er schuttet Gallen in Becher
 Laufft me, wie ne Hirz, er au, und blibt nit dehinte,
 schlicht me wie ne Schatte, so seit er „So mer wen g'mach tue
 Stohet er nit in der Chilchen, und jigt er nit zue der ins

Wirtshuus?

Wo de gohstsch und wo de stohstsch, sin G'spenster und G'spenster
 Gohstsch ins Bett, tuestsch d'Auge zue, se seit er „s pressiert nit
 mittem Schloffe Los, i will der naumis verzehele
 Weisstsch no, wie de g'stohle hestsch, und d'Waisli bitroge?"
 So und so, und das und deis, und wenn er am End isch,
 fangt er vorne a, und viel will's Schloffe nit sage "
 So het der Engel g'seit, und wie ne fuurige Luppe
 het der Puhuh g'spruegt Druf sagi wieder: „Z bi doch
 au ne Sunntigkind, mit mengem Geisfli befrundet,
 aber b'huet mi Gott der Her!" Druf lachlet der Engel
 „B'halt di G'wisse rein, 's goht uber b'hiebnen und b'jegne,
 und gang jez das Wegli ab, doert nieden isch Todtnau
 Nimm der Puhuh mit, und losch en ab in der Wiese,
 aß er nit in d'Dorfer rennt, und d'Schuure nit azundt
 B'huet di Gott, und halt di wohl!" Druf sagi „Her Engel!
 B'huet di Gott der Her, und zurn nuf! Wenn de in d'Stadt
 chunnstsch,

in der heilige Zit, se b'suech mi, 's soll mer en Ehr ji
 's stohn der Rosinli z'Dienst und Hypokras, wenn er di animmt
 D'Sternelust isch rau, absunderlig nebe der Birsig "

Druber graut der Tag, und richtig chummi go Todtnau,
und gang wieder Basel zue im lieblige Schatte
Woni an Mambach chumm, so frage sie 's Meideli use,
mittem heilige Chrus und mit der verblichene Fahne,
mittem Chran, am Totebaum und brieggen und schluchze
Hent dei's denn nit g'hoit! Er will's so wecke, wenn's Bit isch
Und am Zistig druf, se chummi wieder zum Bitter
D'Lubackdose ham richtig naume lo liege

Erinnerung an Basel

Z'Basel an mi'm Rh,
jo dort mocht si!
Weht nit d'Luft so mild und lau,
und der Himmel isch so blau
an mi'm liebe Rh;

In der Münsterschuel,
uf mim herte Stuehl,
magi zvor jez nit meh ha,
d'Topli stohn mer nummen a
in der Basler Schuel

Aber uf der Pfalz
alle Lute gfallt's
O wie wechsle Berg und Tal,
Land und Wasser iberall
vor der Basler Pfalz!

Uf der breite Bruck,
jur si hi und z'ruck,
nei, was sieht me Here stoh,
nei, was sieht me Zumpfere goh,
uf der Basler Bruck!

Eins isch nimme do,
wo ischs ane cho?
's Scholers Nase, weie weh,
git der Bruck kei Schatte meh
Wo bisch ane cho?

Wie ne freie Spaz,
uffem Petersplatz,
fliegt um, und 's wird mer wohl,
wie im Duebe-Kamisol,
uffem Petersplatz

Uf der grüne Schan,
in der Sunne Glan,
woni Sinn und Auge ha,
ladt's mi nit so lieblich a,
bis go Sante Hans

's Seilers Radli springt,
los, der Vogel singt
Summervogeli jung und froh
zieh'n de blaue Blueme no
Alles singt und springt

Und i bravi Frau
wohnt dort ujen au
„Gunnich Gott e frohe Mueth!
Nehmich Gott in freu Huet,
liebi Basler Frau!“



Der Abendstern

De bisch au wieder ziti do
 und lauffsch der Sunne weidli no,
 du liebe, schönen Dbestern!
 Was gilt's, de hattsch di Schmußli gern!
 Er trippelt ihre Spure no,
 und cha sie doch nit ubercho

No alli Stein groß und dli
isch i der liebst, und er ellet,
ji Buederli der Morgestern,
ji het en nit ums halb so gern,
und wo sie wandlet us und i,
ji meint sie, muß er um sie ji

Sueh, wenn sie hintem Morgerot
wohl ob em Schwarzwald ufe goht,
sie suecht ihr Buebli an der Hand,
sie zeigt em Berg und Strom und Land,
sie seit „Tue g'mach, 's pressiert nit so!
Di Gumppe wud der bald vergoh“

Er schwehst und frogt sie das und deis,
sie git em B'richt, so guet sie 's weiß
Er seit „D Mutter, lueg doch au,
do unte glanz't's im Morgetau
so schon wie in dim Himmelsaal!
„He“, seit sie, „drum isch's Biesetal“

Sie frogt en „Hescht bald alles gseh?
Jes gangi, und wart numme meh“
Druf springt er ihrer Hand derbo,
und mengem wiße Wulfli no,
doch, wenn er meint, jes hau i di,
verschwunden isch's, weiß Gott, wohi

Druf, wie si Mutter höher stohet,
und allsg'mach gegenem Rhistrom goht,
je ruest sie 'm. „Chumm und fall nit do!“
Sie fuehrt en fest am Handli no
„De chonntscht verlosche, handumchehr,
Nimm, was mer's fur e Chummer war!“

Doch, wo sie uherim Elis stoh,
 und allsgmach ehnen abe goht,
 wird nootno 's Buebli mued und still,
 's weis numme, was es mache will,
 's will numme goh, und will nit goh,
 's frogt hundertmol „Wie wit isch's no?“

Druf, wie sie ob de Berge stoh,
 und tiefer sinft ins Oberot,
 und er afange matt und mued,
 im rote Schimmer d'Heimet sieht,
 se lost er sie am Furtuech goh,
 und zettlet alsgmach hinte no

In d'Heimet wandle Herd und Hirt,
 der Vogel singt, der Chafer schwirrt,
 und 's Heimli bettet dort und do
 si luten Obesege scho
 Jez, denkt er, ham hochi Zit,
 Gottlob und Dank, 's isch numme wit

Und sachtber, wiener nocher chunnt,
 umstrahlt sie au si Glichli rund
 Drum stoh si Mutter vorem Hus
 „Chumm, weidli chumm, du chleini Muus!“
 Jez sinft er freudig niederwarts –
 jez isch's em wohl am Mutterher,

Schlof wohl, du schonen Obestern!
 's isch wohl, mer hen di alli gern
 Er luegt in d'Welt so lieb und guet,
 und bschaut en eis mit schwerem Muet,
 und isch me mued, und hef e Schmei,
 mit stillem Friede fult er 's Her,

Die anderen im Strahlig'wand,
he frili jo, sin au scharmant
D lueg, wie 's flimmert wit und breit
in Lieb und Freud und Einigkeit!
's macht kein em andere 's Lebe schwer
Wenn's doch do nieden au so war!

Es chunnt e chueli Obedluft,
und an de Halme hangt der Duff
Denkwohl, mer gohn jez au als gmach
in stille Frieden unters Dach!
Gang, Lisele, zund 's Ampli a!
Mach bei so große Dachte dra!



Der Schwarzwälder im Breisgau

Z'Mullen an der Post,
 Laufigsappermost!
 Trinkt me nit e guete Wi!
 Goh't er nit wie Baumöl i,
 z'Mullen an der Post!

Z'Burglen uf der Hoh,
 nei, was cha me seh!
 D, wie wechsele Berg und Tal,
 Land und Wasser iberall,
 z'Burglen uf der Hoh!

Z'Staufen uffem Mart
 hen si, was me gehrt,
 Lanz und Wi und Luftberkeit,
 was eim numme 's Herz erfreut,
 z'Staufen uffem Mart!

3'Friburg in der Stadt
füßer isch's und glatt,
richi Here, Geld und Guet,
Jumpfere wie Milch und Bluet,
3'Friburg in der Stadt

Woni gang und stand,
war's e lustig Land
Aber zeig mer, was de wiss,
numme naumis findi nit,
in dem schöne Land

Minen Auge gfallt
Herischried im Wald
Woni gang, se denki dra,
's chunnt mer nit uf d'Begnig a
3'Herischried im Wald

Imme chleine Huus
wandlet i und us –
gelt, de meinsch, i jagdet, wer?
's isch e Geie, es isch kei Er,
imme chleine Huus



Riedligers Tochter

Spinnet, Tochterli, spinnet, und Zergli leng mer der Haspel!
 D'Zit vergoh't, der Dbed dunnt und 's streckt si ins Fruerhjoht
 Bald goht's wieder use mit Hauen und Rechen in Garte
 Werdet mer flißig und brav und hupsch, wie 's Riedligers
 Tochter!

In de Berge stoht e Huus, es wachse jez Wesmen
 uffem verfallene Dach, und 's regnet aben in d'Stube
 Fritz 's isch scho alt, und 's jin jez anderi Zite,
 weder wo der Simme Fritz und 's Eveli ghust hen
 Sie hen 's Huus erbaut, die schonst unter de Firste,
 und ihr Name stoht no naumen am rueßige Diemel
 Het me gfrogt „Wer sin im Wald die glucklichstn Ehlut“,
 het me gseit „Der Simme Fritz und 's Riedligers Tochter“,
 und 's isch dem Eveli grote mit gar verborgene Dinge

Spinnet, Schinder, spinnet, und Juchli hol mer au Triemel
 Mengmol, wo der Friß no bi den Eltere gleeht het,
 het en d'Muetter g'no, und g'frogt mit buewellige Worte
 „Hescht di no nit anderst bjunne? G'falle der 's Meiers
 „Matte no nit besser zu jiner einzige Tochter?“
 Und der Friß het druf mit ernstlige Worten erwidert
 „Nei, je g'falle mer nit, und anderst bjunni mi numme
 's Niedligers suferi Tochter zue ihre Tugede g'fallt mer“
 „D'Tugede los den Engle! Mir sin je, no nit im Himmel“ –
 „Lont de Chueihe 's Heu ab's Meiers grasige Matte!“ –
 „D'Muetter isch e Her!“ – „Und soll au d'Muetter e Her si,
 Muetter hi und Muetter her, und 's Tochterli willi!“ –
 „'s Meidli soll's g'wis au scho tribe, d'Nochbere sage 's“ –
 „Sel isch en alte B'rucht, und dorum chani 's nit wende
 Wink's mer, so mueß i cho, und heist es mi naumis, se tuemis
 Ruegt's mer no gar in d'Mugen, und chummi em nocher an
 Buese,
 wird's mer, i weis nit wie, und moechti sterbe vor Liebi
 's isch ke lieblicher G'schopf, as so ne Herli, wo jung isch“ –

Naumis het d'Muetter g'ruuft Me seit das Meiddeli sei g'wis
 in si'm zwolffte Johr e mol elleinig im Wald gsi,
 und heb Erbeeri g'puecht Uf eimol hort es e Ruusche,
 und wo's um si luegt, se stoht in goldige Hoore
 nummen en Ehle lang e zierlig Frautveli vorem,
 inneme schwarze Gwand und g'stuekt mit goldene Blueme
 und mit Edelgstei „Gott grueß di, Meiddeli“, seit's em,
 „spring nit furt, und forch mi nit! I tue der sei Leidli“
 's Ebeli seit „Gott dank der, und wenn du 's Erdmannlis Frau
 bist,
 willi di nit forche!“ – „Jo freili“, seit es, „das bini“ –
 „Meiddeli los, und sag chansch alli Spruchli im Spruch-
 buech?“ –
 „Jo, i cha si alli, und schoni Bibelli und Psalme“ –
 „Meiddeli los, und sag gohsch denn au flißig in d'Ehliche?“ –
 „Alli Sunntig se tuem I stand im vorderste Stuehli“ –

„Meiddeli los, und sag folgsch au, was 's Muetterli ha will“ –
 „He, will's Gott der Her, und froget 's Muetterli selber!
 's chennt ich wohl, i weis es scho, und het mer scho viel gseit“ –
 „Meiddeli, was hest du gseit? Bist du obbe 's Niedliger's Tochter?
 Wenn de mi Gotte bist, se chumm au zue mer in d'Stuebe!“
 Hinter der Brumbeerihurst goht's uf verschwiegene Pfade
 tief dur d'Felsen i Hatt 's Frautvel mit e Laternli
 in der Linke treit, und 's Ebeli sorglich am Arm g'fuehrt,
 's hatt der Weg nit gfunde Jez goht e silberni Tur uf
 „O Herr Jesis, wo bini? Frau Gotte, bini im Himmel?“ –
 „Nei doch, du narrisch Chind In mi'm verborgene Stuebli
 bist du bi dimer Gotte Sitz nieder und bis mer Gottwilche!
 Well, das sin chosperi Stei an mine glitzerige Wande?
 Well, i ha glatt Lisch? Sie sin vom suferste Marfel
 Und do die silberne Blatten und do die goldene Teller!
 Chumm, is Humigschnitten und schoni gwundem Strubli!
 Magst us dem Chacheli Milch? Magst Wi im chrishtalene
 Becher?“ –
 „Nei, Frau Gotte, lieber Milch im Chacheli mocht!“

Wones gesse het und trunke, seit em si Gotte
 „Chind, wenn d'flüssig lehrsch, und folgsch, was 's Muetterli
 ha will,
 und chunnst us der Schuel und gohst zum heilige Nachtmohl,
 willi der naumis schicke Zeig wie, was war der am liebste?
 War's das Trogl voll Plunder? War's do das Radli zum
 Spinne?“ –
 „Bald isch's Plunder verrisse Frau Gotte, schenket mer's
 Radli!“ –
 „'s Radli will gspunne ha Nimm lieber 's Trogl voll Plunder!
 Siehst die sidem Chappe mit goldene Dupflene gsprenkelt?
 Siehst das Halstuech nit mit siebefarbige Streife,
 und e neue Rock, und do die gwassereti Hoorschmier?“ –
 „Jo, 's isch mer numme z'schon Frau Gotte, schenket mer s
 Radli!“ –

„Willst's, se sollst's au ha, und chunnt's, se halt mer's in
Ehre!

Wenn de's in Ehre hest, soll's au an Plunder nit fehle,
und an Segen und Gluck I weiss em verborgen! Chrafte
Sieder nimm das Rosli und trag mer's sorglich im Buese,
aß den au obbis hest vo diner heimliche Gotte!
Los und verlier mer's nit! Es bringt der Freuden und G^hund
heit

Warsch mer nit so lieb, i chonnt der jo Silber und Gold ge "
Und jez het sie's ghußt, und wieder usen in Wald gfuehrt

„Bhuet di Gott, und halt di wohl, und grueß mer di Muetter!"
So viel isch an der Sach, und deshalb het me ne nogseit,
d'Muetter seig e Her, und nit viel besser ihr Meidli

Nu das Meiddeli isch mit si'm verborgene Bluemli
hubscher vo Tag zu Tag und allwil lieblicher worde,
und wo's us der Schuel mit andere Chindere cho isch,
und am Ostertag zum Nachtmohl gangen und heim chunnt,
nei se bhuetis Gott, was stohet im heitere Stubli?
's Radli vo birbaume Holz und an der Chunkle ne Riste,
mitterne zierlige Band us rosiger Siden umwunde,
unte ne Letschli dra, und 's Gschirli zum Nege vo Silber,
und im Chrebs e Spueli, und scho ne iwengeli g'punne
D'Gotte het der Afang gmacht mit eigene Hande
Wie het mi Eveli gluegt Was isch das Eveli gsprunge!
Gfangbuech weg und Meie weg und 's Radli in d'Arm gno,
und het's ghußt und druckt „D liebi Frau Gotte, vergelt's
Gott!"

's het nit z'Mittag gesse Sie hen doch e Hammen im Chöl gha
s isch nit usen ins Gruen mit andere Chindere gwandlet
Gpunne hatt's mit Hand und Fueße; het em nit d'Muetter
's Radli in Chaste gstellt, und gseit „Bedenke des Sabbath's!
Ich nit Christus der Her hut vo de Toten erstande?"
Nu die Radli hest Du Eveli, Eveli, weisch au,
wie me's in Ehre haltet, und was d'Frau Gotte wird gemeint
ha?

Trili weischt's wolum denn nit, und het sie in verherße
 „Wenn des in Ehre hesch, soll's au an Plunder nit fehle
 und andere Sege“, se het sie 's ghalte, wie 's recht isch
 Het nit in kurzer Zit der Weber e Trageke Garn gholt?
 Het's nit alli Johr vom finste glüchlige Fade
 Luech und Luech uf d'Bleich treit und Strangli zum Farber?
 He, me het jo gseit, und wenn's au dussen im Feld seig,
 's Radli spinn allemig furt, und wie sie der Fade
 unten in d'Espuele zieh', wachs' unterm rosige Bendel
 d'Riste wieder no – sel mueßt mer e hummli Sach si
 Und wer het im ganze Dorf die suferste Ehleider
 Sunntig und Wochtig treit, die reinlichsten Ärmel am Hemd
 gha,

und die suferste Strumpf und allwöl freudigi Sinne?
 's Frauwelis im Felsseg halt si liebli Gotte
 Drum het's Simmes Friz, wo 's achtzeh' Summer erlebt het,
 zue der Muetter gseit mit ernstlige Miene und Worte
 „Numme 's Niedligers Tochter zue ihre Lugele gfallt mer“
 Ihn hatten alli gno, er nummen eini vo alle
 Muetterherz isch bald verschreckt, zwor sothi's nit sage
 Wo sie wieder e mol vo 's Meiers Tochter und Matte
 ernstlig mittem redt, und will's mit Draue probiere
 „'s git e chraftig Mittel“, seit sie, „wenn de verherzt bisch
 Hemmer fur's Niedligers g'huust? Di Vater seht di ufs
 Pflüchtheil,

und de hesch mi Sege nit, und schuldig bisch du dra“
 „Muetter“, erwidert der Simme, „soll euer Sege verschertzt si,
 „stand i vom Ebeli ab, und gehri vom Vater ke Pflüchtheil
 Z'Etette siht e Werber, und wo me uffeme Berg stohet,
 lute d'Turkglöcken an allen Enden und Orte
 Bluet um Bluet, und Chopf um Chopf, und Leben um Lebe
 Farbt mi Bluet e Turkesebel, schuldig sin ihr dra!“
 Wo das d'Muetter hört, se siht sie nieder vor Schrecke
 „Du vermesse Ehind, se nimm si, wenn de sie ha wist,
 aber humm mer nit go chlage, wenn's der nit guet goht“
 's isch nit notig gsi Sie hen wie d'Engel im Himmel

mitenander g'lebt, und am verborgene Gege
 vo der Gotte het's nit gfehlt im husliche Wege
 He, sie hen jo z'legt vo's Meiers grasige Matte
 selber die schonste g'meibt, 's isch alles endlich an Stab cho,
 und hen Freud erlebt an frumme Chinden und Enkle
 Tuent jez d'Rader weg, und Jergli der Haspel ufs Chastli!
 's isch afange dunkel und Zit an anderi G'schafte

Und so hen sie 's gmacht, und wo sie d'Rader uf d'Site
 stellen, und wenn go und schuttle d'Ugle vom Furtuech,
 seit no's Breneli „So ne Gotte moecht wohl au ha,
 wo em so ne Rad chonnt helfen und so ne Rosli“
 Aber d'Muetter erwidert „'s chunnt uf kei Gotten, o Breni,
 's chunnt uf's Radli nit a Der Fliß bringt heimliche Gege,
 wenn de schaffe magst Und hest nit 's Bluemli im Buesse,
 wenn de zuechtig lebst und rein an Sinnen und Werke?
 Gang jez und hol Wasser und glitsch mer nit usen am Brunne!“



Die glückliche Frau

Erhalt mer Gott mi Friedli!
 Wer het, wer het e bravere Ma,
 und meld si emi, wenn sie cha!
 Er siht so gern bi seiner Frau,
 und was mi freut, das freut en au,
 und was er seit, und was er tuet,
 es isch so lieblich und so guet
 Wie sieht er nit so gattig us
 in sine Locke schwarz und chus,
 mit sine Backe rot und gsund,
 und mit de Gliedere stark und rund!

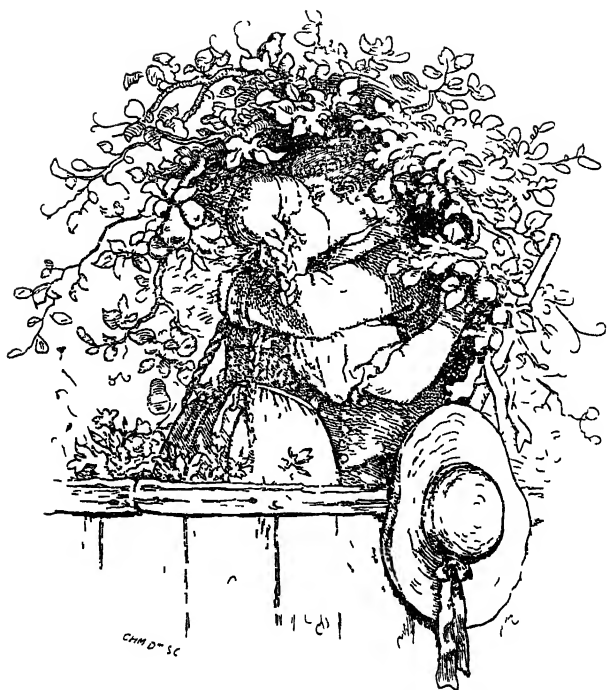
Und wenn mi naunus plogt und drukt,
und wenn e Weh im Herze zuckt,
und denck i wieder an mi Ma,
wie lacht mi nit der Himmel a!
Erhalt mer Gott mi Friedli!

Erhalt mer Gott mi Guetli!
I ha ne Garte hinterem Hus,
und was i bruuch, das hol i drus
Im Feld m feiste Sure schwanck
der Halm, an warme Beige hangt
der Trubel, und im chleine Hof
regiere Huehner, Gans und Schoof
Was bruuchi, und was han i nit?
Frog, was de weisch, lueg, wo de witt!
Und wemme meint, 's well Mangel cho,
isch Gottes Sege vorem do
Und wenn der Friedli mued und still
vom Aecker chuint und z'Obe will,
se stoht mit Chummi, rein und frisch,
e guete Ziger uffem Tisch
Im gruene Chrusli stoht der Wi,
i lueg em a, und schenck em i,
druf trinckt er und es schmeckt em guet,
und fullt em 's Herz mit Chraft und Muet
Erhalt mer Gott mi Guetli!

Erhalt mer Gott mi Stubli!
Es isch so heiser und so nett,
as wenn's en Engel zimmert hatt,
und puht, as wenn's e Childli war,
und wo me luegt, isch's miene leer
So weger, und wenn's blizt und chraecht,
und wie mit Chublen abe macht,
wenn ussem Nebel fuecht und chalt
der Riesel an de Fenster prallt,

und wenn no Winedt halt und rot
di Jenner uf di Buge stobt,
und duftig an di Baume hangt,
und Brucke ubis Wasser sprengt,
und wenn der Sturmwind tobt und brullt,
und 's Dolder ab den Gasse trullt,
isch's Stubli bheb und warm und still,
turnier' der Sturm, so lang er will
Erhalt mer Gott mi Stubli!

Doch will mer Gott mi Friedli neh,
und Chan nit, und mueß en ge,
sollsch, Chischhof, du mi Guefli si,
und bauet mer e Stubli dri
Erhalt mer Gott mi Friedli!



Die Überraschung im Garten

„Wer spruht mer alli Frueh mi Rosmeri?
 Es cha doch nit der Tau vom Himmel si,
 Just hatt der Mangel d au si Sach,
 er stohd doch au nit unterm Dach
 Wer spruht mer alli Frueh mi Rosmeri?“

Und wenn i no so frueh ins Gartli spring,
 und untewegs mi Morgeliedli sing,
 isch naumis g'schafft Wie stohn jez reihewis
 die Erbsen wieder do am schlanke Ris
 in ihrem Bluest! I chumm nit us dem Ding

Was gilt's, es sin die Jumpsfere us em See!
Me meint zwar, 's chomm, wie lang scho, keini meh
Eust sin sie in der Mitternacht,
wenn niemes meh as d'Sterne wacht,
in d'Gelder use gwandelt us em See

Sie hen im Feld, sie hen mit frummer Hand
de brave Lute g'schafft im Garteland,
und isch me frueih im Morgeschummer cho,
und het jez welle an si Arbet goh,
isch alles fertig gsi – und wie charmant!

Du Schalk dort hinte, meinsch, i seh di nit?
Jo, duack' die numme nieder, wie de witt!
I ha mer's vorgstellt, du wursch's si
Was falleder fur Jesten i? –
D lueg, vertritt mer mini Seelig nit! –

„D Ratterli, de hesch's nit solle seh!
Jo, dine Blueme han i z'trinke ge,
und wenn de wotsch, i gueng fur di dur's Fuur
und um mi Lebe war mer di's nit z'fuur,
und 's isch mer o gar sölli wohl und weh“

So het zum Ratterli der Friedli g'seit,
er het e schweri Lieb' im Herze treit,
und het's nit chönne sage just,
und es het au in siner Brust
e schuuchi zarti Lieb zum Friedli treit

„Lueg, Friedli, mini schöne Bluemli a!
's sin nummen alli schöne Farbe dra
Lueg, wie eis gegenem andere lacht,
in siner holde Fruehligsstracht,
und do siht scho ne flüsig Jimmli dra“ –

„Was helpe mer du Bluemli blau und wiß?
D Ratterli, was hilst mer's Immlis Glib?
Warsch du mer hold, i war im tiefste Schacht,
i war mit dir, wo au fei Bluemli lacht
und wo lei Immli summsi, im Paredis“

Und d'ruber hebt si d'Sunne still in d'Hoh,
und luegt in d'Welt, und seit „Was mueß i seh
in aller Frieih?“ — Der Frieidli schlingt si Arm
um's Ratterli, und 's wird em wohl und warm
Druf het em's Ratterli e Schmußli ge



Das Gewitter

Der Vogel schwankt so tief und still,
 er weiß nit, woner ane will
 Es dunnt so schwarz, und dunnt so schwer,
 und in de Lufte hangt e Meer
 voll Dunst und Wetter Los, wie's schallt
 am Blauen, und wie's widerhallt

In große Wirble fliegt der Staub
 zum Himmel uf, mit Halm und Laub,
 und lueg mer dort sel Wulffli a!

I ha ñe große G'falle dra,
lueg, wie mei's usenander rupft,
wie user eis, wenn's Wulle zupft

Ge helfis Gott, und bhuetis Gott!
Wie zuckt's dur's G'wulch so fuurig rot,
und 's chracht und 's tost, es isch e Gruus,
aß d'Fenster zitteren und 's Hus,
Lueg 's Buebli in der Waglen a!
Es schloft, und nimmst si nut drum a

Sie lute z'Schlienge druf und druf,
je, und 's hort ebe doch nit uf
Sel bruucht me gar, wenn's dundere soll
und 's lufet eim no d'Dhre voll –
D, helfis Gott! – Es isch e Schlag!
Dort, siehst im Baum am Gartehag?

Lueg, 's Buebli schloft no allmivil
und us dem Dundere mach't's nit vil
Es denkt „Das sicht mi wenig a,
er wird jo d'Alge binem ha“
Es schnuselet, es dreht si hott
ufs ander Dhrlu Gumm der's Gott!

D, siehst die helle Streife dort?
D los! hest nit das Raßle g'hort?
Es dunnt Gott wellis gnadig si!
Gohnt weidli, hanke d'Laden i!
's isch wieder akurat wie bern
Guet Nacht, du schön Weizenern

Es schetteret uffem Chilchedach,
und vorem Hus, wie gautscht's im Bach,
und 's lost nit no – daß Gott erbarm
Jez summer wieder alli arm –
Zvor hemmer au scho gemeint, 's seig so,
und doch isch 's wieder besser cho

Lueg, 's Buebli schloßt no allerwil
und us dem Hagle macht's nit viel!
Es denkt „Vom Briegge loßt's nit no,
er wird mi Teil schon ubrig lo“
He jo, 's het au, so lang i's ha,
zue rechter Zit si Sachli gha

D gebis Gott e Ehnderinn!
's isch große Trost und Sege drinn
Sie schloße wohl und traue Gott,
wenn's Spieß und Nagel regne wott,
und er macht au si Spruchli wöhr,
mit sinen Englen in der G'fohr –

Wo isch das Wetter ane tho?
D'Sunn stoht am heitre Himmel do
's isch schier gar z'spot, doch grueß di Gott!
„He“, seit sie, „nei, 's isch no nit z'spot,
es stoht no menge Halm im Bah'
und menge Baum, und Dpfel dra“ –

Posz tausig, 's Kind isch au verwacht
Lueg, was es fur e Schnuufeli macht!
Es lachlet, es weiß nit derbo
Sieh'sch, Friederli, wie's ussieht do? –
Der Schelm het no si G'falle dra
Gang richt em eis si Pappli a! –



Agatha an der Bahre des Vaters

Chummi, Agethli, und forcht der nit,
i merck scho, was de sage witt
Chumm, b'schau di Gotti no ne mol,
und brugg nit so, es isch em wohl

Er lit so still und frundli do,
me meint, er los und hor mi no,
er lachlet frei, o Jesis Gott,
as wenn er naumis sage wott

Er het e schveri Chranket gha
Er seit „Es grist mi nummen a,
der Tod het jez mi Wunsch erfullt
und het mi hitzig Fieber gfullt“

Er het au menge Chummer gha
Er seit „Es sichts ni nummen a,
und wienes goht, und was es git,
im Chilchhof niede horis nit“

Er het e boje Nochtber gha
Er seit „I denf em numme dra,
und was em fehlt, das trost en Gott
und gebem au e sanfte Tod“

Er het au sini Fehler gha
's macht nit! Mer denf numme dra
Er seit „I bi jez frei derbo,
's isch nie us bosem Herze cho“

Er schloft, und luegt di nummen a,
und het so gern i Gotte gha
Er seit „Wills Gott, mer werde scho
im Himmel wieder z'semme cho“

Gang, Agethli, und denf mer dra!
De hesch e brave Gotti g'ha
Gang, Agethli, und halt di wohl!
Di Stundli schlacht der au ne mol



Die Hafnet-Jungfrau

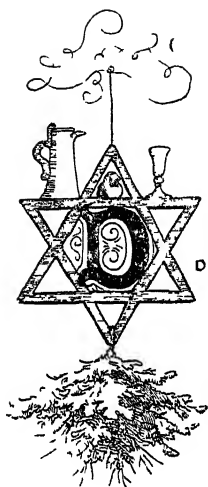
Vetter, wo simmer doch echsteist? Bald glaubi, mer seige
 verirret
 's schlacht kei Uhr, me hort ke Guhl, es lutet ke Glocke,
 wo me lost, und wo me luegt, se findt me ke Fueßtritt
 Chommet do das Wegli ab! Es isch mer, mer seige
 numme wit vom Hafnet-Bugg Sust gruset's mer, wenni
 drubei mueß, jez waru froh Der Sunne no mocht es
 schier gar Behni si Sel wär ke Fehler, mer chame
 allwil no zitli gnueg go Steine bis Mittag —
 Gelfet, was hanu gseit! Gottlob, do simmer am Hafnet,

und jez weisß Weg und Steg Der hent doch au bettet
 hutte frueih, will's Gott, und hentich gwaschen und d'Hoor
 gstreht
 mittem Richter? Mengmol muen au d'Finger der Dienst tue,
 und der sehnt mer schier so us Je, Vetter, i warnich!
 Wemmer bim Brunne sin, me wurdich waschen und strehli
 's stoh't im Wiesetal und in den einsame Matte
 no ne Huus, me seit em numme 's Steinemer Schloßli
 's tuet de Hamberchsluten und 's tuet de Bure, wo gfrohnt hen,
 bis es gstanden isch mit jime Stapflen am Giebel,
 au fei Bahn meh weh Doch liege sie ruehig im Bode,
 d'Hafnet-Jumpfere nit, wo vor undenkliche Zite
 in dem Schloßli g'huset het mit Vater und Muetter
 's isch e Zwingherr gsi, und 's het des Frohnes fei End gha,
 bald ufs Tribe, bald zum Bauen oder am Acker,
 z'nacht zum Hueten ins Feld, und het der Zwingherr und
 d'Zwingfrau
 nit me gwußt, isch d'Lochter cho, ne zimpferig Dingli,
 mitteme Zuckergsicht und marzipanene Halsli
 Bald het ein go Basel mueßen oder no wifers,
 Salbe hole, das und deis zum Waschen und Strehle,
 Schueh mit gestückte Bluemen und chosperi goldem Chappe
 mit Chramanzlete drum und sidem Hentschen und Bendel
 Meinet der denn, sie war emol go Steine in d'Chilche
 uffem Bode gange mit ihre papierene Schuehne?
 Drliger, bim Bluest, vom tuurste, wo me cha finde,
 hen sie mueße spreite vom Schloßli bis furen an Steine
 und durs Dorf an d'Chilchhofstur und ubere Chilchhof,
 und am Mentig waschen Am nochste Samstag het alles
 mueße sufer si, wie neu vom Weber und Walker
 's isch emol en alte Ma, 's heig niemes si Heimet
 wusse welle, neben an dem Drliger Fueßweg
 gstanden an der Chilchhofsture „Loset, i warnich,
 Jumpferli“, heig er gseit, „'s isch mit dem Plagli mit z'spasse
 Goh't me so in d'Chilchen und uber die grasige Graber?
 Wie heißt's in der Bibel? Der werdet's jemerst nit wusse

Erde sollst du werden, aus Erde bist du genommen
 Zumpferen, i forch, i forch! – Duuf seig er verschwunde
 Sel mol uf Orligertuedi in d'Chilche gangen und numme!
 Nei 's mueß Flanell her am nachste Sunntig, mit rote
 Bendle rechts und links und unten und obe verbendlet
 O, wie mengmol hen doch d'Lut im Stille der Wunsch gha
 „Nahm di numme ne Ma im Chis oder im Brisgau
 oder wo der Pfeffer wächst! Es jott der jo gunnt si!“
 Aber 's het sie niemes moege D'Muerter isch gestorben
 und der Vater au, sie liege nebenenander,
 und 's chunnt zueht e Gang, wo 's Tochterli furen in Chilchhof
 au ke Flanell bruucht und einerweg d'Schuehli nit wueßt macht
 Hen sie nit im Lotebaum vier Richter ins Grab treit?
 's seig nit briegget worde Ne Vaterunser hen frilig
 alli bettet, und gseit „Gott geb der ewige Friede!“
 Drum der Tod sohnt alles us, wenn's numme nit z'ipot war
 Aber der alt Ma seig eismols wieder am Chilchhof
 gstanden und heig gseit mit schwere bidutsame Worte
 „Hesich nie das Plazli biruehrt, se soll di das Plazli nit tole
 Wo du ane g'horsich, weiß numme s'Geisligers Laubi!“
 's isch so cho Der ander Morge, woenen ins Feld goht,
 stoht der Lotebaum vorusse nebe der Chilchmuur
 Wer verbei isch, het en gseh, und 's heist no dernebe,
 's seige Grappe gnuet druf gessen und heigen am Tuedi pickt –
 wie mes macht wenn naumis isch, se luegt me no mehr dia
 Je, mer het's wieder probiert, me het sie no tiefer verglabe,
 an en andere Plaz 's het alles nit ghulfen und battet
 Endli seit der Vogt „Mer muen go 's Geisligers Laubi
 fröge, wo sie ane ghört!“ Me rustet e Wage,
 wetzet d'Stieren i, und leit der Lotebaum ufe
 „Laufet, wo der went!“ Sie hen si nit zweimol so heiße
 lf und furt zum Hafnet Bugg Dort blibe sie b'hange,
 z'allernochst am Brunne (der wueßet's) womer verbei im
 In dem Brunne sitzt sie Doch stigt sie an sunnige Tage
 mengmol usen ans Land, strehlt in de goldige Hoore,
 und wenn naumer chunnt, wo felle Morge nit bettet



oder d'Hoor nit gstrehlt, und wo si nit gwaschen und pußt her,
 oder jungi Baum verderbt und andere 's Holz stiehlt,
 seit me, sie nehmen in d'Arm, und ziehen aben in Brunne
 Better, i glaub sel nit Me seit so wege de Chindi,
 aß sie suferli werden und nieme naumis verderbe
 Better, war es so gfohrli, bim Bluest, euch hatt sie in d'Arm
 wo mer nebenab iin, und gwaschen im Brunne, [gno,
 und au wieder gstrehlt e mol – Nei lojet, was horet?
 's lutet z'Steine Mittag Bal summer duffen im Freie
 D'Zit wird eim doch churz im Laufe, wemmen au naumis
 mifenander z'rede weiß und naumis z'erzehle
 Seig's denn au nit woehr, es isch nit besser, wenn's woehr isch
 Sehnt der jez dort 's Schloßli mit sinen edlige Gieble?
 Und das Dorf isch Steine Do fuere zieht si der Chilschweg



Auf den Tod eines Bechers

o hen si mer e Ma vergrabe
's isch schad fur sini hundere Gabe
Gang, wo de witt, suech no so ein!
Sel isch verbei, de findsch mer kem

Er isch e Himmelsglehrte gsi
In alle Dorfere her und hi
je het er gluegt vo Hus zu Hus
hangt nienen echt e Sternen us?

Er isch e freche Ritter gsi
In alle Dorfere her und hi,
je het er gfrogt enanderno
„Ein Leuen oder Baie do?“

Guete Christ, sel isch er gsi
In alle Dörfere her und hi
je het er untertags und z'nacht
zum Chrus si stille Bueßgang g'macht

Si Namen isch in Stadt und Land
bi große Here wohl bikannt
Si allerliebste Kumpanie
sin allwail d'Drei Kunig gi
Jez schloft er und weiß nuf derbo
Es chunnt e Zit, goht's alle so

Wie? was jagetder, aß der seiget, in Euren Epistle?
 Schatzigbleger? Nei, was mueß me fur Sachen erlebe?
 Hender d'Schatzig b'leit, Her Gysen? Jesis, gent Achtig,
 wenn sie junglet, wie 's ich goht! das chonnemer bruuche
 Was het selle gjeit, wo g hort het, d'Sunne heig g'wibit?
 's stoht ins Betters Sable Er het mit schrundige Hande
 in de Hoore g'chragt „J mein, jie mach ein ellunig
 heiß gnueg, het er gseit, mit ihrem dunstigen Dtem
 und trinkt alli Brunnen us, 's wird sußere Arbet
 werde, wenn jie Jungi het, und hinter de Berge
 wie ne Gluckere fure chunnt mit Siebe und Achte“
 Lueget, so wirds goh, wenn d'Schatzig Rueben und Meidli
 uberchunnt und lebzig bhaltet, gstraßige Chunder,
 's wird nit z'b'schribe si, was fur e Lamento ins Land chunnt

Better Gysen loset, der hent doch b'jundere Jests!
 Jo, i mueß es sage, und wenns mi gnadige Landsheer
 uber churz oder lang erfahrt, und henktich der Brothorh
 hocher, wie der selber forchet, nimmts mi nit wunder
 Jschs ich obbe, wil der Moler z'Mulle ne weg chunnt,
 gumperig, und meinet, je, lueg ich niemes uf d'Jie?
 Hender gmeint, jo wohl! Sie hen scho wieder in Andre
 in der Machi! und er wurd ich d'Zeche verlese
 Wie het Rehabeam gjeit? „Mein Finger,“ seit er, „voll
 sein, als meines Vaters Arm“ Der werdets erfahre!
 Gusst e brave Heer, und gschickt, er schribt si vo Spir her
 ehnen am breite Rhi, wo jez der Premie-Conjul
 d'Schatzig bleit, und 's Volch regiert mit bluefige Hande

Better Gysen, 's fallt mer i, ich nit woht, mei hen doch
 mengerli Heren im Land von allen Enden und Orte,
 und mir sin no als die bravste? Hattener numme
 näumis glehrt! Mer hatte doch so ordeli der Zit gha
 Aber jez ich z'spot! Und mengmol wenn mimi Chueler

mehr versohn as ich, und fuge mi pigigi Sache,
woni selber nit weiß, se sagi „Lojes, de muent ein
nit gli z'Chande mache! 's isch altnig nit gsi, wies jez isch,
mittem Lehre, und me hatt jußt d'Olegeheit nit gha
B'haltets bimich, was der wuisset! Wendets im Stille
a, und werdet brav, und saget, der heigets bi mi glehrt,
aß i au no Chr erleb, und dankbari Zite!"

Better Gyßer, hent der Suebe, soll ein e Pfarer
werde, hani nit dertwider Ruehig verlegt er
sini Stunden uffem Land Ne freudige Wechsel
zwischen Arbeit und Rueh, und zwischen Studieren und Martisch,
zwischen Essen und Verdaue slicht si dur 's Lebe
Ob em hangt der Himmel voll Sunne, Sternen und Gige,
unter em der Boden, er treit em fruchtbere Zehnte
Uf de Matte weide d'Chueh, ihm frage sie d'Milch zue,
an de Berge grase d'Shof, ihm chruslet si d'Wulle,
in den Eiche chnarflet d'Sau, ihm leit sie der Speck a
Farlet naume ne Mohr, het au der Pfarer si Sauli
Meint der Furst, er heig si Sach an Zinsen und Ofalle,
mueß er mittem Pfarer teilen oder Prozeß ha
Drum, Her Gyßer! was i sag und wenn ein e Pfarer
werde will, und wenn e schoni mannbere Tochter
no nem Biskari luegt, und er luegt wieder no ihre,
und sie wechsle misenander frundlige Rede,
lohnt sie mache! sagi Doch vorem leidige Schuelstaub
soll der Himmel euer Chind in Gnade birwahre

Aber mi Red nit z'bergeffen, und euri Jesten und Rimi,
jo, i ha sie ubercho, sie hemmer e Freud gmacht,
bsunders selli Frau Wie isch 's ere endli no gange?
Isch sie wieder z'Chrafte cho? I mochttere's gunne
Oder het sie g'endet, und trinkt in blaue Reviere
Sternelust, und Himmelstau, und mutteret numme?
Helfis Gott! Mer werde au no 's Bundeli mache,
und ins himmlisch Canaan der Weg unter d'Sueß neh!
's seig e gangbari Stroß, sie gang gwis ubere Chilchhof

Gieder wunnen leben, und 's Lebe freudig verbrucht,
 Trubli esse, Neue trinke, Chestene brote
 Besser Syßer, dunnt em Buur si sunnige Rebberg
 mit der Zit an Stab, se biefet fur mi Es dunnt mer
 nit uf naumis a, und d'Morgunnen isch viel weit
 Lueget, je, mueßi in d'Schuel, fust wotti no allerlei sage
 B'huetich Gott! Vergelts Gott au! Und chommet bal wieder

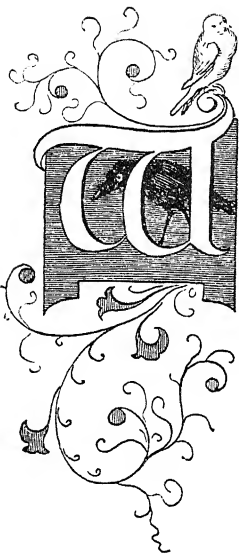
Beim Friedensschluß

Jez, Fliege, lönt mi all unghet,
 und meld' si keini wit und breit!
 Der sehnt jo, aßi d'Zittig lies!
 Und chom mer eini, i triff sie gwis

Gohnt, schaffet au e halbe Tag
 vo Bloßeschlag zue Bloßeschlag
 was gilt's, der lueget anderst dri,
 und 's wird ich nummi gumpzig si

I ha ne schweri Arbet gha,
 drum lacht mi jez mi Chrusli a
 Gang, Jurgli, leng o Chas zuem Brot,
 's schmeckt besser, wenn's selbander goht

Jo wohl, se henn sie Friede gmacht,
 und 's het en End mit Chrieg und Schlacht
 Gott Lob und Dank fur Mensch und Vieh!
 's war nummi lang z'prastiere gsi -



Der Wegweiser

Guter Rat zum Abschied

Weis, wo der Weg zuem Mehlsack isch,
zuem volle Sack? Im Morgerot
mit Pflug und Charst dur's Weizefeld,
bis Stern und Stern am Himmel stoh.

Me hackt, so lang der Tag eim hilft,
me luegt nit um, und blibt nit stoh;
druf goht der Weg dur's Schürefenn
der Chuchi zue, do hemmer's jo!

Weis, wo der Weg zuem Gulden isch?
Er goht de rote Chrügere no,
und wer nit uff Chrüger luegt,
der wird zuem Gulde schwerli cho.

Wo isch der Weg zuer Sunntigfreud?
Gang ohni Gfohr im Werchtig no
dur d'Werstatt und dur 's Ackerfeld!
der Sunntig wird scho selber cho.

Am Samstag isch er nümme wit.
Was deckt er echt im Chörbli zue?
Denkwol e Pfündli Fleisch ins Omues,
's cha si, ne Schöppli Wi derzue.

Weis, wo der Weg in d'Armet goht?
Lueg numme, wo Lafere sin!
Gang nit verbei, 's isch guete Wi,
's sin nagelneui Charte drin!

Im letzte Wirtshus hangt e Sack,
und wenn de furt gohsch, henf en a!
„Du alte Lump, wie stoht der nit
der Betteljack so zielig a!“

Es isch e holze Gschinli drin,
gib Achtig druf, verlier mer's nit,
und wenn de zue me Wasser chunnisch
und runte magisch, ja schopf dermit!

Wo isch der Weg zue Fried und Ghi,
der Weg zuem gueten Alter echt?
Grad fursi goht's in Maßigkeit
mit stillem Sinn in Pflicht und Recht

Und wenn de anme Chruzweg stohtsch,
und numme weisch, wo 's ane goht,
halt still, und frog di Wisse z'eist,
's cha dutsch, gottlob, und folg si'm Ro!

Wo mag der Weg zum Chindhof ja?
Was frogstsch no lang? Gang, wo di witt!
Zuem stille Grab im chuele Grund
fuehrt jede Weg, und 's fehlt si nit

Doch wandle du in Gottisfuecht!
I rot der, was i rote cha
Sel Platzli het e gheimi Zur,
und 's sin no Sachen ehne dra

Thaßfaßlein
des Rheinländischen Hausfreundes

I

In der Türkei, wo es bisweilen etwas ungerade hergehen soll, trieb ein reicher und vornehmer Mann einen Armen, der ihn um eine Wohlthat anflehte, mit Scheltworten und Schlägen von sich ab, und als er ihn nicht mehr erreichen konnte, warf er ihn noch mit einem Stein. Die es sahen, verdroß es, aber niemand konnte erraten, warum der arme Mann den Stein aufhob und, ohne ein Wort zu sagen, in die Tasche steckte, und niemand dachte daran, daß er ihn von nun an bei sich tragen würde. Aber das tat er. Nach Jahr und Tag hatte der reiche Mann ein Unglück, nämlich er verübte einen Spießbubensstreich, und wurde deswegen nicht nur seines



Unnogens verlustig, sondern er mußte auch nach dortiger Sitte zur Schau und Schande, ludwärts auf einen Stiel gesetzt, durch die Stadt leiten. An Spott und Schimpf fehlte es nicht, und der Mann mit dem rasselhaften Stein in der Tasche stand mit den Zuschauern eben auch da, und erkannte seinen Beleidiger. Jetzt fuhr er schnell mit der Hand in die Tasche, riß griff er nach dem Stein, jetzt hob er ihn schon in die Höhe, um ihn wider nach jenem Beleidiger zu werfen, und wie von einem guten Geiste gewarnt, ließ er ihn wider fallen, und ging mit einem bewegten Gesicht davon.

Daraus kann man lernen. Erstens, man soll im Gluck nicht übermütig, nicht unfreundlich und beleidigend gegen geringere und arme Menschen sein. Denn es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war, und, „wei dir als Freund nichts nußen kann, der kann vielleicht als Feind dir schaden.“ Zweitens, man soll seinem Feind keinen Stein in der Tasche und keine Rache im Herzen nachtragen. Denn als der arme Mann den seinen auf die Erde fallen ließ und davonging, sprach er zu sich selber so: „Rache an dem Feind ausüben, solange er reich und glücklich war, das war toricht und gefahrlieh, jetzt, wo er unglücklich ist, wäre es unmenschlich und schandlich.“

2

Ein anderer meinte, es sei schon Gutes zu tun an seinen Freunden und Böses an seinen Feinden. Aber noch ein anderer erwiderte das sei schon, an den Freunden Gutes zu tun und die Feinde zu Freunden zu machen.

3

Es ist doch nicht alles so uneben, was die Möriegenländer sagen und tun. Einer, namens Voßmann, wurde gefragt, wo er seine feinen und wohlgefälligen Sitten gelernt habe? Er antwortete: Bei lauter unhoflichen und groben Menschen. Ich habe immer das Gegenteil von demjenigen getan, was mir an ihnen nicht gefallen hat.

Ein anderer entdeckte seinem Freund das Geheimnis, durch dessen Kraft er mit den zanksuchtigen Leuten immer im guten Frieden ausgekommen sei. Er sagte so: Ein verständiger Mann und ein torichtiger Mann können nicht einen Strohhalbm miteinander zerreissen. Denn wenn der Tor zieht, so laßt der Verständige nach, und wenn jener nachläßt, so zieht dieser. Aber wenn zwei Unverständige zusammenkommen, so zerreissen sie eiserne Ketten.

Kindesdanke und Undanke

Man findet gar oft, wenn man ein wenig aufmerksam ist, daß Menschen im Alter von ihren Kindern wieder ebenso behandelt werden, wie sie einst ihre alten und kraftlosen Eltern behandelt haben. Es geht auch begreiflich zu. Die Kinder lernen von den Eltern, sie sehens und hörens nicht anders und folgen dem Beispiel. So wird es auf die natürlichsten und sichersten Wege wahr, was gesagt wird und geschrieben ist, daß der Eltern Segen und Fluch auf den Kindern ruhe und sie nicht verfehle.

Man hat darüber unter anderen zwei Erzählungen, von denen die erste Nachahmung und die zweite große Beherzigung verdient.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und frohen Landmann an dem Ackergeschaft an, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigentum sei, sondern daß er als Tagelöhner taglich um 15 Kreuzer arbeite. Der Fürst, der für sein schmerzes Regierungsgeschaft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, taglich mit 15 Kreuzer auszureichen, und noch so frohen Mutes dabei zu sein, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwilbrock erwiderte ihm: „es ware nur übel gesehlt, wenn ich so viel brauchte. Man muß ein Drittel davon genugen, mit einem Drittel zahle ich meine Schulden ab, und den ubrigen Drittel lege ich auf Kapitalien an.“ Das war dem guten Fürsten ein neues

Räthsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: „Ich theile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem



müden Alter auch nicht verlassen werden.“ War das nicht artig gesagt, und noch edler und schöner gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackeren Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

Aber ein anderer ging mit seinem Vater, welcher durch Alter und Kränklichkeit freilich wunderbarlich geworden war, so übel um, daß dieser wünschte, in ein Armenspital gebracht zu werden, das

im nämlichen Dite war Dort hoffte er wenigstens bei düstiger Pfluge von den Vornurten frei zu werden, die ihm daheim die letzten Tage seines Lebens verbitteiten Das war dem undankbaren Sohne ein willkommenes Wort Ehe die Sonne hinter den Bergen hinabging, war dem armen alten Greis sein Wunsch erfüllt Aber er fand im Spital auch nicht alles, wie er es wünschte Wenigstens ließ er seinen Sohn nach einiger Zeit bitten, ihm die letzte Wohlthat zu erweisen und ihm ein paar Leinfucher zu schicken, damit er nicht alle Nacht auf bloßem Stroh schlafen müsse Der Sohn suchte die zwei schlechtesten, die er hatte, heraus, und befahl seinem zehnjährigen Kind, sie dem alten Murrkopf ins Spital zu bringen Aber mit Verwunderung bemerkte er, daß der kleine Knabe vor der Tür eines dieser Zucher in einen Winkel verbarg, und folglich dem Großvater nur eines davon brachte „Warum hast du das getan?“ fragte er den Jungen bei seiner Zurückkunft „Zur Aushilfe für die Zukunft,“ erwiderte dieser kalt und bosherzig, „wenn ich euch, Vater! auch einmal in das Spital schicken werde“

Was lernen wir daraus? Ehre Vater und Mutter, auf daß es du wohl gehe!

Das wohlfeile Mittagessen

Es ist ein altes Sprichwort Wer anderen eine Grube grabt, fällt selber darein Aber der Löwenwirt in einem gewissen Stadtlein war schon vorher darin Zu diesem kam ein wohlgekleideter Gast Kurz und troßig verlangte er für sein Geld eine gute Fleischsuppe Hierauf forderte er auch ein Stück Rindfleisch und ein Gemus für sein Geld Der Wirt fragte ganz höflich ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe? „O freilich ja“, erwiderte der Gast, „wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld“ Nachdem er sich alles wohl hatte schmecken lassen, zog er einen abge schliffenen Fächer aus der Tasche und sagte „Hier, Herr Wirt, ist mein Geld“ Der Wirt sagte „Was soll das heißen? Geid ihr mir nicht einen Taler schuldig?“ Der Gast erwiderte „Ich habe für keinen

Taler Speise von euch verlangt, sondern für mein Geld. Hier ist mein Geld. Mehr hab ich nicht. Habt ihr mir zuviel dafür gegeben, so ist's eure Schuld.“ — Dieser Einfall war eigentlich nicht weit her. Es gehörte nur Unverschämtheit dazu und ein unbekümmertes Gemüt, wie es am Ende ablaufen werde. Aber das Beste kommt noch. „Ihr seid ein durchtriebener Schalk,“ erwiderte der Wirt, „und hättet wohl etwas anderes verdient. Aber ich schenke euch



das Mittagessen und hier noch ein Vierundzwanzig-Kreuzerstück dazu. Nur seid stille zur Sache, und geht zu meinem Nachbarn, dem Bärenwirt, und macht es ihm ebenso.“ Das sagte er, weil er mit seinem Nachbarn, dem Bärenwirt, aus Brotheid in Unfrieden lebte und einer dem anderen jeglichen Lort und Schimpf gerne antat und erwiderte. Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Geld, mit der anderen vorsichtig nach der Türe, wünschte dem Wirt einen guten Abend, und sagte: „Bei eurem Nachbarn, dem Herrn Bärenwirt, bin ich schon gewesen, und eben der hat mich zu euch geschickt und kein anderer.“

So waren im Grunde beide hintergangen, und der Dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hatte sich noch oben-
drein einen schönen Dank von beiden verdient, wenn sie eine gute
Lehre daraus gezogen, und sich miteinander ausgesöhnt hatten.
Denn Frieden ernährt, aber Unfrieden verzerht.

Das Mittagessen im Hof

Man klagt häufig darüber, wie schwer und unmöglich es sei,
mit manchen Menschen auszukommen. Das mag denn freilich
auch wahr sein. Indessen sind viele von solchen Menschen nicht
schlimm, sondern nur wunderlich, und wenn man sie nur immer
recht kennt, inwendig und auswendig, und recht mit ihnen umzu-
gehen mußte, nie zu eigensinnig und nie zu nachgebend, so wäre
mancher wohl und leicht zur Besinnung zu bringen. Das ist doch
einem Bedienten mit seinem Herrn gelungen. Dem konnte er
manchmal gar nichts recht machen und mußte vieles entgelten,
woran er unschuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der
Herr sehr verdrießlich nach Hause und setzte sich zum Mittagessen.
Da war die Suppe zu heiß oder zu kalt oder keines von beiden,
aber genug, der Herr war verdrießlich. Er sagte daher die Schüssel
mit dem, was darinnen war, und warf sie durch das offene Fenster
in den Hof hinab. Was tat der Diener? Kurz besonnen warf er
das Fleisch, welches er eben auf den Tisch stellen wollte, nun nichts,
den Rest der Suppe nach, auch in den Hof hinab, dann das Brot
dann den Wein, und endlich das Tisch Tuch mit allem, was noch
darauf war. „Verwegener, was soll das sein?“ fragte der Herr
und fuhr mit drohendem Zorn von dem Sessel auf. Aber der
Bediente erwiderte kalt und ruhig: „Verzeihen Sie mir, wenn
ich Ihre Meinung nicht erraten habe. Ich glaubte nicht anders,
als Sie wollten heute in dem Hof speisen. Die Luft ist so heiter,
der Himmel so blau, und sehen Sie nur, wie lieblich der Apfel-
baum blüht, und wie frohlich die Bienen ihren Mittag halten.“
Diesmal die Suppe hinabgeworfen und nimmer! Der Herr er-
kannte seinen Fehler, heiferte sich im Anblick des schönen Frühlings-

himnells auf, lachte heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwarters und dankte ihm im Stillen für die gute Lehre

Der kluge Richter

Daß nicht alles so uneben sei, was im Morgenlande geschieht, das haben wir schon einmal gehört. Auch folgende Begebenheit soll sich daselbst zugetragen haben. Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingeknäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt, und bot, wie man zu tun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Talern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann daher gegangen. „Dem Geld habe ich gefunden. Dies wird's wohl sein! So nimm Dein Eigentum zurück!“ So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schon. Der andere machte auch ein frohliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zahlte das Geld und dachte unterdessen geschwinde nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund,“ sprach er hierauf, „es waren eigentlich 800 Taler in dem Tuch eingeknäht. Ich finde aber nur noch 700 Taler. Ihr werdet also wohl eine Nacht aufgetrennt und Eure 100 Taler Belohnung schon heraus genommen haben. Da habt Ihr wohl daran getan. Ich danke Euch.“ Das war nicht schon, aber wir sind noch nicht am Ende. Ehrlich wahr't am längsten, und Untank schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Taler als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu tun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er's gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihren Behauptungen, der eine, daß 800 Taler eingeknäht gewesen seien, der andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht verfehrt habe. Da war guter Rat teuer. Über der

kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zum Voraus zu kennen schien, griff die Sache so an, er ließ sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben und tat hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, wenn der eine von Euch 800 Taler verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit 700 Talern gefunden hat, so kann auch das Bild des letzteren nicht das nämliche sein, auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches Du gefunden hast, wieder zurück und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Taler verloren hat. Und Du da weiß ich keinen Rat, als, Du geduldest Dich, bis derjenige sich meldet, der Deine 800 Taler findet.“ So sprach der Richter, und dabei blieb es.

Zwei Erzählungen

Wie leicht sich manche Menschen oft über unbedeutende Kleinigkeiten ärgern und erzürnen, und wie leicht die nämlichen oft durch einen unerwarteten spaßhaften Einfall wieder zur Besinnung kommen gebracht werden, das haben wir an dem Herrn gesehen, der die Suppenschüssel aus dem Fenster warf, und an seinem wüthigen Bedienten. Das nämliche lehren folgende zwei Beispiele.

Ein Gassenjunge sprach einen gut und vornehm gekleideten Mann, der an ihm vorbeiging, um einen Kreuzer an, und als dieser seiner Bitte kein Gehör geben wollte, versprach er, ihm um einen Kreuzer zu zeigen, wie man zu Hohn und Schimpf und Handeln kommen konnte. Mancher, der dies liest, wird denken, das zu lernen sei keinen Heller, noch weniger einen Kreuzer wert, weil Schimpf und Handel etwas Schlimmes und nichts Gutes sind. Aber es ist mehr wert, als man meint. Denn wenn man weiß, wie man zu dem Schlimmen kommen kann, so weiß man auch, vor was man sich zu hüten hat, wenn man davor bewahrt bleiben will. So mag dieser Mann auch gedacht haben, denn er gab dem Knaben den Kreuzer. Allein dieser forderte jetzt den zweiten, und als er den auch erlangt hatte, den dritten und vierten, und endlich den sechsten

Als er aber noch immer mit dem Kunststück nicht herausrücken wollte, ging doch die Geduld des Mannes aus. Er nannte den Knaben einen unverschämten Burschen und Betteljungen, drohte, ihn mit Schlägen fortzujagen, und gab ihm am Ende auch wirklich ein paar Streiche. „Ihr grober Mann, der Ihr seid,“ schrie der



Junge, „schon so alt und noch so unverständlich! Hab ich Euch nicht versprochen zu lehren, wie man zu Schimpf und Händeln kommt? Habt Ihr mir nicht sechs Kreuzer dafür gegeben? Das sind ja jetzt Händel, und so kommt man dazu. Was schlägt Ihr mich denn?“ So unangenehm dem Ehrenmann dieser Vorfall war, so sah er doch ein, daß der listige Knabe Recht und er selber Unrecht hatte. Er besänftigte sich, nahm sich's zur Warnung, nimmer so aufzufahren, und glaubte, die gute Lehre, die er da erhalten habe, sei wohl sechs Kreuzer wert gewesen.

In einer andern Stadt ging ein Bürger schnell und ernsthaft die Straße hinab. Man sah ihm an, daß er etwas Wichtiges an einem Ort zu tun habe. Da ging der vornehme Stadtrichter an ihm vorbei, der ein neugieriger und dabei ein gewalttatiger Mann muß gewesen sein, und der Gerichtsdiener kam hinter ihm drein. „Wo geht Ihr hin so eilig,“ sprach er zu dem Bürger. Dieser erwiderte ganz gelassen: „Strenger Herr, das weiß ich selber nicht.“ – „Aber Ihr seht doch nicht so aus, als ob Ihr nur für Längerweile herumgehen wolltet. Ihr müßt etwas Wichtiges an einem Ort vorhaben.“ „Das mag sein,“ fuhr der Bürger fort, „aber wo ich hingeh, weiß ich wahrhaftig nicht.“ Das verdroß den Stadtrichter sehr. Vielleicht kam er auf den Verdacht, daß der Mann an einem Ort etwas Böses ausüben wollte, das er nicht sagen dürfe. Kurz, er verlangte jetzt ernsthaft, von ihm zu hören, wo er hingeh, mit der Bedrohung, ihn sogleich von der Straße weg in das Gefängnis führen zu lassen. Das half alles nichts, und der Stadtrichter gab dem Gerichtsdiener zuletzt wirklich den Befehl, diesen widerspenstigen Menschen wegzuführen. Jetzt aber sprach der verständige Mann: „Da sehen Sie nun, hochgebietender Herr, daß ich die lautere Wahrheit gesagt habe. Wie konnte ich vor einer Minute noch wissen, daß ich in den Turm gehen werde, – und weiß ich denn jetzt gewiß, ob ich dreingeh?“ „Nein,“ sprach jetzt der Richter, „das sollt Ihr nicht.“ Die wichtige Rede des Bürgers brachte ihn zur Besinnung. Er machte sich stille Vorwürfe über seine Empfindlichkeit und ließ den Mann ruhig seinen Weg gehen.

Es ist doch merkwürdig, daß manchmal ein Mensch, hinter welchem man nicht viel sucht, einem andern noch eine gute Lehre geben kann, der sich für erstaunend weise und verständig hält.

Der schlaue Husar

Ein Husar im letzten Kriege wußte wohl, daß der Bauer, dem er jetzt auf der Straße entgegen ging, hundert Gulden für geliefertes Heu eingenommen hatte und heimtragen wollte. Deswegen bat

er ihn um ein kleines Geschenk zu Tabak und Branttwein. Wer weiß, ob er mit ein paar Bagen nicht zufrieden gewesen wäre. Aber der Landmann versicherte und beteuerte bei Himmel und Hölle, daß er den eigenen letzten Kreuzer im nächsten Dorf ausgegeben und nichts mehr übrig habe. „Wenn's nur nicht so weit von meinem Quartier wäre“, sagte hierauf der Husar, „so wäre



uns beiden zu helfen, aber wenn du hast nichts, ich hab nichts, so müssen wir den Gang zum heiligen Alfonsus doch machen. Was er uns heute beschert, wollen wir brüderlich teilen.“ Dieser Alfonsus stand in Stein ausgehauen in einer alten, wenig besuchten Kapelle am Feldweg. Der Landmann hatte anfangs keine große Lust zu dieser Wallfahrt. Aber der Husar nahm keine Vorstellung an und versicherte unterwegs seinen Begleiter so nachdrücklich, der heilige Alfonsus habe ihn noch in seiner Not stecken lassen, daß dieser selbst anfang, Hoffnung zu gewinnen. Vermutlich war in der abgelegenen Kapelle ein Kamerad und Helfershelfer des Husaren verborgen? Nichts weniger! Es war wirklich das steinerne Bild

des Alfonsus, vor welchem sie jetzt niederknieten, während der Husar gar andächtig zu beten schien „Jetzt“, sagte er seinem Begleiter ins Ohrl, „jetzt hat mir der Heilige gewinkt“ Er stand auf, ging zu ihm hin, hielt die Ohren an die steinernen Lippen und kam gar freudig zu seinem Begleiter zurück „Einen Gulden hat er mir geschenkt, in meiner Tasche mußte er schon stecken“ Er zog auch wirklich zum Erstaunen des anderen einen Gulden heraus, den er aber schon vorher bei sich hatte und teilte ihn versprochenemmaßen brüderlich zur Hälfte Das leuchtete dem Landmann ein, und es war ihm gar recht, daß der Husar die Probe noch einmal machte Alles ging das zweitemal wie zuerst Nur kam der Kriegermann diesmal viel freudiger von dem Heiligen zurück „Hundert Gulden hat uns jetzt der gute Alfonsus auf einmal geschenkt In deiner Tasche müssen sie stecken“ Der Bauer wurde todesblaß, als er dies hörte, und wiederholte seine Versicherung, daß er gewiß keinen Kreuzer habe Allein der Husar redete ihm zu, er sollte doch nur Vertrauen zu dem heiligen Alfonsus haben und nachsehen Alfonsus habe ihn noch nie getauscht Wollte er wohl oder übel, so mußte er seine Taschen umkehren und leer machen Die hundert Gulden kamen richtig zum Vorschein, und hatte er vorher dem schlauen Husaren die Hälfte von seinem Gulden abgenommen, so mußte er jetzt auch seine hundert Gulden mit ihm teilen, da half kein Bitten und kein Flehen

Das war fein und listig, aber eben doch nicht recht, zumal in einer Kapelle

Der Zahnarzt

Zwei Tagdiebe, die schon lange in der Welt miteinander herumgezogen, weil sie zum arbeiten zu trug oder zu ungeschickt waren, kamen doch zuletzt in große Not, weil sie wenig Geld mehr übrig hatten, und nicht geschwind wußten, wo nehmen Da gerieten sie auf folgenden Einfall sie bettelten vor einigen Haustüren Brot zusammen, das sie nicht zur Stillung des Hungers genießen, sondern zum Betrug mißbrauchen wollten Sie kneteten nämlich und drehten aus demselben lauter kleine Kugeln oder Pillen und be-

streuten sie mit Wurmmehl aus zerfressenem Holz, damit sie völlig ausfähen wie die gelben Arznei-Pillen. Hierauf kauften sie für ein paar Bagen einige Bogen rotgefärbtes Papier bei dem Buchbinder (denn eine schöne Farbe muß gewöhnlich bei dem Betrug mithelfen). Das Papier zerschnitten sie alsdann und wickelten die Pillen darein, je sechs bis acht Stücke in ein Packlein. Nun ging der eine voraus in einen Flecken, wo eben Jahrmarkt war, und in den roten Löwen, wo er viele Gäste anzutreffen hoffte. Er forderte ein Glas Wein, trank aber nicht, sondern saß ganz wehmütig in einem Winkel, hielt die Hand an den Backen, winselte halbblau für sich und kehrte sich unruhig bald so her, bald so hin. Die ehrlichen Landleute und Bürger, die im Wirtshaus waren, bildeten sich wohl ein, daß der arme Mensch ganz entseßlich Zahnmehl haben müsse. Aber was war zu tun? Man bedauerte ihn, man tröstete ihn, daß es schon wieder vergehen werde, trank sein Glaslein fort und machte seine Markthaffaren aus. Indessen kam der andere Tagdieb auch nach. Da stellten sich die zwei Schelme, als ob noch keiner den anderen in seinem Leben gesehen hatte. Keiner sah den anderen an, bis der zweite durch das Winseln des ersten, der im Winkel saß, aufmerksam zu werden schien. „Guter Freund“, sprach er, „Ihr scheint wohl Zahnschmerzen zu haben?“ und ging mit großen und langsamen Schritten auf ihn zu. „Ich bin der Doktor Schnauzius Rapunzius von Travalgar“, fuhr er fort. Denn solche fremde volltönige Namen müssen auch zum Betrug behilflich sein, wie die Farben. „Und wenn Ihr meine Zahnpillen gebrauchen wollt“, fuhr er fort, „so soll es mir eine schlechte Kunst sein, Euch mit einer, höchstens zweien, von Eurem Leiden zu befreien.“ „Das wolle Gott“, erwiderte der andere Halunk. Hierauf zog der saubere Doktor Rapunzius eines von seinen roten Packlein aus der Tasche und verordnete dem Patienten ein Kügelein daraus auf den bösen Zahn zu legen und herzlich darauf zu beißen. Jetzt steckten die Gäste an den anderen Tischen die Köpfe herüber, und einer um den anderen kam herbei, um die Wunderkur mit anzusehen. Nun könnt Ihr Euch vorstellen, was geschah. Auf diese erste Probe wollte zwar der Patient wenig rühmen, vielmehr tat er einen entseßlichen Schrei. Das gefiel dem Doktor. Der Schmerz,

sagte er, sei jetzt gebrochen, und gab ihm geschwind die zweite Pille zu gleichem Gebrauch. Da war nun plötzlich aller Schmerz verschwunden. Der Patient sprang vor Freuden auf, wischte den Angstschweiß von der Stirne weg, obgleich keiner daran war, und tat, als ob er seinem Retter zum Danke etwas Namhaftes in die Hand drücke. — Der Streich war schlau angelegt, und tat seine Wirkung. Denn jeder Anwesende wollte nun auch von diesen vor-
trefflichen Pillen haben. Der Doktor bot das Päcklein für 24 Kreuz-



ger, und in wenig Minuten waren alle verkauft. Natürlich gingen jetzt die zwei Schelme wieder einer nach dem anderen weiters, lachten, als sie wieder zusammenkamen, über die Einfalt dieser Leute und ließen sich's wohl sein von ihrem Geld.

Das war teures Brot. So wenig für 24 Kreuzer bekam man noch in keiner Hungersnot. Aber der Geldverlust war nicht einmal das Schlimmste. Denn die Weichbrot-Kügelin wurden natürlicherweise mit der Zeit steinhart. Wenn nun so ein armer Betrogener nach Jahr und Tag Zahnweh bekam und in gutem Vertrauen mit dem kranken Zahn einmal und zweimal darauf biß, da denke man an den entsetzlichen Schmerz, den er, statt geheilt zu werden, sich selbst für 24 Kreuzer aus der eigenen Tasche machte. Daraus ist also zu lernen, wie leicht man kann betrogen werden,

wenn man den Vorspiegelungen jedes herumlaufenden Landstreichers traut, den man zum erstenmal in seinem Leben sieht, und vorher nie, und nachher nimmer, und mancher, der dieses liest, wird vielleicht denken „So einfaltig bin ich zu meinem eigenen Schaden auch schon gewesen“ Merke Wer so etwas kann, weiß an anderen Orten Geld zu verdienen, läuft nicht auf den Dorfern und Jahrmärkten herum mit Lochern im Strumpf, oder mit einer weißen Schnalle im rechten Schuh und am linken mit einer gelben.

Das wohlbezahlte Gespenst

In einem gewissen Dorfe, das ich wohl nennen konnte, geht ein üblicher Fußweg über den Kirchhof und von da durch den Acker eines Mannes, der an der Kirche wohnt, und es ist ein Recht Wenn nun die Ackerwege bei nasser Witterung schlüpfrig und ungangbar sind, ging man immer tiefer in den Acker hinein und zertrat dem Eigentümer die Saat, so daß bei anhaltend feuchter Witterung der Weg immer breiter und der Acker immer schmaler wurde, und das war kein Recht Zum Teil wußte nun der beschädigte Mann sich wohl zu helfen Er gab untertags, wenn er sonst nichts zu tun hatte, fleißig acht, und wenn ein unverständiger Mensch diesen Weg kam, der lieber seine Schuh als seines Nachbars Versenfaat schonte, so lief er schnell hinzu und pfandete ihn oder tat's mit ein paar Ohrfeigen kurz ab Bei Nacht aber, wo man noch am ersten einen guten Weg braucht und sucht, wars nun desto schlimmer, und die Dornenäste und Rispfen, mit welchen er den Wandernden verständlich machen wollte, wo der Weg sei, waren allemal in wenig Nächten niedergerissen oder ausgetreten, und mancher tats vielleicht mit Fleiß Aber da kam dem Mann etwas anderes zustatten Es wurde auf einmal unsicher auf dem Kirchhofe, über welchen der Weg ging Bei trockenem Wetter und etwas hellen Nächten sah man oft ein langes weißes Gespenst über die Gräber wandeln Wenn es regnete oder sehr finster war, hörte man im Beinhaus bald ein angstliches Stöhnen und Winseln, bald ein Klappern, als wenn alle Totenköpfe und Toten-

gebeine darin lebendig werden wollten. Wer das hörte, sprang behebend wieder zur nächsten Kirchhofstüre hinaus, und in kurzer Zeit sah man, sobald der Abend dämmerte und die letzte Schwalbe aus der Luft verschwunden war, gewiß keinen Menschen mehr auf dem Kirchhofwege, bis ein verständiger und herzhafter Mann aus einem benachbarten Dorfe sich an diesem Ort verspätete und den nächsten Weg nach Haus doch über diesen verschrieenen Platz und über den Gerstenacker nahm. Denn ob ihm gleich seine Freunde die Gefahr vorstellten und lange abwehrten, so sagte er doch am



Ende: „Wenn es ein Geist ist, geh ich mit Gott als ein ehrlicher Mann den nächsten Weg zu meiner Frau und zu meinen Kindern heim, habe nichts Böses getan, und ein Geist, wenn's auch der schlimmste unter allen wäre, tu mir nichts. Ist's aber Fleisch und Bein, so habe ich zwei Säuste bei mir, die sind auch schon dabei gewesen.“ Er ging. Als er aber auf den Kirchhof kam und kaum am zweiten Grab vorbei war, hörte er hinter sich ein klägliches Achzen und Stöhnen, und als er zurückschaute, siehe, da erhob sich hinter ihm, wie aus einem Grabe heraus, eine lange weiße Gestalt. Der Mond schimmerte weiß über die Gräber. Totenstille war ringsumher, nur ein paar Fledermäuse flatterten vorüber. Da war dem guten Manne doch nicht wohl zumute, wie er nachher selber gestand, und wäre gerne wieder zurückgegangen, wenn er nicht noch einmal an dem Gespenst hätte vorbeigehen müssen. Was war

nun zu tun? Langsam und stille ging er seines Weges zwischen den Gräbern und manchem schwarzen Totenkreuz vorbei. Langsam und immer achzend folgte zu seinem Entsetzen das Gespenst ihm nach, bis an das Ende des Kirchhofs, und das war in der Ordnung, und bis vor den Kirchhof hinaus, und das war dumm. Aber so geht es. Kein Betrüger ist so schlau, er verräthet sich. Denn sobald der verfolgte Ehrenmann das Gespenst auf dem Acker erblickte, dachte er bei sich selber: Ein rechtes Gespenst muß wie eine Schildwache auf seinem Posten bleiben, und ein Geist, der auf den Kirchhof gehört, geht nicht auf's Ackerfeld. Daher bekam er auf einmal Mut, drehte sich schnell um, faßte die weiße Gestalt mit fester Hand und merkte bald, daß er unter einem Leintuch einen Burschen am Brusttuch habe, der noch nicht auf dem Kirchhof daheim sei. Er fing daher an, mit der anderen Faust auf ihn loszutrommeln, bis er seinen Mut an ihm gefühlt hatte, und da er vor dem Leintuch selber nicht sah, wo er hinschlug, so mußte das arme Gespenst die Schläge annehmen, wie sie fielen.

Damit war nun die Sache abgetan, und man hat weiter nichts mehr davon erfahren, als daß der Eigentümer des Gerstenackers ein paar Wochen lang mit blauen und gelben Zierraten im Gesicht herumging und von dieser Stunde an kein Gespenst mehr auf dem Kirchhof zu sehen war. Denn solche Leute, wie unser handfester Ehrenmann, das sind allein die rechten Geisterbanner, und es wäre zu wünschen, daß jeder andere Betrüger und Gaukelhans ebenso sein Recht und seinen Meister finden mochte.

Der vorsichtige Träumer

Es gibt doch einfältige Leute in der Welt. In dem Stadtlein Wülisbach im Kanton Bern war einmal ein Fremder übernachtet, und als er ins Bett gehen wollte und ganz bis auf das Hemd ausgekleidet war, zog er noch ein Paar Pantoffeln aus dem Bündel, legte sie an, band sie mit den Strumpfbandeln an den Strümpfen fest und legte sich also in das Bett. Da sagte zu ihm ein anderer Wandersmann, der in der nämlichen Kammer übernachtet war:

„Guter Freund, warum tut ihr das?“ Darauf erwiderte der Erste:
 „Wegen der Vorsicht. Denn ich bin einmal im Traum in eine
 Glascherbe getreten. So habe ich im Schlaf solche Schmerzen
 davon empfunden, daß ich um keinen Preis mehr barfuß schlafen
 möchte.“



Mißverständnis

Im goer Krieg, als der Rhein auf jener Seite von französische Schildwachen, auf dieser Seite von schwäbischen Kreis-Soldaten besetzt war, rief ein Franzos zum Zeitvertreib zu der deutschen Schildwache herüber: „Silu! Silu!“ Das heißt auf gut



h: Spitzbube. Allein der ehrliche Schwabe dachte an nichts
ges, sondern meinte, der Franzose frage: Wieviel Uhr? und
aufmütig zur Antwort: „Halber vieri.“

Schlechter Gewinn

Ein junger Kerl tat vor einem Juden gewaltig groß, was er
in seinen sichern Hieb in der Hand führe und wie er eine Steck-
der Länge nach spalten könne mit einem Zug. „Ja gewiß,
schel Abraham“, sagte er: „es soll einen Siebzehner gelten,



„Lasse dir in freier Luft das Schwarze vom Nagel weg auf ein
r und ohne Blut.“ Die Wette galt, denn der Jude hielt so
as nicht für möglich, und das Geld wurde ausgesetzt auf den
h. Der junge Kerl zog sein Messer und verlor's, denn er hieb
armen Juden in der Ungeschicklichkeit das Schwarze und das
isse vom Nagel und das vordere Gelenk mit einem Zug rein
dem Finger weg. Da tat der Jude einen lauten Schrei, nahm
Geld und sagte: „Du weih, ich hab's gewonnen!“
In diesen Juden soll jeder denken, wenn er versucht wird, mehr
einen Gewinn zu wagen, als derselbe wert ist.

Wie mancher Prozeßkramer hat auch schon so sagen können! Ein General meldete einmal seinem Monarch den Sieg mit folgenden Worten „Wenn ich noch einmal so siege, so komme ich allein heim“ Das heißt mit anderen Worten auch „D weih, ich hab's gewonnen!“

Der wohlbezahlte Spaßvogel

Wie man in den Wald schreit, so schreit es wieder heraus Ein Spaßvogel wollte in den neunziger Jahren einen Juden in Frankfurt zum Besten haben Er sprach also zu ihm „Weißt du auch, Mausehel, daß in Zukunft die Juden in ganz Frankreich auf Gelsen reisen müssen?“ Dem hat der Jude also geantwortet „Wenn das ist, artiger Herr, so wollen wir Zwei auf dem deutschen Boden bleiben, wenn schon Ihr kein Jude seid“

Eine sonderbare Wirtszech

Manchmal gelingt ein mutwilliger Einfall, manchmal kostet's den Rock, oft sogar die Haut dazu Diesmal aber nur den Rock Denn obgleich einmal drei lustige Studenten auf einer Reise keinen roten Heller mehr in der Tasche hatten, alles war verjubelt, so gingen sie doch noch einmal in ein Wirtshaus und dachten, sie wollten sich schon wieder hinaus helfen und doch nicht wie Schelmen davon schleichen, und es war ihnen gar recht, daß die junge und artige Wirtin ganz allein in der Stube war Sie aßen und tranken gutes Mutes und führten miteinander ein gar gelehrtes Gespräch, als wenn die Welt schon viele tausend Jahre alt wäre und noch ebensolange stehen würde, und daß in jedem Jahr, an jedem Tag und in jeder Stunde des Jahres alles wieder so komme und sei, wie es am namlichen Tag und in der namlichen Stunde vor sechstausend Jahren auch gewesen sei Ja, sagte endlich einer zur Wirtin – die mit einer Strickerei seitwärts am Fenster saß und aufmerksam zuhorte, – „Ja, Frau Wirtin, das müssen wir aus unsern ge-

lehrten Büchern wissen.“ Und einer war so feck und behauptete, er könne sich wieder dunkel erinnern, daß sie vor sechstausend Jahren schon einmal dagewesen seien, und das hübsche freundliche Gesicht der Frau Wirtin sei ihm noch wohlbekannt. Das Gespräch wurde noch lange fortgesetzt, und je mehr die Wirtin alles zu glauben schien, desto besser ließen sich die jungen Schwentkelder den Wein und Braten und manche Brezel schmecken, bis eine Rech-



nung von 5 Gulden 16 Kreuzern auf der Kreide stand. Als sie genug gegessen und getrunken hatten, rückten sie mit der List heraus, worauf es abgesehen war.

„Frau Wirtin“, sagte einer, „es steht diesmal um unsere Bagen nicht gut, denn es sind der Wirtshäuser zu viele an der Straße. Da wir aber an euch eine verständige Frau gefunden haben, so hoffen wir als alte Freunde hier Kredit zu haben, und wenn’s euch recht ist, so wollen wir in 6000 Jahren, wenn wir wieder kommen, die alte Zeche samt der neuen bezahlen.“ Die verständige Wirtin nahm das nicht übel auf, war’s vollkommen zufrieden und freute sich, daß die Herren so vorlieb genommen. Zu gleicher Zeit aber stellte sie sich vor die Stubentür und bat, die Herren möchten nun so gut sein, und jetzt die 5 Gulden 16 Kreuzer bezahlen, die sie vor 6000 Jahren schuldig geblieben seien, weil doch schon einmal alles

jo gewesen sei, wie es wieder komme. Zum Unglück trat eben der Vorgesetzte des Ortes mit ein paar braven Männern in die Stube, um miteinander ein Glas Wein in Ehren zu trinken. Das war den gefangenen Vögeln garnicht lieb. Denn jetzt wurde von Umfswegen das Urtheil gefällt und vollzogen. Es sei aller Ehren werth, wenn man 6000 Jahre lang geborgt habe. Die Heilen sollten also augenblicklich ihre alte Schuld bezahlen oder ihre noch ziemlich neuen Oberlocke in Verfaß geben. Dies letzte mußte geschehen, und die Wirtin versprach, in 6000 Jahren, wenn sie wieder kommen und besser als jetzt bei Sassen seien, ihnen alles, Stück für Stück, wieder zuzustellen.

Dies ist geschehen im Jahr 1805 am 17 April im Wirtshaus zu Segringen.

Drei Wünsche

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnugt und glücklich beisammen und hatte den einzigen Fehler, der in jeder menschlichen Brust daheim ist. Wenn man's gut hat, hatt' man's gerne besser. Aus diesem Fehler entstehen so viele torichte Wünsche, woran es unserm Hans und seiner Liese auch nicht fehlte. Bald wunschten sie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirts Geld, bald des Meyers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttausend Millionen bayerische Taler kurzweg. Eines Abends aber, als sie friedlich am Ofen saßen und Nüsse aufklopften und schon ein tiefses Loch in den Stein hineingeklopft hatten, kam durch die Kammerthür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als eine Elle lang, aber wunderschön von Gestalt und Angesicht, und die ganze Stube war voll Rosenduft. Das Licht loschte aus, aber ein Schimmer wie Morgenrot, wenn die Sonne nicht mehr fern ist, strahlte von dem Weiblein aus und überzog alle Wände. Über so etwas kann man nun doch ein wenig erschrecken, so schön es aussehen mag. Aber unser gutes Ehepaar erholte sich doch bald wieder, als das Fraulein mit wunderfußer, silberreiner Stimme sprach: „Ich bin eure Freundin, die Bergfey, Anna Gräße, die im krystallinen Schloß mitten in den Bergen wohnt, mit unsichtbarer Hand Gold in den

Rheinsand streut und über siebenhundert dienstbare Geister gebietet. Drei Wünsche dürft ihr tun, drei Wünsche sollen erfüllt werden.“ Hans drückte den Ellenbogen an den Arm seiner Frau, als ob er sagen wollte: Das lautet nicht übel. Die Frau aber war schon im Begriff, den Mund zu öffnen und etwas von ein paar Duzend goldgestickten Rappen, seidenen Halstüchern und der gleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergfey sie mit aufgehobenem Zeigefinger warnte: „Acht Tage lang“, sagte sie, „habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl und übereilt euch nicht.“ Das ist kein Fehler, dachte der Mann und legte seiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfraulein aber verschwand. Die Lampe brannte wie vorher, und statt des Rosendufts zog wieder wie eine Wolke am Himmel der Dampf durch die Stube.

So glücklich nun unsere guten Leute in der Hoffnung schon zum Voraus waren und keinen Stern mehr am Himmel sahen, sondern lauter Daßgeigen, so waren sie jetzt doch recht übel daran, weil sie vor lauter Wunsch nicht wußten, was sie wünschen wollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu sprechen, aus Furcht, es möchte für gewünscht passieren, ehe sie es genug überlegt hatten. „Nun“, sagte die Frau, „wir haben ja noch Zeit bis am Freitag.“

Des andern Abends, während die Grundbirn zum Nachtessen in der Pfanne prasselte, standen beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beisammen, sahen zu, wie die kleinen Feuerfünkeln an der ruhigen Pfanne hin und her zungelten, bald anzugingen, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihrem künftigen Glück. Als sie aber die gerösteten Grundbirn aus der Pfanne auf das Plättlein anrichtete und ihr der Geruch lieblich in die Nase stieg: „Wenn wir jetzt nur ein gebratenes Würstlein dazu hätten“, sagte sie in aller Unschuld und ohne an etwas anderes zu denken, und – oh weh, da war der erste Wunsch getan – Schnell, wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wieder wie Morgentrot und Rosenduft untereinander durch das Kamin herab, und auf den Grundbirn lag die schönste Bratwürst – Wie gewünscht, so geschehen – Wer sollte sich über einen solchen Wunsch und seine Erfüllung nicht ärgern?

Welcher Mann über solche Unvorsichtigkeit seiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn dir doch die Wurst an der Nase angewachsen wäre“ sprach er in der ersten Überraschung, auch in aller Unschuld, und ohne an etwas anderes zu denken — und wie gewünschet, so ge-



schehen. Raun war das letzte Wort gesprochen, da saß die Wurst, auf der Nase des guten Weibes fest, wie angewachsen im Mutterleib, und hing zu beiden Seiten hinab wie ein Husaren-Schnauzbart.

Nun war die Not der armen Eheleute erst recht groß. Zwei Wünsche waren getan und vorüber, und noch waren sie um keinen Heller und um kein Weizenkorn, sondern nur um eine böse Bratwurst reicher. Noch war ein Wunsch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichtum und alles Glück zu einer solchen Nasenzierrat der Hausfrau? Wollten sie wohl oder übel, so mußten sie die Bergsey bitten, mit unsichtbarer Hand Barbiersdienste zu leisten und Frau Liese wieder von der vermaledeiten Wurst zu befreien.

Wie gebeten, so geschehen, und so war der dritte Wunsch auch vorüber, und die armen Eheleute sahen einander an, waren der nämliche Hans und die nämliche Liese nachher wie vorher, und die schöne Bergfey kam niemals wieder

Merke Wenn dir einmal die Bergfey also kommen sollte, so sei nicht geizig, sondern wünsche

Numero eins Verstand, daß du wissen mogest, was du

Numero zwei wünschen sollest, um glücklich zu werden Und weil es leicht möglich wäre, daß du alsdann etwas wähltest, was ein vorichtiger Mensch nicht hoch anschlagt, so bitte noch

Numero drei um beständige Zufriedenheit und keine Reue

Oder so

Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wer den Verstand nicht hat, sie zu benutzen

Seltfamer Spazierritt

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Haus und laßt seinen Buben zu Fuß nebenher laufen Kommt ein Wanderer und sagt „Das ist nicht recht, Vater, daß ihr reitet und laßt euren Sohn laufen, Ihr habt stärkere Glieder“ Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten Kommt wieder ein Wandersmann und sagt „Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehen Du hast jüngere Beine“ Da saßen beide auf und ritten eine Strecke Kommt ein dritter Wandersmann und sagt „Was ist das für ein Unverstand, zwei Reile auf einem schwachen Tier Sollte man nicht einen Stock nehmen, und euch beide hinabjagen?“ Da stiegen beide ab und gingen selbst zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn, und in der Mitte der Esel Kommt ein vierter Wandersmann und sagt „Ihr seid drei kuriose Gesellen Ist's nicht genug, wenn zwei zu Fuß gehen? Geh't nicht leichter, wenn einer von euch reitet?“ Da band der Vater dem Esel die vordern Beine zusammen, und der Sohn band ihm die hintern Beine zusammen, zogen einen starken



Baumpfahl durch, der an der Straße stand, und trugen den Sack auf der Achsel heim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

Eine merkwürdige Abbitte

Das ist merkwürdig, daß an einem schlechten Menschen der Name eines ehrlichen Mannes garnicht haftet, und daß er durch solchen nur ärger geschimpft ist.

Zwei Männer saßen im benachbarten Dorf zu gleicher Zeit im Wirtshaus. Aber der eine von ihnen hatte bösen Leumund wegen allerlei, und sah ihn und den Altkis niemand gern auf seinem Hof. Aber beweisen vor dem Richter konnte man ihm nichts. Mit dem bekam der andere Zwist im Wirtshaus, und im Unwillen, und weil er ein Glas zuviel im Kopf hatte, so sagte er zu ihm: „Du schlechter Kerl!“ – – Damit kann einer zufrieden sein, wenn er's ist; und braucht nicht mehr. Aber der war nicht zufrieden, wollte noch mehr haben, schimpfte auch und verlangte Verweis. Da gab

ein Wort das andere, und es hieß „Du Spigbub! du Selddieb!“ Damit war er noch nicht zufrieden, sondern ging vor den Richter. Da war nun freilich derjenige, welcher geschimpft hatte, ubel dran. Leugnen wollt' er nicht, beweisen konnt' er nicht, weil er fur das, was er wohl wußte, keinen Zeugen hatte, sondern er mußte einen Gulden Strafe erlegen, weil er einen ehrlichen Mann Spigbub geheißen habe, und ihm Abbitte tun, und dachte bei sich selber teurer Wein! Als er aber die Strafe erlegt hatte, so sagte er „Also einen Gulden kostet es, gestrenger Herr, wenn man einen ehrlichen Mann einen Spigbuben nennt? Was kostet's denn, wenn man einmal in der Beigeflichkeit oder sonst zu einem Spigbuben sagt Ehrlicher Mann?“ Der Richter lachelte und sagte „Das kostet nichts, und damit ist niemand geschimpft.“ Hierauf wendete sich der Beklagte zu dem Klager um, und sagte „Es tut mir leid, ehrlicher Mann! Nichts fur unguet, ehrlicher Mann! Adies, ehrlicher Mann!“ Als der erboste Gegner das horte und wohl merkte, wie es gemeint war, wollte er noch einmal anfangen und hielt sich jetzt fur arger beleidigt als vorher. Aber der Richter, der ihn doch auch als einen verdachtigen Menschen kennen mochte, sagte zu ihm, er konne jetzt zufrieden sein.

Der schlaue Pilgrim

Vor einigen Jahren zog ein Mußigganger durch das Land, der sich fur einen frommen Pilgrim ausgab, gab vor, er komme von Paderborn, und laufe geradenwegs zum heiligen Grab nach Jerusalem, fragte schon in Müllheim an der Post „Wie weit ist es noch nach Jerusalem?“ Und wenn man ihm sagte „Siebenhundert Stunden, aber auf dem Fußweg uber Nauchen ist es eine Viertelfunde naeher“, so ging er, um auf dem langen Weg eine Viertelfunde zu ersparen, uber Nauchen. Das ware nun so ubel nicht. Man muß einen kleinen Vorteil nicht verachten, sonst kommt man zu keinem großen. Man hat ofter Gelegenheit, einen Baßen zu ersparen oder zu gewinnen, als einen Gulden. Aber 15 Baßen sind auch ein Gulden, und wer auf einem Wege von

700 Stunden nur allemal an fünf Stunden weiß an eine Viertelstunde abzukuzen, der hat an der ganzen Reise gewonnen – rechnet selber aus, wieviel? Allein unser verkleideter Pilgrim dachte nicht ebenso, sondern weil er nur dem Müßiggang und guten Eßlen nachzog, so war es ihm einerlei, wo er war. Ein Bettler kann nach dem alten Sprichwort nie verirren, muß in ein schlechtes Dorf kommen, wenn er nicht mehr drin bekommt, als er unterwegs an den Sohlen gerreißt, zumal wenn er barfuß geht. Unser Pilgrim aber dachte doch immer darauf, sobald als möglich wieder an die Landstraße zu kommen, wo reiche Häuser stehen und gut gekocht wird. Denn der Halunke war nicht zufrieden, wie ein rechter Pilgrim sein soll, mit gemeiner Nahrung, die ihm von einer mitleidigen und frommen Hand gereicht wurde, sondern wollte nichts fressen, als nährhafte Kieselstein-Suppen. Wenn er nämlich irgendwo ein braves Wirtshaus an der Straße liegen sah, wie zum Exempel das Posthaus in Krozingen oder den Baselstab in Schliengen, so ging er hinein und bat ganz demütig und hungrig um ein gutes Wassersuppelein von Kieselsteinen, um Gotteswillen, Geld habe er keines. – Wenn nun die mitleidige Wirtin zu ihm sagte „Strommer Pilgram, die Kieselsteine konnten euch hart im Magen liegen!“ so sagte er „Eben deswegen! die Kieselsteine halten länger an, als Brot, und der Weg nach Jerusalem ist weit. Wenn ihr mir aber ein Glaslein Wein dazu bescheeren wollt, um Gotteswillen, so könnt ich’s freilich besser verdauen.“ Wenn aber die Wirtin sagte „Aber frommer Pilgram, eine solche Suppe kann euch doch unmöglich Kraft geben!“ So antwortete er „Ei, wenn Ihr anstatt des Wassers wolltet Fleischbrühe dazunehmen, um Gotteswillen, so war’s freilich nahrhafter.“ Brachte nun die Wirtin eine solche Suppe und sagte „Die Lunklein sind doch nicht so gar weich geworden“, so sagte er „Ja, und die Brühe sieht gar dünn aus. Hättet Ihr nicht ein paar Gabeln voll Gemüse darein, oder ein Stücklein Fleisch, oder beides, um Gotteswillen?“ Wenn ihm nun die mitleidige Wirtin auch noch Gemüse und Fleisch in die Schüssel legte, so sagte er „Vergelts Euch Gott! Gebt mir jetzt Brot, so will ich die Suppe essen.“ Hierauf streifte er die Ärmel seines Pilgergewandes zurück, setzte sich und griff an

das Weis mit Freuden, und wenn er Bier und Wein und Fleisch und Oemus und die Fleischbrühe aufgezehrt hatte bis auf den letzten Broamen, Saft und Tropfen, so wischte er den Mund am Lischuch oder an dem Armel ab oder auch gar nicht und sagte „Frau Wirtin, Eure Suppe hat mich rechtschaffen gesattigt, so daß ich die schonen Kieselsteine nicht einmal mehr zwingen kann. Es ist schad dafür! Aber hebt sie auf Wenn ich wieder komme, so will ich Euch eine heilige Muschel mitbringen ab dem Meeresstrand von Asialon oder eine Rose von Jericho“

Unruhe schlägt den eigenen Herrn

Als in dem Krieg zwischen Frankreich und Preußen ein Teil der französischen Armee nach Schlesien einrückte, waren auch Truppen vom rheinischen Bundesheer dabei, und ein bayrischer oder württembergischer Offizier wurde zu einem Edelmann einquartiert und bekam eine Stube zur Wohnung, wo viele sehr schöne und kostbare Gemälde hingen. Der Offizier schien recht große Freude daran zu haben, und als er etliche Tage bei diesem Mann gewesen und freundlich behandelt worden war, verlangte er einmal von seinem Hauswirt, daß er ihm eines von diesen Gemälden zum Andenken schenken möchte. Der Hauswirt sagte, daß er das mit Vergnügen tun wollte, und stellte seinem Gast frei, dasjenige selber zu wählen, welches ihm die größte Freude machen konnte.

Nun, wenn man die Wahl hat, sich selber ein Geschenk von jemand auszusuchen, so erfordert Verstand und Artigkeit, daß man nicht gerade das Vornehmste und Kostbarste wegnehme, und so ist es auch nicht gemeint. Daran schien dieser Mann auch zu denken, denn er wählte unter allen Gemälden fast das schlechteste. Aber das war unserm schlesischen Edelmann nichts desto lieber, und er hatte ihm gern das Kostbarste dafür gelassen. „Mein Herr Obrist!“, (so sprach er mit sichtbarer Unruhe), „warum wollen Sie gerade das geringste wählen, das mir noch dazu wegen einer anderen Ursache wert ist? Nehmen Sie doch lieber dieses hier oder jenes dort.“ Der Offizier gab aber darauf kein Gehör, schien auch

nicht zu merken, daß sein Hauswirt immer mehr in Angst geriet, sondern nahm geradezu das gewählte Gemälde herunter. Jetzt erschien an der Mauer, wo dasselbe gewesen war, ein großer feuchter Fleck. „Was soll das sein?“ sprach der Offizier wie erzürnt zu seinem totblaffen Wirt, tat einen Stoß, und auf einmal fielen ein paar frisch gemauerte und ubertünchte Backsteine zusammen, hinter welchen alles Geld und Gold und Silber des Edelmannes eingemauert war. Der gute Mann hielt nun freilich sein Eigentum für verloren, wenigstens erwartete er, daß der feindliche Kriegsmann eine namhafte Teilung ohne Inventarium und ohne Kommissarius vornehmen werde, ergab sich geduldig darein und verlangte nur von ihm zu erfahren, woher er habe wissen können, daß hinter diesem Gemälde sein Geld in der Mauer verborgen war. Der Offizier erwiderte „Ich werde den Entdecker sogleich holen lassen, dem ich ohnehin eine Belohnung schuldig bin“, und in kurzer Zeit brachte sein Bedienter – sollte man's glauben – den Maurermeister selber, den nämlichen, der die Vertiefung in der Mauer zugemauert und die Bezahlung dafür erhalten hatte.

Das ist nun einer von den größten Spitzbubenstreichen, die der Teufel auf ein Sündenregister setzen kann. Denn ein Handwerksmann ist seinen Kunden die größte Treue und in Geheimnissen, wenn es nichts Unrechtes ist, so viel Verschwiegenheit schuldig, als wenn er einen Eid darauf hatte.

Aber was tut man nicht um des Geldes willen? Oft gerade das nämliche, was man um der Ehre oder um des Zucht-hauses willen tut, oder für den Galgen, obgleich ein großer Unterschied dazwischen ist. So etwas erfuhr unser Meister Spitzbub. Denn der brave Offizier ließ ihn jetzt hinaus vor die Stube führen und ihm von frischer Hand 100, sage hundert Prugel bar ausbezahlen, lauter gute Valuta, und war kein einziger falsch darunter. Dem Edelmann aber gab er unbetastet sein Eigentum zurück – Das wollen wir beides gut heißen und wünschen, daß jedem, der Einquartierung haben muß, ein so rechtschaffener Gast und jedem Verräter eine solche Belohnung zuteil werden moge.

Jakob Humbel

Jakob Humbel, eines armen Bauern Sohn von Böneshöryl im Schwyzer-Kanton Aargau, kann jedem seinesgleichen zu einem lehrreichen und aufmunternden Beispiel dienen, wie ein junger Mensch, dem es Ernst ist, etwas Nützliches zu lernen und etwas Echtes zu werden, trotz allen Hindernissen am Ende seinen Zweck durch eigenen Fleiß und Gottes Hilfe erreichen kann.

Jakob Humbel wünschte von früher Jugend an, ein Lierarzt zu werden, um in diesem Beruf seinen Mitbürgern viel Nutzen leisten zu können. Das war sein Dichten und Trachten Tag und Nacht.

Sein Vater gab ihn daher in seinem 16ten Jahr einem sogenannten Vieh-Doktor von Mummthal in die Lehre, der aber kein geschickter Mann war.

Bei diesem lernte er zwei Jahre, bekam alsdann einen braven Lehrbrief und wußte alles, was sein Meister wußte, nämlich Lianklein und Salben kochen, auch Pflaster kneten für den bösen Wind, sonst nichts – und das war nicht viel.

Ich weiß einen, der wäre damit zufrieden gewesen, hatte nun auf seinen Lehrbrief und seines Meisters Wort Salben gekocht, zu Pflaster gestrichen drauf und dran für den bösen Wind, das Geld dafür genommen und selber gemeint, er sei's.

Jakob Humbel nicht also. Er ging zu einem andern Viehdoktor in Oberolten im Emmental noch einmal in die Lehre, hielt abermal ein Jahr bei ihm aus, bekam abermal einen braven Lehrbrief, und wußte abermal – – nichts, weil auch dieser Meister die wichtige Kunst selber nicht verstand, keine Kenntnisse hatte von der inneren Beschaffenheit eines Tieres im gesunden und kranken Zustand und von der Natur der Arzneimittel.

Ich weiß einen, der hatt's jetzt bleiben lassen, war' eben wieder heim gekommen, wie er fortgegangen, und hatt' sich mit anderen getrostet, aus denen auch nichts hat werden wollen.

Gast sah es mit unserm armen Jakob Humbel ebenso aus. Mit bösen Windsalben war wenig Geld, noch weniger Kredit und Ehre zu verdienen. Was er verdiente, zog der Vater Humbel

wurde gemeiner Tagelöhner, ging in armseliger Kleidung umher ohne Geld und ohne Rat, und dennoch hatte er noch immer den Tierarzt – nicht im Kopf, denn das wäre schon recht gewesen, sondern im sehnsuchtsvollen Verlangen Jetzt verdingte er sich als Hausbedienter bei Herrn Ringier im Klostele zu Jofingen Bei diesem Herrn war er drei Jahre, bekam einen guten Lohn und wurde gutig behandelt, wie ein Kind

Ich weiß einen, der hatte die Gute eines solchen Herrn mißbraucht, wäre meisterlos geworden, den Lohn hatte bekommen der Wirt und der Spielmann

Aber Jakob Humbel mußte mit seinem Verdienste etwas Besseres anzufangen Oft, wann er bei dem Essen aufwartete, horte er die Herren am Tisch französisch reden Da kam er auf den Gedanken, diese Sprache auch zu lernen Vermutlich hoffte er dadurch auf irgendeine Art leichter zu seinem Zweck zu kommen, noch ein geschickter und braver Tierarzt zu werden Er ging mit seinem zusammengespaltten Verdienst nach Nion in die Schul anstalt des Herrn Snell und lernte soviel, als in neun Monaten zu lernen war Jetzt war sein Vorrat verzehrt, und ehe er seine Studien fortsetzen konnte, mußte er darauf denken, wie er wieder Geld verdiente

Gott wird mich nicht verlassen, dachte er Er ging zu Herrn Landvogt Bucher in Wildenstein als Kammerdiener in Diensten, erwarb sich bei diesem und nachher bei einem anderen Herrn wieder etwas Geld und befand sich im Jahr 1798, als die Franzosen in die Schweiz kamen, in seinem Geburtsort zu Boneschwyl und trieb mit seinem erworbenen Geld einen kleinen Kornhandel nach Zurich, der recht gut vorstatten ging und seine Barschaft nach Wunsch vermehrte Jetzt war er im Begriff, ins Ausland zu gehen und von dem ehrlich erworbenen Geld endlich seine Kunst rechtchaffen zu studieren Da wurde ein Korps von 18000 Mann helvetischer Hilfsgruppen errichtet Die Gemeinde Boneschwyl mußte 8 Mann stellen Die jungen Burschen müssen spielen, den guten Jakob Humbel trifft das Los, Soldat zu werden

Ich weiß einen, der hatte gedacht die Welt ist groß, und der Weg ist offen, war' mit seiner kleinen Barschaft zum Teufel ge-

gangen und hatte seine Mitbürger dafür sorgen lassen, wo sie statt seiner den achten Mann nehmen wollten

Aber Jakob Humbel liebt sein Vaterland und ist ein ehliches Blut Er stellte einen Mann, den er zwei Jahre lang auf seine Kosten unterhalten mußte Das Besie von seinem erworbenen Vermögen, wovon er noch etwas lernen wollte, ging zu seinen unsaglichen Schmerzen drauf und er dachte Jetzt habe ich hohe Zeit, sonst ist's Muthai am letzten Mit diesem Gedanken nahm er den Rest seiner Vaischaft in die Tasche, einen Steckten in die Hand und lief eines Gangs, ohne sich umzusehen, nach Karlsruhe, und als er auf der Mühlburger Straße zwischen den langen Reihen der Pappelbaume die Stadt erblickte, da dachte er, Gottlob! und Gott wird mir helfen

Guter Jakob Humbel, Gott hilft jedem, der sich wie du von Gott will helfen lassen, und du hast es erfahren

In Karlsruhe ist nämlich eine öffentliche Anstalt zum Unterricht in der Tierarzneikunst Die Lehystunden werden unentgeltlich erteilt Die sehr geschickten Lehrer geben sich Mühe, ihre Lehrlinger gründlich zu unterrichten Schon mancher brave Tierarzt hat in dieser nützlichen Schule sich zu seinem Beruf vorbereitet und gebildet

Hier war nun Humbel in seinem rechten Element, an der reichen Quelle, wo er seinen lang gehaltenen Durst nach Wissenschaft befriedigen konnte, lernte ein krankes Tier mit anderen Augen anschauen als in Mummthal und Emmthal, konnte andere Sachen lernen als Wind machen und bösen Wind vertreiben, und war nicht viel im Bierhaus zur Stadt Berlin, oder im Wirtshaus zur Stadt Straßburg, oder in Klein-Karlsruhe im Wilhelm Tell zu sehen, ob er gleich sein Landsmann war, auch nicht einmal recht am Sonntag auf dem Paradeplatz, oder zu Mühlburg im Rappen, sondern vom frühen Morgen bis in die späte Nacht beschäftigte er sich zwanzig Monate lang unermüdet und unverdrossen mit seiner Kunst, und wenn er wieder etwas Neues, Schönes und Nützliches gelernt hatte, so machte ihn das am Abend vergnugter, als der Zapfenstreich mit der schönsten türkischen Musik, zumal wenn ihm bei demselben sein Rosiganger einfiel bei den helvetischen Hilfstruppen.

Endlich kehrte er als ein ausgeleitener Tierarzt, mit den schönsten Zeugnissen seiner Lehrer aus Karlsruhe, freudig in sein Vaterland zurück, wurde von dem Sanitätsrat in dem Kanton Aargau geprüft, legte zu jedermanns Erstaunen und Freude die weitläufigsten und gründlichsten Kenntnisse an den Tag, erhielt mit wohlverdienten Lobsprüchen und Ehren das Patent auf seine Kunst – und ist nun nach allen ausgestandenen Schwierigkeiten und Mühseligkeiten am schonen Ziel seiner lebenslangen Wünsche, einer der geschicktesten und angesehensten Tierärzte in dem ganzen Schweizerlande

Jetzt weiß ich vier, die denken Wenn solcher Mut und Ernst dazu gehört, etwas Braves zu lernen, so ist's kein Wunder, daß aus mir nichts hat werden wollen

Weißt du was? Nimm Gott zur Hilfe und probiere es noch!

Der sechtende Handwerksbursche in Anklam

Im August des Jahres 1804 stand in der Stadt Anklam in Pommern ein reisender Handwerksbursche an einer Stubentür und bat um einen Zehrpfennig ganz fleißig Als sich niemand sehen ließ noch rührte, öffnete er leise die Türe und ging hinein Als er aber eine arme und kranke Witwe erblickte, die da sagte, sie habe selber nichts, so ging er wieder hinaus

Lieber Leser, denke nicht, der hat's lassen drauf ankommen, ob jemand in der Stube ist, hat seinen Zehrpfennig selber wollen nehmen Sonst mußt du dich schamen und in deinem Herzen einem edlen Menschen Abbitte tun Denn der Handwerksbursche kam nach ungefähr fünf Stunden wieder Die Frau rief ihm zwar entgegen „Mein Gott, ich kann Euch ja nichts geben Ich selbst lebe ja von anderer Menschen Milde und bin jetzt krank“ Allein der edle Jundling dachte bei sich selber Eben deswegen Anständig und freundlich trat er bis vor den Tisch, legte aus beiden Taschen viel Brot darauf, das er unterdessen gesammelt hatte, und viele auf gleiche Weise gesammelte kleine Geldstücke „Das ist für Euch, arme, kranke Frau“, sagte er mit sanftem Lächeln, ging wieder fort und zog leise die Stubentür zu

Die Frau war die Witwe eines ehemaligen Unteroffiziers, namens Laroque, bei dem preussischen Regiment von Schonfeld

Den Namen des frommen Junglings aber hat ein Engel im Himmel für ein andermal aufgeschrieben Ich kann nicht sagen, wie er heisst

Mißverstand

Bekanntlich klagte einst ein alter Schulz von Wasselnheim seiner Frau, daß ihn sein Französisch fast unter den Boden bringe Er sollte nämlich einem französischen Soldaten, der ausgerissen war, den Weg zeigen, verstand ihn nicht recht, antwortete ihm verkehrt und bekam für die beste Meinung Schläge genug zum Dank, oder vielmehr zum Undank Anders sah ein Wegweiser an der württembergischen Grenze die Sache an Er sollte nämlich im letzten Krieg einem Zug Franzosen den Weg über das Gebirg zeigen, wußte aber kein Wort von ihrer Sprache, als *Dui*, welches soviel heißt als Ja, und *Bougre*, welches ein Schimpfname ist Diese zwei Worte hatte er oft gehört und lernte sie nachsagen, ohne ihren Sinn zu verstehen Anfanglich ging alles gut, solange die Franzosen nur unter sich sprachen und ihn mit seiner Latsche und drei oder vier Tornistern, die sie ihm angehängt hatten, voraus oder nebenher gehen ließen Da er aber der Spur nach allemal mitlachte, wenn sie etwas zu lachen hatten, so fragte ihn einer französisch ob er auch verstünde, was sie miteinander redeten? Er hatte herzhaft sagen dürfen Nein! Aber eben weil er es nicht verstand, so kam es ihm nicht darauf an, was er antwortete Er nahm daher all sein Französisch zusammen und antwortete „*Dui, Bougre!*“ (Ja, Keger!) Mit einem ellenlangen französischen Fluch riß der Soldat den Sabel aus der Scheide und ließ ihm denselben um den Kopf herum und nahe an den Ohren vorbei sausen „Wie?“ sagte er, „du willst einen französischen Soldaten schimpfen?“ „*Dui, bougie!*“ war die Antwort Die anderen hatten die höchste Zeit, dem erbosten Kameraden in den Arm zu fallen, daß er dem Wegweiser, ohne welchen sie in der finsternen Nacht nicht konnten weiterkommen, nicht auf der Stelle den Kopf spaltete,

doch gaben sie ihm mit manchem Fluch und Flintenstoß rechts und links zu verstehen, wie es gemeint sei, und fragten ihn alsdann, ob er jetzt volle manierlicher sein „Dui, Bougre!“ war die Antwort Nun wurde er jammerlich zer schlagen, und alle seine Bitten um Verzeihung und alle seine Bitten um Schonung legte er ihnen mit lauter „Dui, Bougre“ ans Herz Endlich kamen sie auf die Vermutung, er sei verrückt (denn daß er französisch verstehe, hatte er bejaht) Sie nahmen daher auf einem Hof, wo noch ein Licht brannte, einen anderen Führer, jagten diesen fort, und er erwiderte den Abschied des einen, daß er sich zum Henker packen sollte, richtig mit Dui, Bougre Als er aber sobald wieder nach Haus kam und sich seine Frau verwunderte, die ihn erst auf den anderen Mittag wieder erwarten konnte, so erzählte er, wie die Soldaten unterwegs viel Spaß mit ihm gehabt hatten, so daß es ihm fast sei zu arg geworden, und wie sie hernach auf dem Birnhauser Hof einen anderen genommen und ihn wieder heimgeschickt hatten „Die Franzosen“, (setzte er treuherzig hinzu) sind nicht so schlimm, als man meint, wenn man nur mit ihnen reden kann“

Brotlose Kunst

In der Stadt Aachen ist eine Fabrik, in welcher nichts als Nadeln gemacht werden Das ist keine brotlose Kunst Denn es werden in jeder Woche zweihundert Pfund Nadeln verfertigt, von denen 5000 Stück auf ein Pfund gehen, facit Eine Million, und der Meister Schneider und die Näherin und jede Hausmutter weiß wohl, wieviel man für einen Kreuzer bekommt, und es ist nicht schwer auszurechnen, wieviel Geld an den Aachener Nadeln in der Fabrik selbst und durch den Handel jährlich verdient und gewonnen wird Das Werk geht durch Maschinen, und die meisten Arbeiter sind Kinder von acht bis zehn Jahren

Ein Fremder besichtigte einst diese Arbeiten und wunderte sich, daß es möglich sei, in die allerfeinsten Nadeln mit einem noch feineren Instrument ein Loch zu stechen, durch welches nur der allerfeinste, fast unsichtbare Faden kann gezogen werden

Aber ein Magdlein, welchem der Fremde eben zuschaute, zog sich darauf ein langes Haar aus dem Kopfe, stach mit einer der feinsten Nadeln ein Loch dadurch, nahm das eine Ende des Haares, bog es um, und zog es durch die Öffnung zu einer artigen Schleife, oder wie man's sonst nennt, Schlupf oder Letzsch

Das war so brotlos eben auch nicht. Denn das Magdlein bot dieses künstlich geflungene Haar dem Fremden zum Andenken und bekam dafür ein artiges Geschenk, und das wird mehr als einmal im Jahr geschehen sein. Solch kleiner Nebenverdienst ist einem fleißigen Kinde wohl zu gönnen.

Aber während ehrliche Eltern und Kinder allerorten etwas Nützliches arbeiten und ihr Brot mit Ehren verdienen und mit gutem Gewissen essen, zog zu seiner Zeit ein Tagdieb durch die Welt, der sich in der Kunst geübt hatte, in einer ziemlich großen Entfernung durch ein Nadelohr kleine Linsen zu werfen. Das war eine brotlose Kunst. Doch lief es auch nicht ganz leer ab. Denn als der Linsenschütz unter anderem nach Rom kam, ließ er sich auch vor dem Papst sehen, der sonst ein großer Freund von seltsamen Kunststücken war, hoffte ein hübsches Stück Geld von ihm zu bekommen und machte schon ein paar wunderfreundliche Augen, als der Schatzmeister des Heiligen Vaters mit einem Sacklein auf ihn zuging, und buckte sich entsetzlich tief, als ihm der Schatzmeister das ganze Sacklein anbot.

Allein was war darin? Ein halber Duzend Linsen, die ihm der weise Papst, zur Belohnung und Aufmunterung seines Fleißes, übermachen ließ, damit er sich in seiner Kunst noch ferner üben und immer größere Fortschritte darin machen könne.

Der Kommandant und die badischen Jäger in Hersfeld

Folgende Begebenheit verdient, daß sie im Andenken bleibe, und wer keine Freude daran hat, den will ich nicht loben.

Im verflossenen Winter, als die französische Armee und ein großer Teil der bundesgenössischen Truppen in Polen und Preußen stand, befand sich ein Teil des badischen Jägerregiments in

Hesses und in der Stadt Hersfeld auf ihrem Posten. Denn dieses Land hatte der Kaiser im Anfang des Feldzuges eingenommen und mit Mannschaft besetzt. Da gab es nun von Seiten der Einwohner, denen das Alte besser gefiel als das Neue, mancherlei Unordnungen, und es wurden besonders in dem Orte Hersfeld mehrere Widersetzlichkeiten ausgeübt und unter anderem ein französischer Offizier getödtet. Das konnte der französische Kaiser nicht geschehen lassen, während er mit einem zahlreichen Heere im Angesicht kämpfte, daß auch hinter ihm Feindseligkeiten ausbrachen und ein kleiner Funke sich zu einer großen Feuersbrunst entzündete. Die armen Einwohner von Hersfeld bekamen daher bald Ursache, ihre unüberlegte Kühnheit zu bereuen. Denn der französische Kaiser befahl, die Stadt Hersfeld zu plündern und alsdann an vier Orten anzuzünden und in die Asche zu legen. Dieses Hersfeld ist ein Ort, der viele Fabriken und daher auch viele reiche und wohlhabende Einwohner und schöne Gebäude hat, und ein Menschenherz kann wohl empfinden, wie es nun den armen Leuten, den Vätern und Müttern zumute war, als sie die Schießenspost vernahmen, und der arme Mann, dem sein Hab und Gut auf einmal auf dem Arm konnte weggetragen werden, war jetzt so übel dran, als der Reiche, dem man es auf vielen Wagen nicht wegfuhrten konnte, und in der Asche sind die großen Häuser auf dem Platz und die kleinen in den Winkeln auch so gleich als die reichen Leute und die armen auf dem Kirchhof. Nun, zum Schlimmsten kam es nicht. Auf Fürbitte der französischen Kommandanten in Kassel und Hersfeld wurde die Strafe so gemildert, es sollten zwar nur vier Häuser verbrannt werden, und dies war glimpflich, aber bei der Plünderung sollte es bleiben, und das war noch hart genug. Die unglücklichen Einwohner waren auch, als sie diesen letzten Bescheid hörten, so erschrocken, so alles Mutes und aller Besinnung beraubt, daß sie der menschenfreundliche Kommandant selber ermahnen mußte, statt des vergeblichen Klagens und Bittens die kurze Frist zu benutzen und ihr Bestes noch geschwind auf die Seite zu schaffen. Die fürchterliche Stunde schlug, die Trommel wirbelte in's Klagegeschrei der Unglücklichen. Durch das Getümmel der Flüchtenden und Verzweifelten eilten die Soldaten

auf ihren Sammelplatz Da trat der brave Kommandant von Hersfeld vor die Reihen seiner badischen Jäger, stellte ihnen zuerst das traurige Schicksal der Einwohner lebhaft vor die Augen und sagte hierauf „Soldaten! Die Erlaubnis zu plündern fangt jetzt an Wer dazu Lust hat, der trete heraus aus dem Glied“ So sprach der Kommandant und wer jetzt ein Glas voll Wein hat neben sich stehen, der trinke es aus, zu Ehren der badischen Jäger. Kein Mann trat aus dem Glied Nicht einer! Der Ausruf wurde wiederholt. Kein Fuß bewegte sich, und wollte der Kommandant geplündert haben, so hätte er müssen selber gehen. Aber es war niemand lieber als ihm, daß die Sache also ablief, das ist leicht zu bemerken. Als die Bürger das erfuhren, war es ihnen zumute, wie einem, der aus einem schweren Traum erwacht. Ihre Freude ist nicht zu beschreiben. Sie schickten sofort eine Gesandtschaft an den Kommandanten, ließen ihm für diese Milde und Großmuth danken und boten ihm als Dankbarkeit ein großes Geschenk an. Wer weiß, was mancher getan hatte! Aber der Kommandant schlug dasselbe ab und sagte er lasse sich keine gute That mit Geld bezahlen. „Nur zum Andenken von euch“, setzte er hinzu, „erbitte ich mir eine silberne Münze, auf welcher die Stadt Hersfeld vor- gestellt ist und der heutige Auftritt. Dies soll das Geschenk sein, welches ich meiner künftigen Gattin aus dem Kriege mitbringen will“ – Dies ist geschehen im Februar des Jahres 1807, und so etwas ist des Lesens zweimal wert.

Kannitverstan

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen so gut als in Amsterdam Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt, voll prächt-

tiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen geformten war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wandererschaft von Lüttlingen bis nach Amsterdam noch keines eilibr hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dies kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dach, die schönen Giebel und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzusprechen. „Guter Freund“, redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternblumen und Levkojen?“ – Der Mann aber, der vermutlich etwas Wichtigeres zu tun hatte und zum Unglück gerade soviel von der deutschen Sprache verstand als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, jagte kurz und schnauzig „Kannitverstan“ und schnurrte vorüber. Dies war nun ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch soviel als Ich kann euch nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er, und ging weiter. Daß aus, Daß ein, kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt Het En, oder auf deutsch das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum, und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchsechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewalzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer, und salbeni Mausdreck darunter. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waren an das Land bringe. „Kannitverstan“ war die Antwort. Da dachte er: Haha, schauts da heraus? Kein Wunder, wenn das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat

gut solche Häuser in die Welt stellen und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldete Echerben. Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Teufel sei unter soviel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat, da kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz verummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen



Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unseren Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er ein Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um zehn Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Erlöse. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein“, sagte er, „dem das Glöcklein läutete, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht.“ „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da fielen unserem guten Lutzlinger ein paar große Tränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. „Armer Kannitverstan“, rief er aus, „was hast du nun von allem deinem Reichtum? Was ich einst von mei-

nei Armut auch blomme ein Totenklid und ein Leintuch, und von all' deimen schonen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute“ Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannibv-rstan hinabsenken in seine Ruhestätte, und ward von der holländischen Lichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt als von mancher deutschen, auf die er nicht achtgab. Endlich ging er leichten Herzens mit den anderen wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Kase, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannibv-rstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

Schlechter Lohn

Als im letzten Kriege der Franzos nach Berlin kam, in die Residenzstadt des Königs von Preußen, da wurde unter anderem viel königliches Eigentum weggenommen und fortgeführt oder verkauft. Denn der Krieg bringt nichts, er holt Was noch so gut verborgen war, wurde entdeckt und manches davon zur Beute gemacht, doch nicht alles. Ein großer Vorrat an königlichem Bauholz blieb lange unverraten und unverschürt. Doch kam zuletzt noch ein Spießbube von des Königs eigenen Untertanen, dachte, da ist ein gutes Trinkgeld zu verdienen, und zeigte dem französischen Kommandanten mit schmunzender Miene und spießbubischen Augen an, was für ein schönes Quantum von eichenen und tannenen Baumstämmen noch da und da beisammen liege, woraus manch tausend Gulden zu lösen wäre. Aber der brave Kommandant gab schlechten Dank für die Verräterei und sagte „Laßt ihr die schonen Baumstämme nur liegen, wo sie sind. Man muß dem Feind nicht sein Notwendigstes nehmen. Denn wenn Euer König wieder ins Land kommt, so braucht er Holz zu neuen Galgen für so ehrliche Untertanen, wie Ihr einer seid.“

Das muß der heimländische Hausfreund loben und wollte gern aus seinem eigenen Wald ein paar Stammlein auch hergeben, wenn's fehlen sollte

Der Fremdling in Memel

Oft sieht die Wahrheit wie eine Lüge aus. Das erfuhr ein Fremder, der vor einigen Jahren, mit einem Schiff aus Westindien, an den Küsten der Ostsee ankam. Damals war der russische Kaiser bei dem König von Preußen zu Besuch. Beide Potentaten standen in gewöhnlicher Kleidung, ohne Begleitung, Hand in Hand, als zwei rechte gute Freunde beieinander am Ufer. Etwas sieht man nicht alle Tage. Der Fremde dachte auch nicht dran, sondern ging ganz treuherzig auf sie zu, meinte, es seien zwei Kaufleute oder andere Herren aus der Gegend, und fing ein Gespräch mit ihnen an, war begierig, allerlei Neues zu hören, das seit seiner Abwesenheit sich zugegetragen habe. Endlich, da die beiden Monarchen sich leutselig mit ihm unterhielten, fand er Veranlassung, den einen auf eine höfliche Art zu fragen, wer er sei. „Ich bin der König von Preußen,“ sagte der eine. Das kam nun dem fremden Ankömmling schon ein wenig sonderbar vor. Doch dachte er, es ist möglich, und machte vor dem König ein ehrerbietiges Kompliment. Und das war vernünftig. Denn in zweifelhaften Dingen muß man immer das Sicherste und Beste wählen und lieber eine Höflichkeit aus Irrtum begehen, als eine Grobheit. Als aber der König weiter sagte, und auf seinen Begleiter deutete, „Dies ist seine Majestät der russische Kaiser,“ da war's doch dem ehrlichen Mann, als wenn zwei lose Vögel ihn zum Besten halten wollten, und sagte, „Wenn ihr Herren mit einem ehrlichen Mann Eueren Spaß haben wollt, so sucht Euch einen anderen, als ich bin. Bin ich deswegen aus Westindien gekommen, daß ich Euer Narr sei?“ – Der Kaiser wollte ihn zwar versichern, daß er allerdings derjenige sei. Allein der Fremde gab kein Gehör mehr. „Ein russischer Spaßvogel moget Ihr sein,“ sagte er. Als er aber nachher im Grünen Baum die Sache erzählte und anderen Bericht be-

kam, da kam er ganz demütig wieder, bat fußfällig um Vergebung, und die großmütigen Potentaten verziehen ihm, wie natürlich, und hatten hernach viel Spaß an dem Vorfall.

Das seltsame Rezept

Es ist sonst kein großer Spaß dabei, wenn man ein Rezept in die Apotheke tragen muß; aber vor langen Jahren war es doch einmal ein Spaß. Da hielt ein Mann von einem entlegenen Hof



eines Tages mit einem Wagen und zwei Stieren vor der Stadtapothekē still, lud sorgsam eine große tannene Stubentür ab und trug sie hinein. Der Apotheker machte große Augen und sagte: „Was wollt ihr da, guter Freund, mit eurer Stubentür?“ Dem sagte der Mann, der Doktor sei bei seiner kranken Frau gewesen

und hab' ihr wollen ein Tinklein verordnen, so sei in dem ganzen Haus keine Seid, keine Linde und kein Papier gewesen, nur eine Kreide. Da habe der Herr Doktor das Rezept an die Stubentur geschrieben, und nun soll der Herr Bachin so gut sein, und das Tinklein kochen.

Item, wenn es nur gut getan hat Wohl dem, der sich in der Not zu helfen weiß.

Der Barbier junge von Segringen

Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spajahr kam in dem Wirtshaus zu Segringen ein Fremder von der Muree an, der einen starken Bart hatte und fast wunderbarlich ausah, also, daß ihm nicht recht zu trauen war. Der sagt zum Wirt, eh' er etwas zu essen oder zu trinken fordert „Habt ihr keinen Barbier im Ort, der mich rasieren kann?“ Der Wirt sagt ja und holt den Barbierer. Zu dem sagt der Fremde „Ihr sollt mir den Bart abnehmen, aber ich habe eine eigliche Haut. Wenn Ihr mich nicht ins Gesicht schneidet, so bezahl ich Euch vier Kronentaler. Wenn Ihr mich aber schneidet, so steck ich Euch tot. Ihr waret nicht der erste.“ Wie der erschrockene Mann das horte, (denn der fremde Herr machte ein Gesicht, als wenn es nicht bezahl't wäre, und das spitzige, kalte Eisen lag auf dem Tisch,) so springt er fort und schickt den Gesellen. Zu dem sagt der Herr das nämliche. Wie der Gesell das nämliche hört, springt er ebenfalls fort und schickt den Lehrlingen. Der Lehrlinge laßt sich blenden von dem Geld, und denkt „Ich wag's Geratet es, und ich schneide ihn nicht, so kann ich mir für vier Kronentaler einen neuen Rock auf die Kirchweih kaufen und einen Schnepfer. Geratet's nicht, so weiß ich, was ich tue,“ und rasiert den Herrn. Der Herr halt ruhig still, weiß nicht, in welcher entsetzlichen Todesgefahr er ist, und der verwegene Lehrlinge spaziert ihm auch ganz kalteblutig mit dem Messer im Gesicht und um die Nase herum, als wenn's nur um einen Eckseil oder um Fall eines Schnittes um ein Stücklein Zunder oder Stießpapier darauf zu tun wäre und nicht

um vier Kronentaler und um ein Leben, und bringt ihm glücklich den Bart aus dem Gesicht ohne Schnitt und ohne Blut und dachte doch, als er fertig war: „Gottlob!“

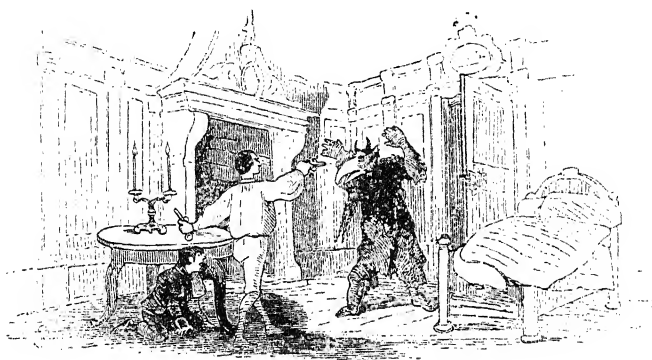
Als aber der Herr aufgestanden war und sich im Spiegel beschaut und abgetrocknet hatte und gibt dem Jungen die vier Kronentaler, sagt er zu ihm: „Aber junger Mensch, wer hat dir den Mut gegeben, mich zu rasieren, so doch dein Herr und der Gesell sind fortgesprungen? Denn wenn du mich geschnitten hättest, so hätt' ich dich erstochen.“ Der Lehrling aber bedankte sich lächelnd für das schöne Stück Geld und sagte: „Onädiger Herr, Ihr hättet mich nicht verstoßen, sondern, wenn Ihr gezuckt hättet, und ich hätt' Euch in's Gesicht geschnitten, so wär' ich Euch zuvorgekommen, hätt' Euch augenblicklich die Gurgel abgehauen, und wäre auf- und davongesprungen.“ Als aber der fremde Herr das hörte und an die Gefahr dachte, in der er gefangen war, ward er blaß vor Schrecken und Todesangst, schenkte dem Burschen noch einen Kronentaler extra und hat seitdem zu keinem Barbier mehr gesagt: „Ich steche dich tot, wenn du mich schneidest.“



Verwichenen Herbst fuhr ein fremder Herr durch Schliengen, so ein schöner braver Ort ist. Den Berg hinauf ging er zu Fuß, wegen den Rossen, und erzählte einem Grenzacher folgende Geschichte, die ihm selber begegnet ist.

Als der Herr ein halbes Jahr vorher nach Danemark reiste, kommt er auf den späten Abend in einen Flecken, wo nicht weit davon auf einer Anhöhe ein sauberes Schloßlein stand, und will über Nacht bleiben. Der Wirt sagt, er habe keinen Platz mehr für ihn, es werde morgen einer gerichtet, und seien schon drei Scharfrichter bei ihm über Nacht. So erwiderte der Herr: „Ich will denn dort in das Schloßlein gehen.“ Der Zwingherr, oder wem es angeht, wird mich schon hineinlassen und ein leeres Bett für mich haben.“ Der Wirt sagt: „Manch schönes Bett, mit seidenen Umhängen, steht aufgeschlagen in den hohen Gemachern, und die Schlüssel hab ich in Verwahrung. Aber ich will es Euch nicht raten.“ Der gnädige Herr ist schon vor einem Vierteljahr mit seiner Frau und mit dem Junker auf eine weite Reise gezogen, und seit der Zeit wuten im Schloßlein die Gespenster. Der Schloßvogt und das Gesinde konnten nimmer bleiben, und wer seitdem in das Schloßlein gekommen ist, der geht zum zweitenmal nimmer hinein.“ Darüber lachte der fremde Herr, denn er war ein herzhafter Mann, der nichts auf die Gespenster hielt, und sagt: „Ich will's probieren.“ Trotz aller Widerrede mußte ihm der Wirt den Schlüssel geben, und nachdem er sich mit dem Nothigen zu einem Gespenster-Besuch versehen hatte, ging er mit dem Bedienten, so er bei sich hatte, in das Schloß. Im Schloß kleidete er sich nicht aus, wollte auch nicht schlafen, sondern abwarten, was geschieht. Zu dem Ende stellte er zwei brennende Lichter auf den Tisch, legte ein paar geladene Pistolen daneben, nahm zum Zeitvertreib den Rheinlandischen Hausfreund, so in Goldpapier eingebunden an einem roten seidenen Bandlein unter der Spiegelrahme hing, und beschaute die schönen Bilder. Lange wollte sich nichts spüren lassen. Aber als die Mitternacht im Kirchturm sich rührte und die Glocke 12 schlug, eine Gewitterwolke zog über das Schloß

weg, und die großen Regentropfen schlugen an die Fenster, da klopfte es dreimal stark an die Türe, und eine fürchterliche Gestalt mit schwarzen schielenden Augen, mit einer halbellenslangen Nase, fleischenden Zähnen und einem Vocksbart, gottig am ganzen Leib, trat in das Gemach und brummte mit fürchterlicher Stimme: „Ich bin der Großherr Mephistopheles. Willkommen in meinem Palast! Und habt Ihr auch Abschied genommen von Frau und Kind?“ Dem fremden Herrn fuhr ein kalter Schauer vom großen



Behen an über den Rücken hinauf, bis unter die Schlafkappe, und an den armen Bedienten darf man gar nicht denken. Als aber der Mephistopheles mit fürchterlichen Grimassen und hochgehobenen Knien gegen ihn herkam, als wenn er über lauter Flammen schreiten müßte, dachte der arme Herr: In Gottes Namen, jetzt ist's einmal so, und stand herzhast auf, hielt dem Ungetüm eine Pistoletten entgegen und sprach: „Halt, oder ich schieß!“ Mit so etwas läßt sonst nicht jedes Gespenst sich schrecken, denn wenn man auch schießen will, so geht's nicht los, oder die Kugel fährt zurück und trifft nicht den Geist, sondern den Schütz. Aber Mephistopheles hob drohend den Zeigfinger in die Höhe, kehrte langsam um und ging mit ebensolchen Schritten, als er gekommen war, wieder fort. Als aber der Fremde sah, daß dieser Satan Respekt vor dem Pulver hatte, dachte er: Jetzt ist keine Gefahr mehr, nahm in die andere Hand ein Licht und ging dem Gespenst, das langsam einen

Gang hinabschritt, ebenso langsam nach, und der Bediente sprang, so schnell er konnte, hinter ihm zum Tempel hinaus, und ins Ditz, dachte, er wolle lieber bei den Scharflichtern über Nacht sein als bei den Geistern — Aber auf dem Gang, auf einmal verschwindet der Geist vor den Augen seines kühnen Anfolgers, und war nicht anders, als war' er in den Boden geschlupft Als aber der Diener noch ein paar Schritte weitergehen wollte, um zu sehen, wo er hingekommen, hörte auf einmal unter seinen Füßen der Boden auf, und er fiel durch ein Loch hinab, aus welchem ihm Feuerflam gegenkam, und er glaubte selber, jetzt geh es an einen andern Ort Als er aber ungefähr zehn Fuß tief gefallen war, lag er zwar unbeschädigt auf einem Haufen Heu, in einem unterirdischen Gewölbe Aber sechs kuriose Gesellen standen um ein Feuer herum, und der Mephistopheles war auch dabei Allerlei wunderbares Gerät lag umher, und zwei Tische lagen gehäuft voll funkelnder Kopsleins-Taler, einer schöner als der andere Da merkte der Fremde, wie er daran war Denn das war eine heimliche Gesellschaft von Galsdmünzern, so alle Fleisch und Wein hatten Diese benutzten die Abwesenheit des Zwingherrn, legten in seinem Schloß ihre verborgenen Münzstöcke an, und waren vermutlich von seinen eigenen Leuten dabei, die im Haus Bericht und Belegenheit wußten, und damit sie ihr heimlich Wesen ungestört und unbezschrien treiben konnten, singen sie den Gipsensterlaunen an, und wer in das Haus kam, wurde so vergiftet, daß er zum zweitenmal nimmer kam Aber jetzt fand der verwegene Reisende erst Ursache, seine Unvorsichtigkeit zu bereuen, und daß er den Vorstellungen des Wirts im Dorf kein Gehör gegeben hatte Denn er wurde durch ein enges Loch hinein in ein anderes finsternes Gewölbe geschoben und hörte wohl, wie sie Kriegerrecht über ihn hielten und sagten „Es wird das Beste sein, wenn wir ihn umbringen und danach verlochen“ Aber einer sagte noch „Wir müssen ihn zuerst verhören, wer er ist, und wie er heißt, und wo er sich herschreibt“ Als sie aber hörten, daß er ein vornehmer Herr sei und nach Kopenhagen zum König reise, sahen sie einander mit großen Augen an und nachdem er wieder in dem finsternen Gewölbe war, sagten sie „Jetzt sieht die Sache loß Denn wenn er gemangelt

wird, und es kommt durch den Wat heraus, daß er ins Schloß gegangen ist, und er ist nimmer herausgekommen, so kommen um Nacht die Husaren, heben uns aus, und der Hans ist dies Jahr wohl geraten, daß ein Strick zum Henken nicht viel kostet.“ Also kundigten sie dem Gefangenen Pardon an, wenn er ihnen einen Eid ablegte, daß er nichts verraten wolle, und dolierten, daß sie in Kopenhagen wollten auf ihn Achtung geben lassen, und er mußte ihnen auf den Eid hin sagen, wo er wohne. Er sagt: „Oben dem wilden Mann linker Hand in dem großen Haus mit grünen Läden.“ Darnach schenkten sie ihm Burgunder-Wein ein zum Morgentrunke, und er schaute ihnen zu, wie sie Köpfelein Zaler pragten bis an den Morgen. Als aber der Tag durch die Kellerlöcher hinabschien und auf der Straße die Geißeln knallten und der Kuhhirt hurnte, nahm der Fremde Abschied von den nachtslichen Gellen, bedankte sich für die gute Bewirtung und ging mit frohem Mute wieder in das Wirtshaus, ohne daran zu denken, daß er seine Uhr und seine Tabakspfeife, und die Pistolen habe liegenlassen. Der Wirt sagte: „Gottlob, daß ich Euch wiedersehe, ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können. Wie ist es Euch gegangen?“ Aber der Reisende dachte: Ein Eid ist ein Eid, und um sein Leben zu retten, muß man den Namen Gottes nicht mißbrauchen, wenn man's nicht halten will. Deswegen sagte er nichts, und weil jetzt das Glocklein lautete und der arme Sunder hinausgeführt wurde, so lief alles fort. Auch in Kopenhagen hielt er dabei seinen Mund und dachte selber fast nicht mehr daran. Aber nach einigen Wochen kam ab der Post ein Kistlein an ihn, und waren darin ein paar neue mit Silber eingelegte Pistolen von großem Wert, eine neue goldene Uhr mit kostbaren Demant-Steinen besetzt, eine türkische Tabakspfeife mit einer goldenen Kette daran und eine seidene mit Gold gestricke Tabakabläse und ein Brieflein darin. In dem Brieflein stand: „Dies schicken wir Euch für den Schrecken, so Ihr bei uns ausgestanden, und zum Dank für Eure Verschwiegenheit. Jetzt ist alles vorbei, und Ihr dürft es erzählen, wem Ihr wollt.“ Deswegen hat's der Herr dem Grenzacher erzählt, und das war die namliche Uhr, die er oben auf dem Berg herauszog, als es in Hertenigen Mittag lautete, und schaute, ob die Herteniger Uhr

recht geht, und sind ihn hernach im Storch zu Basel von einem französischen General 75 neue Dublonen darauf geboten worden. Aber er hat sie nicht drum geben.

Gute Antwort

Wer ausgibt, muß auch wieder einnehmen. Reitet einmal ein Mann an einem Wirtzhaus vorbei, der einen stattlichen Schmerbauch hatte, also, daß er auf beiden Seiten fast über den Sattel herunter hangte. Der Wirt steht auf die Staffeln und ruft ihn nach „Nachbar, warum habt Ihr denn den Zweifelsack vor Euch auf das Roß gebunden und nicht hinten?“ Dem rief der Reitende zu, und „Damit ich ihn unter den Augen habe. Denn hinten gibt es Episkuben.“ Der Wirt sagte nichts mehr.

Drei andere Wünsche

Diesmal ist aber die Frau Anna Stitze nicht dabei, auch nicht es nicht nach Rosenduft und Morgenrot, sondern nach Klingelberger und Kalbfleisch in einer sauren Brühe. Drei lustige Kameraden saßen beisammen zu Kehl im Lamm, und als sie das Saueressen verzehrt hatten und noch eine Flasche Klingelberger miteinander tranken, sprachen sie von allerlei und fingen zuletzt an zu wünschen. Endlich wurden sie der Rede eins, es sollte jeder noch einen kernhaften Wunsch tun, und wer den größten Wunsch hätte vorbringe, der solle frei ausgehen an der Boche.

Da sprach der Erste „So wünscht ich dann, daß ich alle Festungsgraben von ganz Straßburg und Kehl voll feiner Nähnadeln hatte, und zu jeder Nadel einen Schneider, und jeder Schneider mußte mir ein Jahr lang lauter Malterfacke mahlen, und wenn ich dann jeden Malterfack voll doppelter Dublonen hatte, so wollte ich zufrieden sein.“

Der zweite sagte „So wollt ich denn, daß das ganze Straßburger Münster bis unter die Krone des Turms hinauf voll

Wechselbriefe vom feinsten Postpapier lage, so viel darin Platz haben, und war mir auf jedem Wechselbrief so viel Geld ver-schrieben, als in allen deinen Malterfacken Platz hat, und ich hatt's "

Der dritte sagte „So wollt ich denn, daß ihr beide hattet, was ihr wunscht, und daß euch alsdann beide in einer Nacht der Henker hole, und ich war euer Erbe "

Der Dritte ging frei aus an der Beche, und die zwei anderen bezahlten

Der Husar in Neiße

Als vor achtzehn Jahren die Preußen mit den Franzosen Krieg führten und durch die Provinz Champagne zogen, dachten sie auch nicht daran, daß sich das Blattlein wenden konnte und daß der Franzos noch im Jahre 1806 nach Preußen kommen und den un-gebetenen Besuch wettmachen werde. Denn nicht jeder fuhrte sich auf, wie es einem braven Soldaten in Feindesland wohl ansteht. Unter andern drang damals ein brauner preussischer Husar, der ein boser Mensch war, in das Haus eines friedlichen Mannes ein, nahm ihm all sein bares Geld, so viel war, und viel Geldeswert, zuletzt auch noch das schöne Bett mit nagelneuem Überzug, und mißhandelte Mann und Frau. Ein Knabe von acht Jahren bat ihn knieend, er möchte doch seinen Eltern nur das Bett wieder-geben. Der Husar stoß ihn unbarmherzig von sich. Die Tochter läuft ihm nach, halt ihn am Dolman fest und fleht um Barmherzigkeit. Er nimmt sie und wirft sie in den Gießbrunnen, so im Hofe steht, und rettet seinen Raub. Nach Jahr und Tagen be-kommt er seinen Abschied, setzt sich in der Stadt Neiße in Schle-sien, denkt nimmer daran, was er einmal verübt hat, und meint, es sei schon lange Gras darüber gewachsen. Allein, was geschieht im Jahre 1806? Die Franzosen rücken in Neiße ein, ein junger Sergeant wird abends einquartiert bei einer braven Frau, die ihm wohl aufwartet. Der Sergeant ist auch brav, fuhrte sich ordentlich auf und scheint gute Dinge zu sein. Den andern Mor-gen kommt der Sergeant nicht zum Frühstück. Die Frau denkt

Er wird noch schlafen, und stellt ihm den Kaffee ins Ofenrohr. Als er noch immer nicht kommen wollte, ging sie endlich in das Stüb-
lein hinauf, macht leise die Türe auf, und will sehen, ob ihm etwas fehlt.

Da saß der junge Mann wach und aufgerichtet im Bette, hatte die Hände ineinander gelegt und seufzte, als wenn ihm ein groß-
Unglück begegnet wäre, oder als wenn er das Heimweh hätte oder so etwas, und sah nicht, daß jemand in der Stube ist. Die Frau



aber ging leise auf ihn zu und fragte ihn: „Was ist Euch begegnet, Herr Sergeant, und warum seid Ihr so traurig?“ Da sah sie der Mann mit einem Blick voll Tränen an und sagte, die Überzüge dieses Bettes, in dem er heute Nacht geschlafen habe, haben vor achtzehn Jahren seinen Eltern in Champagne angehört, die in der Plünderung alles verloren haben und zu armen Leuten geworden seien, und jetzt denke er an alles, und sein Herz sei voll Tränen. Denn es war der Sohn des geplünderten Mannes in Champagne, und kannte die Überzüge noch, und die roten Namens-Buchstaben, womit sie die Mutter gezeichnet hatte, waren ja auch noch daran.

Da erklarte die gute Frau und sagte, daß sie dieses Werkzeug von einem braunen Husaren gekauft habe, der noch hier in Neisse lebe, und sie konnte nichts dafür. Da stand der Franzose auf und ließ sich in das Haus des Husaren führen und kannte ihn wieder.

„Denkt Ihr noch daran,“ sagte er zu dem Husaren, „wie Ihr vor achtzehn Jahren einem unschuldigen Mann in Champagne Hab und Gut und zuletzt auch noch das Bett aus dem Hause getragen habt, und habt keine Barmherzigkeit gehabt, als Euch ein achtjähriger Knabe um Schonung anflehte und an meine Schwester?“ Anfanglich wollte der alte Sunder sich entschuldigen, es gehe bekanntlich im Krieg nicht alles, wie es soll, und was der eine liegen lasse, hole doch ein anderer, und lieber nimmt man's selber. Als er aber merkte, daß der Geizhant der nämliche sei, dessen Eltern er geplündert und mißhandelt hatte, und als er ihn an seine Schwester erinnerte, versagte ihm vor Gewissensangst und Schrecken die Stimme, und fiel vor dem Franzosen auf die zitternden Kniee nieder, und konnte nichts mehr herausbringen, als „Pardon!“, dachte aber: Es wird nicht viel helfen.

Der geneigte Leser denkt vielleicht auch: Jetzt wird der Franzose den Husaren zusammenhauen, und freut sich schon drauf. Allein das konnte mit der Wahrheit nicht bestehen. Denn wenn das Herz bewegt ist und vor Schmerz fast brechen will, mag der Mensch keine Rache nehmen. Da ist ihm die Rache zu klein und verachtlich, sondern er denkt: Du bist in Gottes Hand, und will nicht Böses mit Bösem vergelten. So dachte der Franzose auch und sagte: „Daß du mich mißhandelt hast, das verzeih ich dir. Daß du meine Eltern mißhandelt und zu armen Leuten gemacht hast, das werden dir meine Eltern verzeihen. Daß du meine Schwester in den Brunnen geworfen hast und ist nimmer davongekommen, das verzeihe dir Gott.“ Mit diesen Worten ging er fort, ohne dem Husaren das Geringste zuleide zu thun, und es ward ihm in seinem Herzen wieder wohl. Dem Husaren aber war es nachher zumute, als wenn er vor dem Jungsten Gericht gestanden wäre und hatte keinen guten Bescheid bekommen. Denn er hatte von dieser Zeit an keine ruhige Stunde mehr und soll nach einem Vierteljahr gestorben sein.

Merke: Man muß in der Fremde nichts tun, worüber man sich daheim nicht darf finden lassen.

Merke: Es gibt Untaten, über welche kein Gras wächst.

Ein Wort gibt das andere

Ein reicher Herr im Schwabenland schickte seinen Sohn nach Paris, daß er solle Französisch lernen und ein wenig gute Sitten. Nach einem Jahr oder drüber kommt der Knecht aus des Vaters Haus auch nach Paris. Als der junge Herr den Knecht erblickte,



rief er voll Staunen und Freude aus: „Ei, Hans, wo führst Dich der Himmel her? Wie steht es zu Hause, und was gibts Neues?“ „Nicht viel Neues, Herr Wilhelm, als daß vor zehn Tagen Euer schöner Rabe krepirt ist, den Euch vor einem Jahr der Weidgeseß geschenkt hat.“

„O das arme Tier,“ erwiderte der Herr Wilhelm. „Was hat ihm denn gefehlt?“

„Drum hat er zu viel Luder gefressen, als unsere schönen Pferde verreckten, eins nach dem anderen. Ich hab's gleich gesagt.“

„Wie! Meines Vaters vier schöne Mohlenmümmel sind gefallen?“ fragte der Herr Wilhelm „Wie ging das zu?“

„Dum sind die zu sehr angestrengt worden mit Wasserfuhren, als uns Haus und Hof verbrannte, und hat doch nichts geholfen“

„Um Gottestwillen!“ rief der Herr Wilhelm voll Schrecken aus „Ist unser schönes Haus verbrannt? Wann das?“

„Dum hat man nicht auf's Neue acht gegeben, an Ihres Herrn Vaters seliger Leiche, und ist bei Nacht begraben worden mit Sackeln. So ein Funkelein ist bald verzettelt“

„Unglückselige Botschaft!“ rief voll Schmerz der Herr Wilhelm aus „Mein Vater tot? Und wie geht's meiner Schwester?“

„Dum eben hat sich Ihr Herr Vater seliger zu Tod gegiamt, als Ihre Jungfer Schwester ein Kindlein gebat und hatte keinen Vater dazu. Es ist ein Bublein

Comst gibt's just nicht viel Neues,“ setzte er hinzu

Moses Mendelssohn

Moses Mendelssohn war jüdischer Religion und Handlungsbedienter bei einem Kaufmann, der das Pulver nicht soll erfunden haben. Dabei war er aber ein sehr frommer und weiser Mann und wurde daher von den angesehensten und gelehrtesten Männern hochgeachtet und geliebt. Und das ist recht. Denn man muß um des Bartes willen den Kopf nicht verachten, an dem er wächst. Dieser Moses Mendelssohn gab unter anderem von der Zufriedenheit mit seinem Schicksal folgenden Beweis. Denn als eines Tages ein Freund zu ihm kam und er eben an einer schweren Rechnung schwigte, sagte dieser „Es ist doch schade, guter Moses, und ist unverantwortlich, daß ein so verständiger Kopf, wie Ihr seid, einem Manne um's Brot dienen muß, der Euch das Wasser nicht bieten kann. Seid Ihr nicht am kleinen Finger gescheitert, als er am ganzen Körper, so groß er ist?“ Einen anderen hatt' das im Kopf gewurmt, hatte Feder und Tintenfaß mit ein paar Glucken hinter den Ofen geworfen und seinem Herrn aufgekündigt auf der Stelle. Aber der verständige Mendelssohn ließ das Tintenfaß

stehen, steckte die Feder hinter das Ohr, sah seinen Freund ruhig an und sprach zu ihm also „Das ist recht gut, wie es ist, und von der Vorsetzung weise ausgedacht. Denn so kann mein Herr von meinen Diensten viel Nutzen ziehen, und ich habe zu leben. Ware ich der Herr und ei mein Schreiber, ihn könnt ich nicht gebrauchen.“

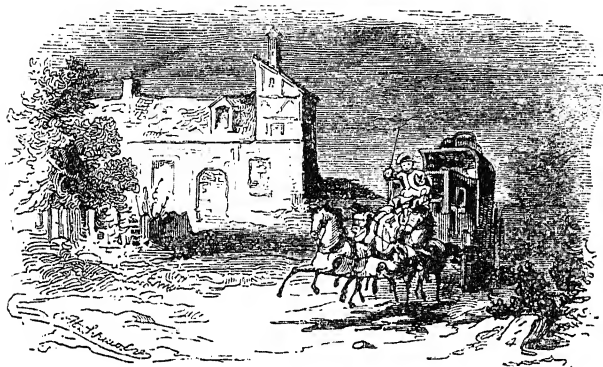
Ein teurer Kopf und ein wohlfeiler

Als der letzte König von Polen noch regierte, entstand gegen ihn eine Empörung, was nichts Seltenes war. Einer von den Rebellen, und zwar ein polnischer Fürst, vergaß sich so sehr, daß er einen Preis von 20000 Gulden auf den Kopf des Königs setzte. Ja, er war frech genug, es dem König selber zu schreiben, entweder, um ihn zu betruben oder zu erschrecken. Der König aber schrieb ihm ganz kaltblütig zur Antwort „Euren Brief habe ich empfangen und gelesen. Es hat mir einiges Vergnügen gemacht, daß mein Kopf bei Euch noch etwas gilt. Denn ich kann Euch versichern: für den Euringen gab' ich keinen roten Heller.“

Teure Eier

Als zu seiner Zeit ein fremder Fürst nach Frankreich reiste, wurde es ihm unterwegs od im Magen, und ließ sich in einem gemeinen Wirtshaus, wo sonst dergleichen Gäste nicht einkehren, drei gekochte Eier geben. Als er damit fertig war, forderte der Wirt dafür 300 Livres. Der Fürst fragte, ob denn hier die Eier so rar seien? Der Wirt lachte und sagte „Nein, die Eier nicht, aber die großen Herren, die so etwas dafür bezahlen können.“ Der Fürst lachte auch und gab das Geld, und das war gut. Als aber der damalige König von Frankreich von der Sache hörte, (es wurde ihm als ein Spaß erzählt), nahm er's sehr übel, daß ein Fürst in seinem Reich sich unterstand, solche unverschämte Überforderungen zu machen, und sagte dem Fürsten „Wenn Sie auf Ihrer Rückreise wieder an dem Wirtshaus vorbeifahren, werden

Sie sehen, daß Gerechtigkeit in meinem Lande herrscht.“ Als der Fürst auf seiner Rückreise wieder an dem Wirtshaus vorbeifuhr, sah er kein Schild mehr dran, aber die Türen und Fenster waren zugemauert, und das war auch gut.



Die drei Diebe

Der geneigte Leser wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieser Erzählung vorkommt. Doch ist sie in einem schönen Buch beschrieben und zu Vers gebracht.

Der Zundel-Heiner und der Zundel-Frieder trieben von Jugend auf das Handwerk ihres Vaters, der bereits am Auerbacher Salgen mit des Seilers Tochter kopuliert war, nämlich mit dem Strick; und ein Schulkamerad, der rote Dieter, hielt's auch mit, und war der Jüngste. Doch mordeten sie nicht, und griffen keine Menschen an, sondern visitierten nur bei Nacht in den Hühnerställen, und wenn's Gelegenheit gab, in den Küchen, Kellern und Speichern, allenfalls auch in den Geldtrögen, und auf den Märkten kauften sie immer am wohlfeilsten ein. Wenn's aber nichts zu stehlen gab, so übten sie sich untereinander mit allerlei Aufgaben und Wagstücken, um im Handwerk weiterzukommen. Einmal im Wald sieht der Heiner auf einem hohen Baum einen Vogel auf

dem Neste sitzen, denkt, er hat Eier, und fragt die anderen „Wer ist imstande und holt dem Vogel dort oben die Eier aus dem Nest, ohne daß es der Vogel merkt?“ Der Frieder, wie eine Katze, klettert hinauf, naht sich dem Nest, bohrt langsam ein Lochlein unten drein, läßt ein Eilein nach dem anderen in die Hand fallen, schießt das Nest wieder zu mit Moos und bringt die Eier – „Aber bei dem Vogel die Eier wieder unterlegen kann,“ sagte jetzt der Frieder, „ohne daß es der Vogel merkt!“ Da kletterte der Heiner den Baum hinan, aber der Frieder kletterte ihm nach, und während der Heiner dem Vogel langsam die Eier unterschob, ohne daß es der Vogel merkte, zog der Frieder dem Heiner langsam die Hose ab, ohne daß es der Heiner merkte. Da gab es ein großes Gelächter, und die beiden anderen sagten „Der Frieder ist der Meister.“ Der rote Dieter aber sagte „Ich sehe schon, mit Euch kann ich's nicht zugleich tun, und wenn's einmal zu bösen Hausen geht, und der Letzte kommt über uns, so ist's mir nimmer Angst für Euch, aber für mich.“ Also ging er fort, wurde wieder ehrlich und lebte mit seiner Frau arbeitsam und hauslich. Im Spätjahr, als die zwei anderen noch nicht lang auf dem Roßmarkt ein Roßlein gestohlen hatten, besuchten sie einmal den Dieter und fragten ihn, wie es ihm gehe, denn sie hatten gehört, daß er ein Schwein geschlachtet und wollten ein wenig achtgeben, wo es liegt. Es hing in der Kammer an der Wand. Als sie fort waren, sagte der Dieter „Gau, ich will das Gaullein in die Küche tragen und die Mulde drauf decken, sonst ist es morgen nimmer unser.“ In der Nacht kommen die Diebe, brechen, so leise sie können, die Mauer durch, aber die Beute war nicht mehr da. Der Dieter merkt etwas, steht auf und geht um das Haus und sieht nach. Unterdessen schleicht der Heiner um das andere Eck herum in's Haus bis zum Bett, wo die Frau lag, nimmt ihres Mannes Stimme an und sagt „Gau, die Gau ist nimmer in der Kammer.“ Die Frau sagt „Schwafz nicht so einfaltig. Hast Du sie nicht selber in die Küche unter die Mulde getragen?“ „Ja so,“ sagte der Heiner, „drum bin ich halber im Schlaf.“ und ging, holte das Schwein und trug es unbefruien fort, wußte in der finsternen Nacht nicht, wo der Bruder ist, dachte, er wird schon kommen an den bestellten Platz im Wald. Und als

der Dieter wieder ins Haus kam und nach dem Saulein greifen will, „Frau,“ rief er, „jetzt haben s die Galgenstricke doch geholt“ Allein, so geschwind gab er nicht gewonnen, sondern setzte den Dieben nach, und als er den Heimer einholte, (es war schon weit vom Hause weg), und als er merkte, daß er allein sei, nahm der schnell die Stunne des Frieders an und sagte „Bruder, laß jetzt mich das Saulein tragen Du wirst mud sein“ Der Heimer meint, es sei der Bruder, und gibt ihm das Schwein, sagt, er wolle vorausgehen in den Wald und ein Feuer machen Der Dieter aber kehrte hinter ihm um, sagte für sich selber „Hab ich dich wieder, du liebes Saulein?“ und trug es heim Unterdessen urte der Frieder in der Nacht herum, bis er im Wald das Feuer sah, und kam und fragte den Bruder „Hast du die Sau, Heimer?“ Der Heimer sagte „Hast du sie denn nicht, Frieder?“ Da schauten sie einander mit großen Augen an und hatten kein so prasselndes Feuer mit buchenen Spanen gebraucht zum Nachtkochen Aber desto schöner prasselte jetzt das Feuer daheim in Dieters Küche Denn das Schwein wurde sogleich nach der Heimkunft verhauen und Kesselfleisch über das Feuer getan Denn der Dieter sagte „Frau, ich bin hungrig, und was wir nicht beizeiten essen, holen die Schelme doch“ Als er sich aber in einen Winkel legte und ein wenig schlummerte, und die Frau kehrte mit der eisernen Gabel das Fleisch herum und schaute einmal nach der Seite, weil der Mann im Schlaf so angstlich seufzte, kam eine zugespitzte Stange langsam durch das Kamin herab, spießt das beste Stück im Kessel an und zog's herauf, und als der Mann im Schlaf immer angstlicher winselte und die Frau immer eifriger nach ihm sah, kam die Stange zum zweitenmal und zum drittenmal, und als die Frau den Dieter weckte „Mann, jetzt wollen wir anrichten,“ da war der Kessel leer, und war' ebenfalls kein so großes Feuer nötig gewesen zum Nachtkochen Als sie aber beide schon im Begriff waren, hungrig ins Bett zu gehen, und dachten Will der Henker das Saulein holen, so konnten wir's ja doch nicht heben, da kamen die Diebe vom Dach herab, durch das Loch der Mauer in die Kammer und aus der Kammer in die Stube und brachten wieder, was sie gemaußt hatten Jetzt ging ein frohliches Leben an Man aß und trank, man

scherzte und lachte, als ob man gemeist hatte, es sei das letztemal, und war guter Dinge, bis der Mond im letzten Viertel über das Hauslein wegging und zum zweitemal im Dorf die Hähnen krahnten und von weitem der Hund des Metzgers bellte. Denn die Strickreiter waren auf der Spur, und als die Frau des roten Dieters sagte „Jetzt ist's einmal Zeit in's Bett,“ kamen die Strickreiter von wegen des gestohlenen Kofleins und holten den Bündel-Heimer und den Bündel Sieder in den Linn und in das Buchthaus.

Сумаров

Der Mensch muß eine Herrschaft über sich selber ausüben können, sonst ist er kein braver und achtungswürdiger Mensch, und was er einmal für allemal als recht erkennt, das muß er auch tun, aber nicht einmal für allemal, sondern immer. Der russische General Сумаров, den die Türken und Polacken, die Italiener und Schweizer wohl kennen, der hielt ein scharfes und strenges Kommando. Aber was das vornehmste war, er stellte sich unter sein eigenes Kommando, als wenn er ein anderer und nicht der Сумаров selber wäre, und sehr oft mußten ihm seine Adjutanten dies und jenes in seinem eigenen Namen befehlen, was er alsdann pünktlich befolgte. Einmal war er rutend aufgebracht über einen Soldaten, der im Dienst etwas versehen hatte, und fing schon an, ihn zu prügeln. Da faßte ein Adjutant das Herz, dachte, er wolle dem General und dem Soldaten einen guten Dienst erweisen, eilte herbei und sagte „Der General Сумаров hat befohlen, man solle sich nie vom Zorn übermannen lassen.“ Sogleich ließ Сумаров nach und sagte „Wenn's der General befohlen hat, muß man gehorchen.“

Kaiser Napoleon und die Obstflau in Brienne

Der große Kaiser Napoleon brachte seine Jugend als Zögling in der Kriegsschule zu Brienne zu, und wie? Das lehrten in der Folge seine Kriege, die er führte, und seine Taten. Da er gerne

Obst aß, wie die Jugend pflegt, so bekam eine Obsthändlerin daselbst manchen schonen Baßen von ihm zu lösen. Hatte er je einmal kein Geld, so borgte sie. Bekam er Geld, so bezahlte er. Aber als er die Schule verließ, um nun als kenntnisreicher Soldat auszuüben, was er dort gelernt hatte, war er ihr doch einige Taler schuldig. Und als sie das letztemal ihm einen Teller voll saftiger Pfirsiche oder süßer Trauben brachte, „Graulein,“ sagte er, „jetzt muß ich fort und kann Euch nicht bezahlen. Aber Ihr sollt nicht vergessen sein.“ Aber die Obstfrau sagte: „D reisen Sie wegen dessen nur ruhig ab, edler junger Herr. Gott erhalte Sie gesund und mache aus Ihnen einen glücklichen Mann.“ – – Allein auf einer solchen Laufbahn, wie diejenige war, welche der junge Krieger jetzt betrat, kann doch auch der beste Kopf so etwas vergessen, bis zuletzt das erkenntliche Gemut ihn wieder daran erinnert. Napoleon wird in kurzer Zeit General und erobert Italien. Napoleon geht nach Agypten, wo einst die Kinder Israel das Zieglerhandwerk trieben, und liefert ein Lieffen bei Nazareth, wo vor 1800 Jahren die hochgelobte Jungfrau wohnte. Napoleon kehrt mitten durch ein Meer voll feindlicher Schiffe nach Frankreich und Paris zurück und wird erster Konsul. Napoleon stellt in seinem unglücklich gewordenen Vaterlande die Ruhe und Ordnung wieder her und wird französischer Kaiser, und noch hatte die gute Obstfrau in Brienne nichts als sein Wort: „Ihr sollt nicht vergessen sein!“

Aber ein Wort, noch immer so gut als bares Geld und besser. Denn als der Kaiser in Brienne einmal erwartet wurde, er war aber in der Stille schon dort und mag wohl sehr gerührt gewesen sein, wenn er da an die vorige Zeit gedachte und an die jetzige, und wie ihn Gott in so kurzer Zeit und durch so viele Gefahren unverfehrt bis auf den neuen Kaiserthron geführt hatte, da blieb er auf der Gasse plötzlich stille stehen, legte den Finger an die Stirne wie einer, der sich auf etwas besinnt, nannte bald darauf den Namen der Obstfrau, erkundigte sich nach ihrer Wohnung, so ziemlich haufällig war, und trat mit einem einzigen treuen Begleiter zu ihr hinein. Eine enge Türe fuhrte ihn in ein kleines, aber reinliches Zimmer, wo die Frau mit zwei Kindern am Kamin kniete und ein sparsames Abendessen bereitete.

„Kann ich hier etwas zur Erfrischung haben?“ fragte der Kaiser – – „Ei ja!“ erwiderte die Frau, „die Melonen sind reif,“ und holte eine. Während die zwei fremden Herren die Melone verzehrten und die Frau noch ein paar Reisler an das Feuer legte, „Kennt Ihr den Kaiser auch, der heute hier sein soll?“ fragte der eine. „Er ist noch nicht da,“ antwortete die Frau, „er kommt erst.“ Warum soll ich ihn nicht kennen? Manchen Teller und manches Korbchen voll Obst hat er mir abgekauft, als er noch hier in der Schule war – – „Hat er denn auch alles ordentlich bezahlt?“ – – „Ja freilich, er hat alles ordentlich bezahlt.“ Da sagte zu ihr der fremde Herr: „Frau, Ihr geht nicht mit der Wahrheit um, oder Ihr müßt ein schlechtes Gedächtnis haben. Zurs erste, so kennt Ihr den Kaiser nicht. Denn ich bin's. Zurs andere hab ich Euch nicht so ordentlich bezahlt, als Ihr sagt, sondern ich bin Euch zwei Taler schuldig oder etwas,“ und in diesem Augenblick zahlte der Begleiter auf den Tisch ein tausend und zweihundert Franken, Kapital und Zins. Die Frau, als sie den Kaiser erkannte und die Goldstücke auf dem Tisch klingeln hörte, fiel ihm zu Fuß und war vor Freude und Schrecken und Dankbarkeit ganz außer sich, und die Kinder schau'n auch einander an und wissen nicht was sie sagen sollen. Der Kaiser aber befahl nachher, das Haus niederzureißen und der Frau ein anderes an den namlichen Platz zu bauen. „In diesem Hause,“ sagte er, will ich wohnen, so oft ich nach Vienne komme, und es soll meinen Namen führen.“ Der Frau aber versprach er, er wolle für ihre Kinder sorgen.

Wirklich hat er auch die Tochter derselben bereits ehelich verheiratet, und der Sohn wird auf kaiserliche Kosten in der namlichen Schule erzogen, aus welcher der große Held selber ausgegangen ist.

Suchteilicher Kampf eines Menschen mit einem Wolf

In Frankreich ist ein Departement, heißt Goldhugel. In diesem Departement befindet sich eine kleine Landschaft, genannt Saulieu (mußt lesen Solio). Diese Landschaft bekam im März des Jahres

1807 einen schlimmen Besuch von einem reisenden Tier, wie man noch keines dafelbst gesehen hatte, hierzulande auch nicht. Es hatte Ähnlichkeit mit einem Wolf, wird auch einer gewesen sein. Doch hatte es eine kürzere Schnauze als ein gemeiner Wolf, war lang und mager und mit langen dunkelgrünen Haaren besetzt. Diese grausame und blutgierige Bestie wutete mehrere Tage lang zum Schrecken der Einwohner in dem Lande herum, griff Menschen und Tiere an, wagte sich sogar am 30 März am hellen Tag auf der Landstraße an die Reisenden, zerriß einen Conscriptierten, zerfleischte zwei Magdlein und einen Knaben und blieb selbige Nacht nahe bei dem Hause eines Landmannes, namens Machin, im Gebusche übernacht. Der gute Machin, der an eine solche Schildwache vor seinem Hause nicht dachte, ging des Morgens früh drei Uhr, als es noch ganz finster war, aus dem Hause. Da hörte er etwas rauschen im Gebusch, glaubte, es sei die Kacke, die sich vor einigen Tagen verlaufen hatte, und rief seiner Frau, die Kacke sei da. Aber in dem nämlichen Augenblicke springt das Unthier wutend auf ihn los. Er wirft es zurück. Es kommt wieder, stellt sich auf die Hinterfüße, drückt ihn zwei Schritte weit an die Wand zurück und packt ihn mit einem Rachen voll scharfer, starker Zähne wutend an der linken Brust. Vergebens sucht er sich loszumachen. Das Tier setzt immer tiefer seine Zähne ein und verursacht ihm die entsetzlichsten Schmerzen. Da umfaßt es der herzhafteste und starke Machin mit beiden Armen, drückt es fest an sich, umgibt mit ihm, bis er es im Hause hat, wirft sich mit ihm auf einen Tisch, so daß das Tier unten lag, und rief seiner Frau, daß sie ein Licht anzünde. Aber Frau und Kinder wagten es nicht, sich zu nähern, und das Tier biß sich immer tiefer und tiefer in die Brust des unglücklichen Mannes ein, bis endlich die älteste Tochter von 22 Jahren sich ermannete, und mit einem Licht und einem Messer herbeieilte. Der Vater drückt, so stark er kann, mit seinem Körper auf das Tier, zeigt ihr mit der linken Hand, wo sie hineinstecken müsse, daß das Ungeheuer sicher getödet werde. Noch biß sich die Bestie immer tiefer und tiefer ein, während die Tochter den kühnen und glücklichen Stich that, und ein paarmal das Messer in der Wunde umkehrte. Aber jetzt schoß das heiße schwarze Blut wie ein

Strom aus der tödlichen Wunde hervor, das Vieß fing an, die Augen zu verdrehen, und es war ihm nicht, als wenn es noch viele Buben und Magdlein verleihen wollte. Aber erst nachdem es sich völlig verblutet hatte, war man imstande, die Brust des braven Machin von ihm loszumachen, so fest hatte es sich mit seinen mörderschen Zähnen eingehauen. Darauf wurde das Untier vollends tot geschlagen und verlocht. Machin aber hatte noch lange an seiner Brust zu leiden und zu heilen, und sagt, er wolle sein Leben lang dran denken.

Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers

Eines Tages reiste ein junger Engländer auf dem Postwagen zum erstenmal in die große Stadt London, wo er von den Menschen, die daselbst wohnen, keinen einzigen kannte, als seinen Schwager, den er besuchen wollte, und seine Schwester, so des Schwagers Frau war. Auch auf dem Postwagen war neben ihm niemand als der Conducteur, das ist der Aufseher über den Postwagen, der auf alles acht haben und an Ort und Stelle über die Briefe und Pakete Red und Antwort geben muß, und die zwei Reisekameraden dachten damals auch nicht daran, wo sie einander das nächstemal wiedersehen würden. Der Postwagen kam erst in der tiefen Nacht in London an. In dem Posthause konnte der Fremde nicht über Nacht bleiben, weil der Postmeister daselbst ein vornehmer Herr ist und nicht wirtet, und des Schwagers Haus wußte der arme Jungling in der ungeheuer großen Stadt bei stockfinsterner Nacht so wenig zu finden als in einem Wagen voll Heu eine Stecknadel. Da sagte zu ihm der Conducteur: „Junger Herr, kommt Ihr mit mir! Ich bin zwar auch nicht hier daheim, aber ich habe, wenn ich nach London komme, bei einer Verwandten ein Stübchen, wo zwei Betten stehen. Meine Base wird Euch schon beherbergen, und morgen konnt Ihr Euch alsdann nach Eures Schwagers Haus erkundigen, wo Ihr es besser finden werdet.“ Das ließ sich der junge Mensch nicht zweimal sagen. Sie tranken bei der Frau Base noch einen Krug englisches Bier, das noch besser sein soll als das Donaueschinger oder Säckinger, so

doch auch nicht schlecht ist, aßen eine Knackwurst dazu und legten sich dann schlafen In der Nacht kam den Fremden eine Nocturne an und mußte hinausgehen Da war er ubel dran als noch nie Denn er mußte in seiner dermaligen Nachtherberge, so klein sie war, so wenig Bericht als ein paar Stunden vorher in der großen Stadt Zum Glück aber wurde der Conducteur auch wach und sagte ihm, wie er gehen muß, links und rechts und wieder links „Die Türe,“ fuhr er fort, „ist zwar verschlossen, wenn Ihr an Dit und Stelle kommt, und wir haben den Schlüssel verloren Aber nehmt in meinem Rockelor-Sack mein großes Messer mit und schiebt es zwischen dem Lurlein und dem Pfosten hinein, so springt inwendig die Falle auf! Gehet nur dem Gehoi nach! Ihr hort ja die Thense rauschen, und zieht etwas an, die Nacht ist kalt“ Der Fremde erwachte in der Geschwindigkeit und in der Finsternis das Camisol des Conducteurs statt des seinen, zog es an und kam glücklich an den Platz Denn er schlug es nicht hoch an, daß er unterwegs einmal den Rang zu kurz genommen hatte, so, daß er mit der Nase an ein Eck anstieß und wegen dem hitzigen Bier, so er getrunken hatte, entsetzlich blutete Allein, ob dem starken Blutverlust und der Verletzung bekam er eine Schwache und schlief ein Der nachtfertige Conducteur wartete und wartete, mußte nicht, wo sein Schlafkamerad solange bleibt, bis er auf der Gasse einen Larm vernahm, da fiel ihm im halben Schlaf der Gedanke ein Was gilt's, der arme Teufel ist an die Haustüre kommen, ist auf die Gasse hinausgegangen und gepreßt worden Dann wenn die Engländer viel Volk auf ihre Schiffe brauchen, so gehen unversehens bestellte starke Männer nachts in den gemeinen Wirtsstuben, in verdächtigen Häusern und auf der Gasse herum, und wer ihnen alsdann in die Hände kommt und tauglich ist, den fragen sie nicht lange „Landsmann, wer bist du? oder Landsmann wer seid ihr?“, sondern machen kurzen Prozeß, schleppen ihn, — gern oder ungern, — fort auf die Schiffe, und Gott befohlen! Solch eine nachtsliche Menschenjagd nennt man Pressen, und deswegen sagte der Conducteur „Was gilt's, der arme Teufel ist gepreßt worden!“ — In dieser Angst sprang er eilig auf, warf seinen Rockelor um sich und eilte auf die Gasse, um womöglich den armen

Schelm zu retten Als er aber eine Gasse und zwei Gassen weit
 dem Larinen nachgegangen war, fiel er selber den Presseln in die
 Hände, wurde auf ein Schiff geschleppt, – ungern – und den an-
 dern Morgen weiters Weg war er Nachher kam der junge
 Mensch im Hause wieder zu sich, eilte, wie er war, in sein Bett
 zurück, ohne den Schlafkameraden zu mangeln, und schlief bis in
 den Tag Unterdessen wurde der Conducteur, um acht Uhr, auf der
 Post erwartet, und als er immer und immer nicht kommen wollte,
 wurde ein Postbedienter abgeschickt, ihn zu suchen Der fand keinen
 Conducteur, aber einen Mann mit blutigem Gewand im Bett
 liegen, auf dem Gang ein großes offenes Messer, Blut bis auf
 den Abtritt, und unten rauschte die Themse Da fiel ein böser Bei-
 dacht auf den blutigen Fremdling, er habe den Conducteur er-
 mordet und in das Wasser geworfen Er wurde in ein Verhör ge-
 führt, und als man ihn visitierte und in den Taschen des Kamisols,
 das er noch immer anhatte, einen ledernen Geldbeutel fand mit
 dem wohlbekannten silbernen Pfeschaftring des Conducteurs am
 Riemen befestigt, da war es um den armen Jungling geschehen
 Er betraf sich auf seinen Schwager, – – man kannte ihn nicht, – –
 auf seine Schwester, – – man wußte von ihr nichts Er erzählte
 den ganzen Hergang der Sache, wie er selber sie wußte Aber die
 Blutrichter sagten „Das sind blaue Nebel, und Ihr werdet ge-
 henkt“ Und wie gesagt, so geschehn, noch am namlichen Nach-
 mittag nach englandischem Recht und Brauch Mit dem eng-
 lischen Brauch aber ist es so weil in London der Spießbuben viele
 sind, so macht man mit denen, die gehenkt werden, kurzen Prozeß
 und bekümmern sich nicht viele Leute darum, weil man's oft sehen
 kann Die Missetater, soviel man auf einmal hat, werden auf
 einen breiten Wagen gesetzt und bis unter den Galgen geführt
 Dort hängt man den Strick in den bösen Nagel ein, fährt alsdann
 mit dem Wagen unter ihnen weg, laßt die schonen Gesellen zap-
 peln, und schaut nicht um Allein in England ist das Hängen nicht
 so schimpflich wie bei uns, sondern nur tödlich Deswegen kommen
 nachher die nächsten Verwandten des Missetaters und ziehen so-
 lange an den Beinen, bis der Herr Vetter oben erstickt Aber un-
 serem Fremdling tat niemand diesen traurigen Dienst der Liebe

und Freundschaft an, bis abends ein junges Ehepaar, Arm in Arm, auf einem Spaziergang von ungefähr über den Richtplatz wandelte und im Vorbeigehen nach dem Galgen schaute. Da fiel die Frau mit einem lauten Schrei des Entsetzens in die Arme ihres Mannes. „Barmherziger Himmel, da hängt unser Bruder!“ Aber noch größer wurde der Schrecken, als der Gehentke bei der bekannten Stimme seiner Schwester die Augenlider aufschlug und die Augen furchterlich drehte. Denn er lebte noch. Der Schwager aber, der ein entschlossener Mann war, verlor die Besinnung nicht, sondern dachte in der Stille auf Rettung, der Platz war entlegen, die Leute hatten sich verlaufen, und um Geld und gute Worte gewann er ein paar beherzte und vertraute Burschen, die nahmen den Gehentken mir nichts, dir nichts ab, als wenn sie das Recht dazu hätten, und brachten ihn glücklich und unbeschrien in des Schwagers Haus. Dort war er in wenig Stunden wieder zu sich gebracht, bekam ein kleines Fieber und wurde unter der lieben Pflege seiner getrostesten Schwester bald wieder völlig gesund. Eines Abends aber sagte der Schwager zu ihm: „Schwager! Ihr könnt nun in dem Land nicht bleiben. Wenn Ihr entdeckt werdet, so könnt Ihr noch einmal gehentkt werden und ich dazu. Und, wenn auch nicht, so habt Ihr ein Halsband an Eurem Hals getragen, das für Euch und Eure Verwandten ein schlechter Staat war. Ihr müßt nach Amerika. Dort will ich für Euch sorgen.“ Das sah der gute Jungling ein, ging bei der ersten Gelegenheit in ein vertrautes Schiff und kam nach 80 Tagen glücklich in dem Seehafen von Philadelphia an. Als er aber hier an einem landfremden Orte mit schwerem Herzen wieder an das Ufer stieg, und als er eben bei sich selber dachte: Wenn mir doch Gott auch nur einen einzigen Menschen entgegenführte, der mich kennt, siehe, da kam in armseliger Schiffskleidung der Conducteur. Aber so groß sonst die Freude des unverhofften Wiedersehens an einem solchen fremden Orte ist, so war doch hier der erste Willkomm schlecht genug. Auf der Abbildung kann man sehen: Ziffer 1 den Conducteur, wie er mit geballter Faust auf den Ankömmling losgeht, er sagt zu ihm: „Wo fuhrt Euch der Böse her, Ihr verdammter Nachtläufer? Wißt Ihr, daß ich wegen Euch bin geprüßt worden?“



Und Ziffer 2 sieht man den jungen Engländer, der die Hand auch nicht im Sack hat, der antwortet: „Goddam! Ihr vermaledeiter Überall und Nirgends, „wißt Ihr, daß man wegen Euch mich gehenkt hat?“

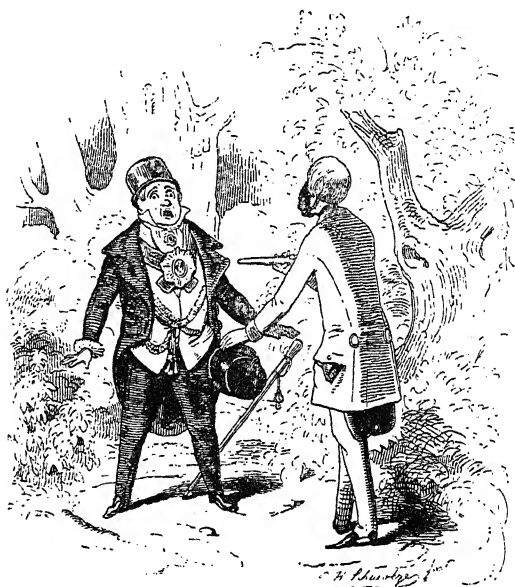
Ziffer 3 aber sieht man das Wirtshaus zu den drei Kronen in Philadelphia. Dort kamen sie des anderen Tags wieder zusammen, erzählten sich ihre Schicksale und wurden wieder die besten Freunde; und der junge Engländer, der in einem Handlungshause gute Geschäfte machte, ruhte nicht eher, als bis er seinen guten Freund loskaufen und nach London zurückschicken konnte. Er selbst wurde in Amerika ein reicher Kaufmann und wohnt jetzt in der Stadt Washington, in der verlängerten neuen Herrengasse, Nr. 46.

Böser Markt

In der großen Stadt London und rings um sie her gibt es außerordentlich viel gute Narren, die an anderer Leute Geld oder Sackuhren oder kostbaren Fingerringen eine kindische Freude haben und nicht ruhen, bis sie dieselben haben. Dies bringen sie zuweg manchmal durch List und Betrug, noch öfter durch kühnen Angriff, manchmal am hellen lichten Tag und an der offenen Landstraße. Einem geratet es, dem anderen nicht. Der Kerkermeister zu London und der Scharfrichter wissen davon zu erzählen. Eine seltsame Geschichte begegnete aber eines Tages einem vornehmen und reichen

Mann Der König und viele andere große Herren und Frauen waren an einem schönen Sonntage in einem großen königlichen Garten versammelt, dessen lange gewundene Gänge sich in der Ferne in einen Wald verloren. Viele andere Personen waren auch zugegen, denen es nicht auf einen Gang und auf ein paar Stunden ankam, ihren geliebten König und seine Familie froh und glücklich zu sehen. Man aß und trank, man spielte und tanzte, man ging spazieren in den schönen Gängen und zwischen dem duftenden Rosengebüsch paarweise und allein, wie es sich traf. Da stellte sich ein Mensch, wohl gekleidet, als wenn er auch dazu gehörte, mit einer Pistole unter dem Rock, in einer abgelegenen Gegend an einen Baum, wo der Garten an den Wald grenzt, dachte, es wird schon jemand kommen. Wie gesagt, so geschahen, kommt ein Herr mit funkelndem Fingerring, mit klingenden Uhrenketten, mit diamantenen Schnallen, mit breitem Ordensband und goldenem Stern, will spazierengehen im kühlen Schatten und denkt an nichts. Indem er an nichts denkt, kommt der Gefelle hinter dem Baum hervor, macht dem guten Herrn ein bescheidenes Kompliment, zieht die Pistole zwischen dem Rock und Camisol heraus, richtet ihr Maul auf des Herrn Brust und bittet ihn höflich, keinen Lärm zu machen, es brauche niemand zu wissen, was sie miteinander zu reden haben. Man muß übel dran sein, wenn man vor einer Pistole steht, weil man nicht weiß, was drin steckt. Der Herr dachte vernünftig: der Leib ist kostbarer als das Geld, lieber den Ring verloren, als den Finger, und versprach zu schweigen. „Gnädiger Herr,“ fuhr jetzt der Gefelle fort, „waren Euch Eure zwei goldenen Uhren nicht feil für eine gute Bezahlung? Unser Schulmeister richtet die Uhr alle Tage anders, man weiß nie, wie man dran ist, und an der Sonnenuhr sind die Zahlen verwischt.“ Will der reiche Herr wohl oder übel, so muß er dem Halunken die Uhren verkaufen für ein paar Stüber oder etwas, so man kaum ein Schoppen dafür kann trinken. Und so handelte ihm der Spitzbube Ring und Schnallen und Ordensstern und das goldene Herz, so er vorne auf der Brust im Hemd hatte, Stück für Stück ab um schlechtes Geld, und immer mit der Pistole in der linken Hand. Als endlich der Herr dachte: Jetzt bin ich absolviert, Gottlob! fing der

Spießbube von neuem an: „Gnädiger Herr, weil wir so gut mit einander zurechtkommen, wolltet Ihr mit nicht auch von meinen Waren etwas abhandeln?“ Der Herr denkt an das Sprichwort, daß man müsse zu einem bösen Markt ein gutes Gesicht machen, und sagt: „Laßt sehen!“ Da zog der Bursche allerlei Kleinigkeiten aus der Tasche hervor, so er vom Zweibaßen-Krämer gekauft oder



auch schon auf einer ungewisshen Bank gefunden hatte, und der gute Herr mußte ihm alles abkaufen, Stück für Stück um teures Geld. Als endlich der Spießbube nichts mehr als die Pistole übrig hatte und sah, daß der Herr noch ein paar schöne Dublonen in dem grünen seidenen Geldbeutel hatte, sprach er noch: „Gnädiger Herr, wolltet Ihr mir für den Rest, den Ihr da in den Händen habt, nicht die Pistole abkaufen? Sie ist vom besten Büchsen- schmid in London und zwei Dublonen unter Brüdern wert.“ Der Herr dachte in der Überraschung: Du dummer Dieb! und kauft die Pistole. Als er aber die Pistole gekauft hatte, kehrte er den

Stiel um und sprach „Nun halt, sauberer Gefelle, und geh augenblicklich voraus, wohin ich dich heißen werde, oder ich schiße dich auf der Stelle tot“ Der Spießbube aber nahm einen Sprung in den Wald und sagte „Schießt herzlichst los, gnädiger Herr, sie ist nicht geladen“ Der Herr drückte ab, und es ging wirklich nicht los, wie nebenstehende Signi beweist, denn sonst mußte man Rauch sehen Er ließ den Ladestock in den Lauf fallen, und es war kein Kornlein Pulver darin Der Dieb aber war unterdessen schon tief im Wald, und der vornehme Engländer ging schamroth zurück, daß er sich also habe so in Schrecken setzen lassen, und dachte an vieles

Der silberne Löffel

In Wien dachte ein Offizier Ich will doch auch einmal im roten Ochsen zu Mittag essen, und geht in den roten Ochsen Da waren bekannte und unbekannte Menschen, Vornehme und Mittelmäßige, ehrliche Leute und Spießbuben, wie überall Man aß und trank, der eine viel, der andere wenig Man sprach und disputierte von dem und jenem, zum Exempel von dem Steinregen bei Stanern in Mähren, von dem Machin in Frankreich, der mit dem großen Wolf gekämpft hat Das sind dem geneigten Leser bekannte Sachen, denn er erfährt alles ein Jahr früher als andere Leute — Als nun das Essen fast vorbei war, einer und der andere trank noch eine halbe Maß Ungarwein zum Zuspißen, ein anderer drehte Kugeln aus weichem Brot, als wenn er ein Apotheker war und wollte Pillen machen, ein dritter spielte mit dem Messer oder mit der Gabel oder mit dem silbernen Löffel, da sah der Offizier von ungefähr zu, wie einer, in einem grünen Rocke, mit dem silbernen Löffel spielte, und wie ihm der Löffel auf einmal in den Rockarmel hineinschlupfte und nicht wieder herauskam

Ein anderer hatte gedacht was geht's mich an? und war still dazu gewesen oder hatte großen Lärm angefangen Der Offizier dachte Ich weiß nicht, wer der grüne Löffelschuh ist, und was es für einen Verdruß geben kann, und war maussill, bis der Wirt kam und das Geld einzog Als der Wirt kam und das Geld einzog,

nahm der Offizier auch einen silbernen Löffel und steckte ihn zwischen zwei Knopflöcher im Rocke zu einem hinein, zum anderen hinaus, wie es manchmal die Soldaten im Kriege machen, wenn sie den Löffel mitbringen, aber keine Suppe. — Währenddem der Offizier seine Beche bezahlte, und der Wirt schaute ihm auf den Rock, dachte er: Das ist ein kurioser Verdienstfunden, den der Herr da anhängen hat. Der muß sich im Kampf mit einer Krebsuppe



hervorgetan haben, daß er zum Ehrenzeichen einen silbernen Löffel bekommen hat, oder ist's gar einer von meinen eigenen? Als aber der Offizier dem Wirt die Beche bezahlt hatte, sagte er mit ernsthafter Miene: „Und der Löffel geht ja drein. Nicht wahr? Die Beche ist teuer genug dazu.“ Der Wirt sagte: „So etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Wenn Ihr keinen Löffel daheim habt, so will ich Euch einen Patent-Löffel schenken, aber meinen silbernen laßt mir da.“ Da stand der Offizier auf, klopfte dem Wirt auf die Achsel und lächelte. „Wir haben nur Spaß gemacht, sagte er, „ich und der Herr dort in dem grünen Rocke. Gebt Ihr Euren Löffel wieder aus dem Armel heraus, grüner Herr, so will ich meinen auch wieder hergeben.“ Als der Löffelschütz merkte, daß er verraten sei und daß ein ehrliches Auge auf seine unehrliche Hand gesehen

hatte, dachte er Lieber Spaß als Ernst, und gab seinen Löffel ebenfalls her. Also kam der Wirt wieder zu seinem Eigentum, und der Löffeldieb lachte auch – – aber nicht lange. Denn als die anderen Gäste das sahen, jagten sie den verratenen Dieb mit Schimpf und Schande und ein paar Triften unter der Lure zum Tempel hinaus, und der Wirt schickte ihm den Hausknecht mit einer Hand voll ungebrannter Asche nach. Den wackeren Offizier aber bewirtete er noch mit einer Bouffelle voll Ungarwein auf das Wohl sein aller ehrlichen Leute.

Mr. Man muß keine silbernen Löffel stehlen

Merte Das Recht findet seinen Knecht

Eintraglicher Ratfelhandel

Von Basel fuhren elf Personen in einem Schiff, das mit allen Kommoditäten versehen war, den Rhein hinab. Ein Jude, der nach Schalampi wollte, bekam die Erlaubnis, sich in einen Winkel zu setzen und auch mitzufahren, wenn er sich gut aufführen und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld geben wollte. Nun klingelte es zwar, wenn der Jude an die Lasse schlug, allein es war nur noch ein Dreibaßestuch darin, denn das andere war ein messingener Knopf. Dessenungeachtet nahm der die Erlaubnis dankbar an. Denn er dachte: Auf dem Wasser wird sich auch noch etwas erwerben lassen. Es ist ja schon mancher auf dem Rhein reich worden. Am Anfang und von dem Wirtshaus zum Kopf weg war man sehr gesprachig und lustig, und der Jude in seinem Winkel und mit seinem Zwerchsaft an der Achsel, den er ja nicht ablegte, mußte viel leiden, wie man's manchmal diesen Leuten macht und versündigt sich dran. Als sie aber schon weit an Hünningen und an der Schuster-Insel vorbei waren und an Markt und an dem Pfisterer Klost und St. Veit vorbei, wurde einer nach dem anderen stille und gähnten und schauten den langen Rhein hinunter, bis wieder einer anfang „Maufche“, fing er an, „weisst du nichts, daß uns die Zeit vergeht? Deine Vater müssen doch auch auf allerlei gedacht haben in der langen Wüste“ – – Jetzt,

dachte der Jude, ist es Zeit, das Schaflein zu scheeren, und schlug vor, man sollte in der Reihe herum allerlei kuriöse Fragen vorlegen, er wolle mit Erlaubnis auch mithalten. Wer sie nicht beantworten kann, solle dem Aufgeber ein Zwölftreuzerstück bezahlen, wer sie gut beantwortet, soll einen Zwölfer bekommen. Das war der ganzen Gesellschaft recht, und weil sie sich an der Dummheit oder an dem Wiß des Juden zu belustigen hofften, fragte jeder in den Tag hinein, was ihm einfiel. So fragte zum Beispiel der erste „Wieviel weich gekochene Eier konnte der Riese Goliath nuchtern essen?“ – Alle sagten, das sei nicht zu erraten, und bezahlten ihre Zwölfer. Aber der Jude sagte „Eins, denn wer ein Ei gegessen hat, ist das Zweite nimmer nuchtern.“ Der Zwölfer war gewonnen.

Der andere dachte: wart', Jude, ich will dich aus dem Neuen Testament fragen, so soll mir dein Dreibaßner nicht entgehen. „Warum hat der Apostel Paulus den zweiten Brief an die Korinther geschrieben?“ Der Jud sagte „Er wird nicht bei ihnen gewesen sein, sonst hatt' er's ihnen mündlich sagen können.“ Wieder ein Zwölfer.

Als der dritte sah, daß der Jude in der Bibel so gut beschlagen sei, fing er's auf eine andere Art an. „Wer zieht sein Geschäft in die Länge und wird doch zu rechter Zeit fertig?“ Der Jud sagte „Der Seiler, wenn er fleißig ist.“

Der vierte „Wer bekommt noch Geld dazu und laßt sich dafür bezahlen, wenn er den Leuten etwas weiß macht?“ Der Jud sagte „Der Bleicher.“

Unterdessen näherte man sich einem Dorf, und einer sagte, das ist Bamlach. Da fragte der fünfte „In welchem Monat essen die Bamlacher am wenigsten?“ Der Jud sagte „Im Hornung, denn er hat nur 28 Tage.“

Der sechste sagte „Es sind zwei leibliche Brüder, und doch ist nur einer davon mein Vetter.“ Der Jud sagte „Der Vetter ist Eures Vaters Bruder. Euer Vater ist nicht Euer Vetter.“

Ein Fisch schnellte in die Höhe, so fragt der siebente „Welche Fische haben die Augen am nächsten beisammen?“ Der Jud sagte „Die Kleinsten.“

Der achte fragt „Wie kann einer zur Sommerszeit im Schatzen von Bern nach Basel reiten, wenn auch die Sonne noch so heiß scheint?“ Der Jud sagt „Wo kein Schatten ist, muß er absteigen und zu Fuß gehen“

Sagt der neunte „Wenn einer im Winter von Basel nach Bern reitet und hat die Handschuhe vergessen, wie muß er's angreifen, daß es ihn nicht an die Hand friert?“ Der Jud sagt „Er muß aus der Hand eine Gauft machen“

Sagt der zehnte „Warum schlupfet der Rufer in die Gasser?“ Der Jud sagt „Wenn die Gasser Luren hätten, konnte er aufrecht hineingehen“

Nun war noch der elfte übrig Dieser fragte „Wie können fünf Personen fünf Eier teilen, also daß jeder eins bekomme und doch eins in der Schussel bleibe?“ Der Jud sagte „Der Letzte muß die Schussel samt dem Ei nehmen, dann kann er es drin liegen lassen, solange er will“

Jetzt war die Reihe an ihm selber, und nun dachte er erst einen guten Gang zu machen Mit viel Komplimenten und spitzbubischer Freundlichkeit fragte er „Wie kann man zwei Forellen in drei Pfannen backen, also daß in jeder Pfanne eine Forelle liege?“ Das brachte abermal keiner heraus, und einer nach dem anderen gab dem Hebraer seinen Ziwolfer

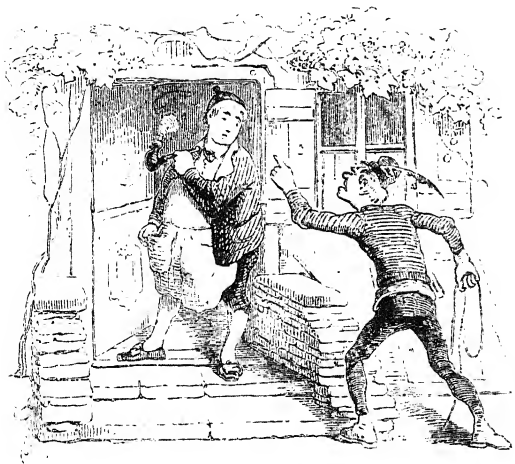
Der Hausfreund hatte das Herz, allen seinen Lesern von Mailand bis nach Kopenhagen die nämliche Frage aufzugeben, und wollte ein hübsches Stück Geld daran verdienen, mehr als am Kalender selber, der ihm nicht viel einträgt Denn als die elfe verlangten, er sollte ihnen für ihr Geld das Rätsel auch auflösen, wand er sich lange bedenklich hin und her, suchte die Achseln, drehte die Augen „Ich bin ein armer Jud“, sagte er endlich Die anderen sagten „Was sollen diese Praambeln? Heraus mit dem Rätsel!“ -- „Nichts für ungut!“ -- war die Antwort, -- „aß ich gar ein armer Jud bin“ -- Endlich nach vielem Zureden, daß er die Auflösung nur heraus sagen sollte, sie wollten ihm nichts daran übel nehmen, griff er in die Tasche, nahm einen von seinen gewonnenen Ziwolfen heraus, legte ihn auf das Tischlein, so im Schiffe war, und sagte „Daß ich's auch nicht weiß Hier ist mein Ziwolfer!“

Als das die Andern hörten, machten sie zwar große Augen und meinten, so sei's nicht gewettet. Weil sie aber doch das Lachen selber nicht verbeißen konnten, und waren reiche und gute Leute, und der hebraische Reisegefährte hatte ihnen von Kleinen-Kems bis nach Schalampi die Zeit verkürzt, so ließen sie es gelten, und der Jud hat aus dem Schiff getragen — das soll nun ein fleißiger Schüler im Kopf ausrechnen. Wieviel Gulden und Kreuzer hat der Jud aus dem Schiff getragen? Einen Zwolfer und einen messingenen Knopf hatte er schon. Elf Zwolfer hat er mit Eraten gewonnen, elf mit seinen eigenen Ratseln, einen hat er zurück bezahlt und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld entrichtet.

Des Seilers Antwort

In Donauwörth wurde zu seiner Zeit ein Rosßdieb gehängt, und der Hausfreund hat schon manchmal gedacht: Wer an den Galgen oder heut zu Tag ins Zuchthaus will, wozu braucht er ein Rosß zu stehlen? Kommt man nicht zu Fuß früh genug? Der Donauwörther hat auch geglaubt, der Galgen laufe ihm davon, wenn er nicht reiste, und ist das Rosß einem ungeschickten Dieb in die Hände gefallen, so fiel der Dieb einem ungeschickten Hentersknecht in die Hände. Denn als er ihm das hanfene Halsband hatte angelegt und stieß ihn von der Leiter vom Seigel herunter, so zuckte er noch lange mit den Augen hin und her, als wenn er sich noch ein Rosßlein aussuchen wollte in der Menge. Denn unter den Zuschauern waren viele zu Pferd und auf den Leiternwagen und dachten: Man sieht's besser. Aber als das Volk anfing, laut zu murren, und der ungeschickte Hentser wußte sich nicht zu helfen, so warf er sich endlich in der Angst an den Gehängten hin, umfaßte ihn mit beiden Armen, als wenn er wollte von ihm Abschied nehmen, und zog mit aller Kraft, damit die Schlinge fest zusammen gehen und ihm den Atem toten sollte. Da brach der Strick entzwei und fielen beide miteinander auf die Erde hinab, als wenn sie nie waren droben gewesen. Der Missetater lebte noch, und sein Advokat hat ihn nachher gerettet. Denn er sagte: „der Malesikant hat nur ein

Kopf gestohlen, nicht zwei, so hat er auch nur einen Strick verdient“, und hat hinten dran viel lateinische Buchstaben und Zahlen gesetzt, wie sie's machen. Der Henker aber, als er Nachmittags den Seiler sah, fuhr ihn ungebärdig an: „Ist das auch ein Strick gewesen?“ sagte er, „man hält' Euch selber dran hängen sollen.“



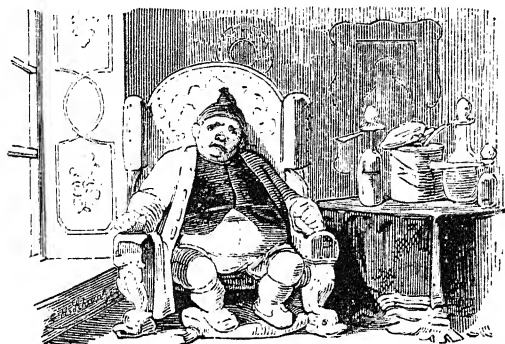
Der Seiler aber mußte zu antworten: „Es hat mir niemand gesagt“, sagte der Seiler, „daß er zwei Schelmen tragen soll. Für einen war er stark genug, du oder der Kopfdieb.“

Der geheilte Patient

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen gottlob der arme Mann nichts weiß, denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener hautreiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnstuhl und rauchte Tabak, wenn er nicht zu faul war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß

aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal „Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so?“ Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter Langerweile bis an den Abend, also daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhorte und wo das Nachteffen anfang. Nach dem Nachteffen legte er sich in's Bett und war so mud, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hatte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war wie ein Malter sack. Essen und Schlaf wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank, wenn man aber ihn selber horte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Ärzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm raten Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen und ganze Schaufeln voll Pulver und Pillen wie Enkeleier so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alles Doktern half ihm nichts, denn er folgte nicht, was ihm die Ärzte befohlen, sondern sagte „Goudet, wosul bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld?“ Endlich horte er von einem Arzt, der hundert Stund weit wegwohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschauet, und der Tod geh' ihm aus dem Weg, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzt sagte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Mixturen, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte „Wart', dich will ich bald kuriert haben.“ Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, Ihr habt einen schlimmen Umstand, doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein bos Tier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Maulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber für's erste, so dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Roslein reiten, sondern auf des Schuhmachers Kappen, sonst schüttelt Ihr den Lindwurm, und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei.

Fürs andere dürft Ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüse, mittags ein Bratwürstlein dazu, und nachts ein Ei, und am Morgen ein Fleischsupplein mit Schnittlauch drauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er Euch die Leber verdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dies ist mein Rat, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im anderen Frühjahr den Kuckuck nimmer schreien. Tut, was Ihr wollt!“ Als



der Patient so mit ihm reden hörte, ließ er sich sogleich den anderen Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß perfekt eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heut, und der Tau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Felde so rot, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch; und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausging, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin, und als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam und den anderen Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschickteren Zeit können gesund werden, als jetzt, wo ich zum Doktor soll.

Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief' mir " Als er zum Doktor kam, nahm ihn der Doktor bei der Hand und sagte ihm „Jetzt erzähl mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt " Da sagte er „Herr Doktor, mir fehlt gottlob nichts, und wenn Ihr so gesund seid wie ich, so soll's mich freuen " Der Doktor sagte „Das hat Euch ein guter Geist geraten, daß Ihr meinem Rat gefolgt habt Der Lindwurm ist jetzt abgestanden Aber Ihr habt noch Eier im Leib, deswegen müßt Ihr wieder zu Fuß heimgehen und daheim fleißig Holz sagen, daß niemand sieht, und nicht mehr essen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht auskriechen, so könnt Ihr ein alter Mann werden“, und lachte dazu Aber der reiche Fremdling sagte „Herr Doktor, Ihr seid ein feiner Rauz, und ich versteh Euch wohl“, und hat nachher dem Rat gefolgt und 87 Jahre, 4 Monate, 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geschickt

Wie der Bündel-Frieder und sein Bruder dem roten Dieter abermal einen Streich spielen

Als der Bündel-Heimer und der Bündel-Frieder wieder aus dem Turm kamen, sprach der Heimer zum Frieder „Bruder, wir wollen den roten Dieter besuchen, sonst meint er, wir sitzen ewig in dem kalten Hundsstall beim Herrn Vater in der Herberge“ – „Wir wollen ihm einen Streich spielen“, sagte der Frieder zum Heimer, „ob er's merkt, daß wir es sind“ Also empfing der Dieter ein Brieflein ohne Unterschrift „Roter Dieter, seid heute Nacht auf Eurer Hut, denn es haben zwei Diebsgesellen eine Wette getan einer will Eurer Frau das Leintuch unter dem Leib wegholen, und Ihr sollt es nicht hindern können“ Der Dieter sagte „Das sind zwei rechte Spitzbuben aneinander Der eine wettet, er wolle das Leintuch holen, und der andere macht einen Bericht, damit sein Kamerad die Wette nicht gewinnt Wenn ich nicht gewiß wüßte, daß der Heimer und der Frieder im Zuchthaus sitzen, so wollt ich glauben, sie seien's“ In der Nacht schlüpfen die Schelmen durch

das Hanffeld heran. Der Heiner stellte eine Leiter ans Fenster, also daß der rote Dieter es wohl hören konnte, und steigt hinauf, schiebt aber einen ausgestopften Strohmänn vor sich her, der ausah, wie ein Mensch. Als inwendig der rote Dieter die Leiter anstellen hörte, stand er leise auf und stellte sich mit einem dicken Bengel neben das Fenster, denn das sind die besten Pistolen, sagte er zu seiner Frau, sie sind immer geladen; und als er den Kopf des Strohmannes



herauszackeln sah und meinte, der sei es, riß er schnell das Fenster auf und gab ihm eins auf den Kopf aus aller Kraft, also daß der Heiner den Strohmänn fallen ließ und einen lauten Schrei tat. Der Frieder aber stand unterdessen maustill hinter einem Pfosten vor der Haustüre. Als aber der rote Dieter den Schrei hörte, und es war alles auf einmal still, sagte er: „Frau, es ist mir, die Sache sei nicht gut, ich will doch hinuntergehen und schauen, wie es ausseht.“ Undem er zur Haustür hinaus geht, schleicht der Frieder, der hinter dem Pfosten war, hinein, kommt bis vor das Bett, nimmt wieder, wie im vorjährigen Kalender, des roten Dieters

Stimme an, und es ist wieder ebenso wahr „Frau,“ sagt er mit angstlicher Stimme „der Kerl ist maustot, und denß nur, es ist des Schultheißens Sohn Jetzt gib mir geschwind das Leintuch, so will ich ihn darin forttragen in den Wald und will ihn dort einscharren, sonst geht's zu bösen Hausern“ Die Frau erschrickt, richtet sich auf und gibt ihm das Leintuch Raum war er fort, so kommt der rechte Dieter wieder und sagt ganz getrostet „Frau, es ist nur ein dum= nier Bubenstreich gewesen, und der Dieb ist von Stroß“ Als aber die Frau ihn fragte „Wo hast du denn das Leintuch“, und lag auf dem bloßen Spreuerfack, da gingen dem Dieter erst die Augen auf, und sagte „O ihr vermaledeiten Spitzbuben! Jetzt ist's doch der Frieder gewesen und der Heimer, und kein anderer“

Aber auf dem Heimweg sagte der Frieder zum Heimer „Aber jetzt Bruder, wollen wir's bleiben lassen Denn im Zuchthaus ist doch auch alles schlecht, was man bekommt, ausgenommen die Prugel, und zum Fensterlein hinaus auf der Landstraße hat man etwas vor den Augen, das auch nicht aussieht, als wenn man gerne d'ran hangen möchte“ Also wurde auch der Frieder wieder ehrlich Aber der Heimer sagte „Ich geb's noch nicht auf“

Der fluge Sultan

Zu dem Großsultan der Turken, als er eben an einem Freitag in die Kirche gehen wollte, trat ein armer Teufel von seinen Unter= tanen mit schmußigem Bart, zerfetztem Rock und durchlocherten Pantoffeln, schlug ehrerbietig und kreuzweise die Arme übereinander und sagte „Glaubst Du auch, großmächtiger Sultan, was der heilige Prophet sagt?“ Der Sultan, so ein gutiger Herr war, sagte „Ja, ich glaube, was der Prophet sagt“ Der arme Teufel fuhr fort „Der Prophet sagt im Alkoran Alle Musel= männer (das heißt, alle Mohamedaner) sind Brüder Herr Bruder, so sei so gut, und teile mit mir das Erbe“ Dazu lachelte der Kaiser und dachte das ist eine neue Art ein Almosen zu betteln, und gibt ihm einen Löwentaler Der Turke beschaut das Geldstück lang auf der einen Seite und auf der anderen Seite Am Ende schüttelt er

den Kopf und sagt „Herr Bruder, wie komme ich zu einem schabigen Lomentaler, so Du doch mehr Silber und Gold hast, als hundert Maulesel fragen können, und meinen Kindern daheim werden vor Hunger die Nagel blau, und mir wird nachstens der Mund ganz zuwachsen. Heißt das geteilt mit einem Bruder?“ Der gutige Sultan aber hob warnend den Finger in die Höhe und sagte „Herr Bruder, sei zufrieden, und sage ja niemand, wieviel ich Dir gegeben habe, denn unsere Familie ist groß, und wenn unsere anderen Bruder alle auch kommen und wollen ihr Erbteil von mir, so wird's nicht reichen, und Du mußt noch herausgeben.“ Das begriff der Bruder, ging zum Backermeister Abu Elengi und kaufte ein Laiblein Brot, der Kaiser aber begab sich in die Kirche und verrichtete sein Gebet.

Wie man aus Barmherzigkeit rasiert wird

In eine Barbierstube kommt ein armer Mann mit einem starken schwarzen Bart, und statt eines Stücklein Brotes bittet er, der Meister solle so gut sein, und ihm den Bart abnehmen um Gotteswillen, daß er doch auch wieder aussehe wie ein Christ. Der Meister nimmt das schlechteste Messer, wo er hat, denn er dachte was soll ich ein gutes dran stumpf hacken für nichts und wieder nichts? Während er an dem armen Teufel hackt und schabt, und er darf nichts sagen, weil's ihm der Schinder umsonst tut, heult der Hund auf dem Hof. Der Meister sagt „Was fehlt dem Mopper, daß er so winselt und heult?“ Der Christoph sagt „Ich weiß nicht.“ Der Hans-Frieder sagt „Ich weiß auch nicht.“ Der arme Teufel unter dem Messer aber sagt „Er wird vermutlich auch um Gotteswillen balbiert wie ich.“

Der Zirkelschmied

In einer schwabischen Reichsstadt galt zu seiner Zeit ein Gesetz, daß, wer sich an einem verheirateten Mann vergreift und gibt ihm eine Ohrfeige, der muß fünf Gulden Buße bezahlen und kommt

vierundzwanzig Stunden lang in den Turm Deswegen dachte am Undreastag ein verlumpfter Zirkelschmied im Vorstadtlein ich kann doch auf meinen Namenstag ein gutes Mittagessen im goldenen Lamm bekommen, wenn ich schon keinen roten Heller hier und daheim habe und seit zwei Jahren nimmer weiß, ob die bayrischen Taler rund oder eckig sind Daraufhin laßt er sich vom Lammwirt ein gutes Essen auftragen und trinkt viel Wein dazu, also, daß die Beche zwei Gulden fünfzehn Kreuzer ausmachte, was damals auch für einen wohlhabenden Zirkelschmied schon viel war Jetzt, dachte er, will ich den Lammwirt zornig machen und in Jaft bringen „Das war ein schlechtes Essen, Herr Lammwirt,“ sagte er, „für ein so schönes Geld Es wundert mich, daß Ihr nicht schon lange ein reicher Mann seid, wovon ich doch noch nichts habe ruhmten hören“ Der Wirt, so ein Ehrenmann war, antwortete auch nicht glimpflich, wie es ihm der Zorn eingab, und es hatte ihm schon ein paar mal im Arm gejußt Als aber der Zirkelschmied zuletzt sagte „Es soll mir eine Warnung sein, denn ich habe mein Lebenlang gehört, daß man in den schlechtesten Kneipen, wie Euer Haus eine ist, am teuersten gehalten wird“, da gab ihm der Wirt eine entsetzliche Ohrfeige, die allein zwei Dukaten unter Brüdern wert war, und sagte, er solle jetzt sogleich seine Beche bezahlen, „oder ich lasse Euch durch die Knechte bis an die Vorstadt hinaus prügeln“ Der Zirkelschmied aber lachelte und sagte „Es ist nur mein Spaß gewesen, Herr Lammwirt, und Euer Mittagessen war recht gut Gebt mir nur für die Ohrfeige, die ich von Euch bar erhalten habe, zwei Gulden fünfundvierzig Kreuzer auf mein Mittagessen heraus, so will ich Euch nicht verklagen Es ist besser, wir leben in Frieden miteinander als in Feindschaft Hat nicht Eure selige Frau meiner Schwester Tochter ein Rindlein aus der Taufe gehoben?“ – Zu diesen Worten machte der Lammwirt ein paar kurose Augen, denn er war sonst ein gar unbescholtener und dabei wohlhabender Mann und wollte lieber viel Geld verlieren, als wegen eines Fievels von der Obrigkeit sich strafen lassen und nur eine Stunde des Turmhüters Hausmann sein Deswegen dachte er zwei Gulden und fünfzehn Kreuzer hat mir der Halunke schon mit Essen und Trinken abverdient, ringer ich gebe ihm noch zwei Gulden fünfundvierzig

Kreuzer drauf, als daß ich das Ganze noch einmal bezahlen muß und werde beschimpft dazu. Also gab er ihm die 2 Gulden 45 Kreuzer, sagte aber: „Jetzt komm mir nimmer ins Haus!“

Drauf, sagt man, habe es der Zirkelschmied in anderen Wirtshäusern probiert, und die Ohrfeigen seien noch ein- oder zweimal al pari gestanden, wie die Kaufleute sagen, wenn ein Wechselbrief soviel gilt als das bare Geld, wofür er verschrieben ist. Drauf



seien sie schnell auf fünfzig Prozent heruntergesunken und am Ende, wie die Assignaten in der Revolution, so unvert worden, daß man jetzt wieder durch das ganze Schwabenland hinaus bis an die bayrische Grenze soviel unentgeltlich ausgeben und wieder einnehmen kann, als man ertragen mag.

Heimliche Entführung

Hat der Scharfrichter von Landau früh den 17. Juni seiner Zeit die sechste Bitte des Vaterunfers mit Andacht gebetet, so weiß ich's nicht. Hat er sie nicht gebetet, so kam ein Brieflein von Ranzig am geschicktesten Tag. In dem Brieflein stand geschrieben: „Nachrichter von Landau! Ihr sollt unverzüglich nach Ranzig kommen und Euer großes Richtsichwert mitbringen. Was Ihr zu tun habt, wird man Euch sagen und wohl bezahlen.“ – Eine Kutsche zur Reise stand auch schon vor der Haustüre. Der Scharfrichter

dachte das ist meines Amts, und setzte sich in die Kutsche Als er noch eine Stunde herwärts Nanzig war, es war schon Abend, und die Sonne ging in blutroten Wolken unter und der Kutscher hielt stille und sagte „Wir bekommen morgen wieder schon Metzger,“ da standen auf einmal drei starke, bewaffnete Männer an der Straße, die setzten sich auch zu dem Scharfrichter und versprachen ihm, daß ihm kein Leids wiederfahren sollte „aber die Augen mußt Ihr Euch zubinden lassen“, und als die ihm die Augen zugebunden hatten, sagten sie „Schwager, fahr zu“ Der Schwager (das ist der Kutscher) fuhr fort, und es war dem Scharfrichter, als wenn er noch gute zwölf Stunden weiter wäre gefuhrt worden, und konnte nicht wissen, wo er war Er horte die Nachteulen der Mitternacht, er horte die Hahne rufen, er horte die Betglocken lauten Auf einmal hielt die Kutsche wieder still Man fuhrte ihn in ein Haus und gab ihm eins zu trinken und einen guten Wurstwecken dazu Als er sich mit Speise und Trank gestärkt hatte, fuhrte man ihn weiter im namlichen Haus, Thor ein und aus, Treppe auf und ab, und als man ihm die Binde abnahm, befand er sich in einem großen Saal Der Saal war zwar ringsum mit schwarzen Tüchern behängt, und auf den Tischen brannten Wachskerzen Der Künstler aber, der nebenstehende Abbildung dazu verfertigt hat, sagt, es sei besser, er lasse das Tageslicht hinein, der Scharfrichter sehe alsdann auch besser zu seinem Geschäft Denn in der Mitte saß auf einem Stuhl eine Person mit entbloßtem Hals und mit einer Larve vor dem Gesicht und muß etwas in dem Mund gehabt haben, denn sie konnte nicht reden, sondern nur schluchzen Aber an den Wänden standen mehrere Herren in schwarzen Kleidern und mit schwarzem Flor vor den Angesichtern, also daß der Scharfrichter keinen von ihnen gekannt hatte, wenn er ihm in der anderen Stunde wieder begegnet wäre, und einer überreicht ihm sein Schwert mit dem Befehl, dieser Person, die auf dem Stuhlein saß, den Kopf abzuhaueu Da ward's dem armen Scharfrichter, als wenn er auf einmal im eiskalten Wasser stünde bis über's Herz, und sagte, das soll man ihm nicht übel nehmen, sein Schwert, das dem Dienst der Gerechtigkeit gewidmet sei, könne er mit einer Mordthat nicht entheiligen Allein einer von den Herren

hob ihm aus der Ferne ein Pistol entgegen und sagte „Entweder, oder! Wenn Ihr nicht tut, was man Euch heisst, so seht Ihr den Kirchturm von Landau nimmermehr!“ Da dachte der Scharfrichter an Frau und Kinder daheim, „und wenn's nicht anders sein kann“, sagte er, „und ich vergiesse unschuldiges Blut, so komme es auf Euer Haupt“, und schlug mit einem Hieb der armen Person den Kopf vom Leibe weg Nach der That, so gab ihm einer von den Herren einen Geldbeutel, worin zweihundert Dublonen waren Man band ihm die Augen wieder zu und fuhrte ihn in die namliche Kutsche wieder zurück Die namlichen Personen begleiteten ihn wieder, die ihn gebracht hatten Und als endlich die Kutsche stille hielt, und er bekam die Erlaubnis, auszustiegen und die Binde von den Augen abzulösen, stand er wieder, wo die drei Männer zu ihm gesessen waren, eine Stunde hernachs Mäuzig auf der Strasse nach Landau, und es war Nacht Die Kutsche aber fuhr eiligst wieder zurück

Das ist dem Scharfrichter von Landau begegnet, und es war dem Hausfreund leid, wenn er sagen konnte, wer die arme Seele war, die auf einem so blutigen Weg in die Ewigkeit hat gehen müssen Nein, es hat niemand erfahren, wer sie war, und was sie gesündigt hat, und niemand weis das Grab

Der Star von Segringen

Selbst einem Starren kann es nützlich sein, wenn er etwas gelernt hat, wieviel mehr einem Menschen — In einem respektablen Dorf, ich will sagen, in Segringen, es ist aber nicht dort geschehen, sondern hier im Land, und derjenige, dem es begegnet ist, liess es vielleicht in diesem Augenblick, nicht der Star, aber der Mensch In Segringen der Barbier hatte einen Star, und der wohlbekannte Lehrjung gab ihm Unterricht im Sprechen Der Star lernte nicht nur alle Worte, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel Ich bin der Barbier von Segringen Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei

jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel So, so, la, la, oder par Compagnie, (das heißt so viel als in Gesellschaft mit anderen), oder wie Gott will, oder du Tolpatsch So titulierte er nämlich insgemein den Lehrlingen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt auf's Tuch, oder wenn er das Schermesser am Rücken abzog, anstatt die Schneide, oder wenn er ein Gutterlein verheite Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Star auch Da nun täglich viel Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Biannwein ausshenkte, so gab's manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste miteinander ein Gespräch führten, und der Star warf auch eins von seinen Wortern drein, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hatte, und manchmal, wenn ihm der Lehrling lief Hansel, was machst Du? antwortete er Du Tolpatsch! und alle Leute in der Nachbarschaft mußten von dem Hansel zu erzählen Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster war offen und das Wetter schon, da dachte der Star Ich hab jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt kann fortkommen, und husch zum Fenster hinaus Weg war er Sein erster Flug ging ins Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vogel mischte, und als sie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte sie wissen die Gelegenheit hier im Lande besser als ich Aber sie flogen unglücklichweise miteinander in ein Garn Der Star sagte „Wie Gott will“ Als der Vogelfsteller kommt und sieht, was er für einen großen Fang getan hat, nimmt er einen Vogel nach dem anderen behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte und denkt an nichts, schrie der Gefangene „Ich bin der Barbier von Segringen“ Als wenn er wußte, was ihn retten muß Der Vogelfsteller erschraß anfanglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge, nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Atem kommen, und als er sagte „Ei, Hansel, hier hatt' ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge?“ da antwortete der Hansel „Par Compagnie“ Also brachte der Vogelfsteller den Star seinem Herrn wieder und bekam ein gutes Fanggeld Der Barbier aber erwartb

sich damit einen guten Zuspruch, denn jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen, und wie jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Ader lassen, geht zum Barbier von Seglingen

Merke So etwas passiert einem Staren selten Aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber herumflanzen als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par Compagnie in die Schlinge geraten und nimmer herauskommen

Wie man in den Wald schreift, also schreift es heraus

Ein Mann, der etwas gleich sah, aber nicht viel Komplimente machte, kommt in ein Wirtshaus Alle Gäste, die da waren, zogen höflich den Hut oder die Kappe vor ihm ab, bis auf einen, der ihn nicht kommen sah, weil er gerade die Striche zahlte, die er um Mariaschen von seinem Nachbarn gewonnen hatte Und als er eben das Herz-Äß durch die Finger schob und sagte „Zweiundfünfzig und elf sind dreiundsechzig“, und bemerkte immer den Fremden noch nicht, der etwas gleich sah, fragte ihn der Fremde „Herr, für was sehet Ihr mich an?“ Der Gast sagte „Für einen honesten Mann, was weiß ich von Euch?“ Der Fremde sagte „Das dankt Euch der Teufel“ Da stand der Gast vom Spieltisch auf und fragte „Für was sieht denn der Herr mich an?“ Der Fremde sagte „Für einen Flegel“ Darauf sagte der Gast „Das danke der Herr auch dem Teufel Ich merke, daß wir einander beide für den Unrechten angesehen haben“ Als aber die anderen Gäste merkten, daß doch auch in einem feinen Rock ein grober Mensch stecken könne, setzten sie alle die Hüte wieder auf, und der Fremde konnte nichts machen, als ein andermal manierlicher sein

Die falsche Schätzung

Reiche und vornehme Leute haben manchmal das Glück, wenigstens von ihren Bedienten die Wahrheit zu hören, die ihnen nicht leicht ein anderer sagt

Einer, der sich viel auf seine Person und auf seinen Wert und nicht wenig auf seinen Kleiderstaat einbildete, als er sich eben zu einer Hochzeit angezogen hatte und sich mit seinen fetten roten Backen im Spiegel beschaute, dreht er sich vom Spiegel um und fragt seinen Kammerdiener, der ihn von der Seite her wohlgefällig beschaute: „Nun, Thadde“, fragt er ihn, „wieviel mag wohl ich



wert sein, wie ich da stehe?“ Der Thadde machte ein Gesicht, als wenn er ein halbes Königreich zu schätzen hätte, und drehte lang die rechte Hand mit ausgestreckten Fingern so her und so hin. „Doch auch fünfhundertundfünfzig Gulden“, sagte er endlich, „weil doch heutzutage alles teurer ist als sonst.“ Da sagte der Herr: „Du dummer Kerl, glaubst Du nicht, daß mein Gewand, das ich an habe, allein seine fünfhundert Gulden wert ist?“ Da trat der Kammerdiener ein paar Schritte gegen die Stubentüre zurück, und sagte: „Verzeiht mir meinen Irrtum, ich hab’s etwas höher angeschlagen, sonst hätt’ ich nicht soviel herausgebracht.“

Zwei Eheleute in einem Dorf an der Donau, herwärts Ulm, lebten miteinander, die waren nicht füreinander gemacht, und ihre Ehe ward nicht im Himmel geschlossen. Sie war verschwenderisch und hatte eine Zunge wie ein Schwert, er war karg, was nicht etwa in den eigenen Mund und Magen ging. Nannte er sie eine Vergeuderin, so schimpfte sie ihn einen Knicker, und es kam auf ihn an, wie oft er seinen Ehrentitel des Tag's hören wollte. Denn wenn er hundertmal in einer Stunde Vergeuderin sagte, so sagte sie hundertundeinmal du Knicker, und das letzte Wort gehörte allemal ihr. Einmal fingen sie es wieder miteinander an, als sie ins Bett gingen, und sollens getrieben haben bis früh um fünf Uhr, und als ihnen zuletzt vor Müdigkeit die Augen zufielen und ihr das Wort auf der Zunge einschlafen wollte, kniepfe sie sich mit den Nageln in den Arm und sagte noch einmal „Du Knicker!“ Dauber verlor er alle Liebe zur Arbeit und zur Hauslichkeit und lief fort, sobald er konnte, und wohin? In's Wirtshaus. Und was im Wirtshaus? Zuerst trinken, danach spielen, endlich saufen, anfanglich um bares Geld, zuletzt auf Borgs. Denn wenn die Frau nichts zu Rat halt und der Mann nichts erwirbt, in einer solchen Tasche darf schon ein Loch sein, es fällt nichts heraus. Als er aber im roten Roßlein den letzten Rausch gekauft hatte und konnte ihn nicht bezahlen, und der Wirt schrieb seinen Namen und seine Schuld, sieben Gulden einundfünfzig Kreuzer, an die Stubentür, und als er nachhaus kam und die Frau erblickte „Nichts als Schimpf und Schande hat man von dir, du Vergeuderin“, sagte er zu ihr „Und nichts als Unehre und Verdruß hat man von dir, du Saufer, du der und jener, du Knicker“, sagte sie. Da stieg es schwarz und grimmig in seinem Herzen auf, und die zwei bösen Geister, die in ihm wohnten, nämlich der Zorn und der Rausch, sagten zu ihm „Wirf die Bestie in die Donau.“ Das ließ er sich nicht zweimal sagen. „Wart, ich will Dir zeigen, du Vergeuderin“, („du Knicker“, sagte sie ihm drauf), „ich will dir schon zeigen, wo du hingehorst“, und trug sie in die Donau. Und als sie schon mit dem Mund im Wasser war, aber die Ohren waren noch oben, rief

der Unmensche noch einmal: „Du Vergeuderin.“ Da hob die Frau noch einmal die Urine aus dem Wasser empor und drückte den Nagel des rechten Daumens auf den Nagel des linken, wie man zu tun pflegt, wenn man einem gewissen Tierlein den Saraus macht, und das war ihr letztes. — Dem geneigten Leser, der auf



Recht und Gerechtigkeit hält, wird man nicht sagen dürfen, daß der unbarmherzige Mörder auch nimmer lebt, sondern er ging heim und henkte sich noch in der nämlichen Nacht an einen Pfosten.

Der schlaue Mann

Einem anderen, als er das Wirtshaus sitzen bis nach Mitternacht anfang, schloß einmal die Frau nachts um zehn Uhr die Türe zu und ging in's Bett, und wollt er wohl oder übel, so mußte er unter dem Immenstand im Garten über Nacht sein. Den andern Tag, was tut er? Der geneigte Leser gebe acht! Als er in's Wirtshaus ging, hob er die Haustüre aus den Kloben und nahm sie mit,

und früh um ein Uhr, als er heimkam, hängt' er sie wi. der ein und schloß sie zu, und seine Frau hat ihn nimmer ausgeschloffen und ist ins Bett gegangen, sondern hat ihn nachher mit Liebe und Sanftmut gebessert.

Der geduldige Mann

Ein Mann, der eines Nachmittags müde nach Hause kam, hätte gern ein Stück Butterbrot mit Schnittlauch darauf gegessen oder etwas von einem geräucherten Bug. Aber die Frau, die im Haus ziemlich der Meister war und in der Küche ganz, hatte den Schlüssel zum Küchenkästlein in der Tasche und war bei einer Freundin auf Besuch. Er schickte daher die Magd und den Knecht eins um das andere, die Frau soll heimkommen, oder den Schlüssel schicken. Sie sagte allemal: „Ich komm gleich, er soll nur ein wenig warten.“ Als ihm aber die Geduld immer näher zusammenging und der Hunger immer weiter auseinander, trägt er und der Knecht das verschlossene Küchenkästlein in das Haus der Freundin, wo seine Frau zu Besuch war, und sagt zu seiner Frau: „Frau, sei so gut und schließ mir das Kästlein auf, daß ich etwas zum Abendessen nehmen kann, sonst halt ich's nimmer aus.“ Also lachte die Frau und schnitt ihm ein Stücklein Brot herab und etwas vom Bug.



In Heitingen, als das Dorf noch lutherigisch war, trifft ein Bauer den Herrn Schulmeister im Felde an „Ist's noch Euer Ernst, Schulmeister, was Ihr gestern den Kindern zergliedert habt. So dich jemand schlägt auf deinen rechten Backen, dem biete den anderen auch dar?“ Der Herr Schulmeister sagt „Ich kann nichts davon und nichts dazu tun. Es steht im Evangelium.“ Also gab ihm der Bauer eine Ohrfeige und die andere auch, denn er hatte schon lange einen Verdruß auf ihn. Indem leitet in einer Entfernung der Edelmann vorbei und sein Jäger „Schau doch nach, Joseph, was die zwei dort miteinander haben.“ Als der Joseph kommt, gibt der Schulmeister, der ein starker Mann war, dem Bauer auch zwei Ohrfeigen, und sagte „Es steht auch geschrieben. Mit welcherlei Maß Ihr messet, wird Euch wieder gemessen werden. Ein voll geruttelt und überflüssig Maß wird man in Euren Schoß geben“ und zu dem letzten Spruchlein gab er ihm noch ein halbes Duzend drein. Da kam der Joseph zu seinem Herrn zurück und sagte „Es hat nichts zu bedeuten, gnädiger Herr, sie legen einander nur die Heilige Schrift aus.“

Merke man muß die Heilige Schrift nicht auslegen, wenn man's nicht versteht, am allerwenigsten so. Denn der Edelmann ließ den Bauern noch selbige Nacht in den Turm sperren auf sechs Tage, und dem Herrn Schulmeister, der mehr Verstand und Respekt vor der Bibel hatte haben sollen, gab er, als die Winterschule ein Ende hatte, den Abschied.

Der Heiner und der Brassenheimer Müller

Eines Tages saß der Heiner ganz betrübt in einem Wirtshaus und dachte daran, wie ihn zuerst der rote Diefer und danach sein eigener Bruder verlassen haben, und wie er jetzt allein ist. „Nein“, dachte er, „es ist bald keinem Menschen mehr zu trauen, und wenn man meint, es sei einer noch so ehrlich, so ist er ein Spießbub.“ Unterdessen kommen mehrere Gäste in das Wirtshaus und trinken

Neuen, „und wißt Ihr auch“, sagt einer, „daß der Hundel Heimer im Land ist, und wird morgen im ganzen Amt ein Treibjagen auf ihn angestellt, und der Amtmann und der Schreiber stehen auf dem Anstand?“ Als das der Heimer hörte, wurde es ihm grün und gelb vor den Augen, denn er dachte, es könne ihn einer, und jetzt sei er verraten. Ein anderer aber sagte „Es ist wieder einmal ein blinder Larm. Gibt nicht der Heimer und sein Bruder zu Wollstein im Zuchthaus?“ Darüber kommt auf einem wohlgenährten Schimmel der Blassenheimer Müller mit roten Pausbacken und kleinen freundlichen Augen dahergeritten. Und als er in die Stube kam, und sah den Kameraden, die bei dem Neuen saßen, Bescheid und hört, daß sie von dem Hundel-Heimer sprechen, sagt er „Ich hab schon soviel von dem Hundel-Heimer erzählen gehört, ich mocht ihn doch auch einmal sehen.“ Da sagte ein anderer „Nehmt Euch in Acht, daß Ihr ihn nicht zu früh zu sehen bekommt. Es geht die Rede, er sei wieder im Land.“ Aber der Müller mit seinen Pausbacken sagte „Pah! ich komm noch bei guter Tageszeit durch den Friedstatter Wald, dann bin ich auf der Landstraße, und wenn's fehlen will, geb ich dem Schimmel die Sporen.“ Als das der Heimer hörte, fragt er die Wirtin „Was bin ich schuldig?“, und geht fort in den Friedstatter Wald. Unterwegs begegnet ihm auf der Bettelfuhr ein lahmer Mensch „Gibt mir sui ein Caspuzlein Eure Krücke“, sagte er zu dem lahmen Soldaten „Ich habe das linke Bein übertreten, daß ich laut schreien mochte, wenn ich darauf treten muß. Im nächsten Dorf, wo Ihr abgeladen werdet, macht Euch der Wagner eine neue.“ Also gab ihm der Bettler eine Krücke. Bald darauf gehen zwei befrunkene Soldaten an ihm vorbei und singen das Reuterlied. Wie er in den Friedstatter Wald kommt, hängt er die Krücke an einen hohen Ast, setzt sich ungefähr sechs Schritte davon weg an die Straße und zieht das linke Bein zusammen, als wenn er lahm wäre. Darüber kommt auf stattlichem Schimmel der Müller dahertrüffelt und macht ein Gesicht, als wenn er sagen wollte „Bin ich nicht der reiche Müller, und bin ich nicht der schöne Müller, und bin ich nicht der wißige Müller?“ Als aber der wißige Müller zu dem Heimer kam, sagt der Heimer mit klaglicher Stimme „Wolltet Ihr nicht ein

Werkt der Barmherzigkeit tun an einem armen lahmen Mann? Zwei betrunkene Soldaten, sie werden Euch wohl begegnet sein, haben mir all mein Almofengeld abgenommen und haben mir aus Bosheit, daß es so wenig war, die Krücke auf jenen Baum geschleudert, und ist an den Ästen hängen geblieben, daß ich nun nimmer weiß



ter kann. Wolltet Ihr nicht so gut sein und sie mit Eurer Peitsche herabzwicken?" Der Müller sagte: „Ja, sie sind mir begegnet an der Waldspitze. Sie haben gesungen: So herzig wie mein Liesel, ist halt nichts auf der Welt.“ Weil aber der Müller auf einem schmalen Steg über einen Graben zu dem Baum mußte, so stieg er von dem Roß ab, um dem armen Teufel die Krücke herabzuwickeln. Als er aber an dem Baum war und schaut hinauf, schwingt sich der Heiner schnell wie ein Adler auf den stattlichen Schimmel, gibt ihm mit dem Absatz die Sporen und reitet davon. „Laßt Euch das Behen nicht verdrießen“, rief er dem Müller zurück, „und

wenn Ihr heimt kommt, so ichtet Eure Frau einen Gruß aus von dem Zundel-Heimer!" So etwas muß man selber sehen, wenn man's glauben soll, deswegen steht's hier neben abgebildet Als er aber eine Viertelstunde nach der Batzeit nach Brassenheim und an die Mühle kam und alle Räder klapperten, daß ihn niemand horte, stieg er vor der Mühle ab, band dem Müller den Schimmel wieder an der Haustüre an und setzte seinen Weg zu Fuß fort

Der falsche Edelstein

In einem schönen Garten vor Straßburg vor dem Messgetor, wo jedermann für sein Geld hineingehen und lustig und honett sein darf, da saß ein wohlgekleideter Mann, der auch sein Schoppselein trank, und hatte einen Ring am Finger mit einem kostbaren Edelstein und spiegelte den Ring So kommt ein Jude und sagt „Herr, Ihr habt einen schönen Edelstein in Eurem Fingerring, dem war' ich auch nicht feind Glitzert er nicht wie das Urim und Thummim in den Brustschildlein des Aharons?" Der wohlgekleidete Fremde sagte ganz kurz und trocken „Der Stein ist falsch, wenn er gut wäre, steckte er wohl an einem anderen Finger als an dem meinigen“ Der Jude bat den Fremden, ihm den Ring in die Hand zu geben Er wendete ihn hin, er wendete ihn her, dreht den Kopf rechts, dreht den Kopf links Soll dieser Stein nicht echt sein?, dachte er, und bot dem Fremden für den Ring zwei neue Dublonen Der Fremde sagte ganz unwillig „Was soll ich Euch befragen? Ihr habt es schon gehört, der Stein ist falsch“ Der Jude bittet um Erlaubnis, ihn einem Kinner zu zeigen, und einer, der dabei saß, sagte „Ich stehe gut für den Israeliten, der Stein mag werf sein, was er will“ Der Fremde sagte „Ich brauche keinen Burgen, der Stein ist nicht echt“

In dem nämlichen Garten saß damals an einem anderen Tisch auch der Hausfreund mit seinen Gevatterleuten, und waren auch lustig und honett für Geld, nämlich für das Geld der Gevatterleute, und einer ist davon ein Goldschmied, der's versteht Einem Soldaten, der in der Schlacht bei Austerlitz die Nase verloren

hatte, hatte er eine silberne angefeßt und mit Fleischfarbe angestrichen, und die Nase war gut. Nur einblasen einen lebendigen Odem in die Nase, das konnte er nicht. Zu dem Gevattermann kommt der Jude „Herr“, sagt er, „soll dieses kein echter Edelstein sein? Kann der König Salomon einen schöneren in der Krone getragen haben?“ Der Gevattermann, der auch ein halber Sternseher ist, sagte „Er glänzt, wie am Himmel der Aldebaran. Ich verschaffe Euch neunzig Dublonen für den Ring. Was Ihr ihn wohlfeiler bekommt, ist Euer Schmutz.“ Der Jude kehrt zu dem Fremden zurück „Echt oder unecht, ich gebe Euch sechs Dublonen“, und zahlte sie auf den Tisch, funkelnd neuen. Der Fremde steckte den Ring wieder an den Finger und sagte jetzt „Er ist mir gar nicht feil. Ist der falsche Edelstein so gut nachgemacht, daß Ihr ihn für einen rechten haltet, so ist er mir auch so gut“, und steckte die Hand in die Tasche, daß der lusterne Israelit den Stein gar nicht mehr sehen sollte -- „Acht Dublonen!“ „Nein“ -- „Zehn Dublonen“ „Nein“ -- „Zwölf“ -- „vierzehn“ -- „fünfzehn Dublonen“ „Meinetwegen“, sagte endlich der Fremde, „wenn Ihr mir keine Ruhe lassen und mit Gewalt wollt betrogen sein. Aber ich sage es Euch vor allen diesen Herren da, der Stein ist falsch, und ich gebe Euch kein Wort mehr dafür. Denn ich will keinen Verdruss haben. Der Ring ist Euer.“ Jetzt brachte der Jude voll Freude dem Gevattermann den Ring. „Morgen komm ich zu Euch und hole das Geld.“ Aber der Gevattermann, den noch niemand angeführt hat, machte ein paar große Augen. „Guter Freund, das ist nicht mehr der nämliche Ring, den Ihr mir vor zwei Minuten gezeigt habt. Dieser Stein ist zwanzig Kreuzer wert zwischen Brüdern. So macht man sie bei Sanct Blasien im Elvi in der Glashütte.“ Denn der Fremde hatte wirklich einen falschen Ring in der Tasche, der völlig wie der gute aussah, den er zuerst am Finger spiegelte, und während der Jude mit ihm handelte und er die Hand in der Tasche hatte, streifte er mit dem Daumen den echten Ring vom Finger ab und steckte den Finger in den falschen, und den bekam der Jude. Da fuhr der Betrogene, als wenn er auf einer brennenden Rakete geritten wäre, zu dem Fremden zurück „Du weih, du weih! ich bin ein betrogener Mann, ein unglücklicher Mann, der

Stein ist falsch“ Aber der Siemde sagte ganz kaltblütig und gelassen „Ich hab ihn Euch für falsch verkauft Diese Herren hier sind Zeugen Der Ring ist Euer Hab ich Euch ihn angeschwagt, oder habt Ihr ihn mir abgeschwagt?“ Alle Anwesenden mußten gestehen „Ja, er hat ihm den Stein für falsch verkauft und gesagt, der Ring ist euer“ Also mußte der Jude den Ring behalten, und die Sache wurde nachher veruschelt

Das schlaue Mädchen

In einer großen Stadt hatten viele reiche und vornehme Herren einen lustigen Tag Einer von ihnen dachte „Konnt ihr heute dem Wirt und den Musikanten wenigstens 1500 Gulden zu verdienen geben, so konnt ihr auch etwas für die liebe Armut steuern Also kam, als die Herren am frohlichsten waren, ein hübsches und nett gekleidetes Mädchen mit einem Teller und bat mit süßen Blicken und lieben Worten um eine Steuer für die Armen Jeder gab, der eine weniger, der andere mehr, je nachdem der Geldbeutel beschaffen war und das Herz Denn kleiner Beutel und enges Herz gibt wenig Weiter Beutel und großes Herz gibt viel So ein Herz hatte derjenige, zu welchem das Magdlein jetzt kommt Denn als er ihm in die hellen schmeichelnden Augen schaute, ging ihm das Herz fast in Liebe auf Deswegen legte er zwei Louisd'or auf den Teller und sagte dem Magdlein in's Ohr „Für deine zwei schönen blauen Augen“ Das war nämlich so gemeint „Weil Du, schöne Turbitterin für die Armen, zwei so schöne Augen hast, so geb ich den Armen zwei so schöne Louisd'or, sonst tat's einer auch“ Das schlaue Mädchen aber stellte sich, als wenn es die Sache ganz anders verstande Denn weil er sagte „Für Deine zwei schönen Augen“ – nahm sie ganz züchtig die zwei Louisd'or vom Teller weg, steckte sie in den eigenen Sack und sagte mit schmeichelnden Gebarden „Schönen herzlichen Dank! Aber leid so gut und gebt mir jetzt auch noch etwas für die Armen“ Da legte der Herr noch einmal zwei Louisd'or auf den Teller, kniepte das Mädchen freundlich in die Backen und sagte „Du kleiner Schalk!“ Von

den anderen aber wurde er ganz entseßlich ausgelacht, und sie tranken auf das Magdeleins Gesundheit, und die Musikanten machten Lusch

Ein gutes Rezept

In Wien der Kaiser Joseph war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß, aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist und eine arme Frau kuriert hat Eine arme kranke Frau sagte zu ihrem Bublein „Kind, hol mir einen Doktor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen“ Das Bublein lief zum ersten Doktor und zum zweiten, aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Tranen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war oder heim, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei, der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte ich will's probieren „Gnadiger Herr“, sagte er, „wolltet Ihr mir nicht einen Gulden schenken, seid so barmherzig!“ Der Kaiser dachte der faßt's kurz und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln „Lut's ein Casperlein oder zwei Vierundzwanziger nicht auch?“ fragt ihn der Kaiser Das Bublein sagte „Nein“, und offenbarte ihm, wozu er das Geld benötigt sei Also gab ihm der Kaiser den Gulden und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt, und wo sie wohnt, und während das Bublein zum dritten Doktor springt, und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wollte sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht eppreß darum ansah Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stublein kam, und sah recht leer und betrübt darin aus, meinte sie, es ist der Doktor, und erzählte ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht pflegen könne Der Kaiser sagte „Ich will Euch

dann jezt ein Rezept verschreiben“, und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug ist. Also schloß er das Rezept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heim kommt, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon so einei dagewesen und hab ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei und was für einen Krank oder Pillelein er ihr verordnet hat, erstaunte er auch nicht wenig und sagte zu ihr „Frau“, sagte er, „Ihr seid einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat Euch funfundzwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlarzt zu erheben, und unten dran steht Joseph, wenn Ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hatt’ ich Euch nicht verschreiben können.“ Da tat die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen von Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlarzt ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Miltur, und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jezt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kuriert, und der Kaiser die arme, und sie lebt noch und hat sich nachgehends wieder verheiratet.

Wie eine
greuliche Geschichte durch einen gemeinen Meßgerhund
ist an das Tageslicht gebracht worden

Zwei Meßger gehen miteinander aufs Gau, kommen in ein Dorf, teilen sich, einer links an der Schwanen vorbei, einer rechts, sagen „In der Schwanen kommen wir wieder zusammen.“ Sind nimmer zusammen gekommen. Denn einer von ihnen geht mit einem Bauer in den Stall, die Frau, so zwar eine Wasche in der Küche hatte, geht auch mit, so lauft das Kind für sich selber auch nach. Stoßt der Teufel die Frau an den Ellenbogen „Sieh, was

dem Metzger eine Gurt voll Geld unter dem Brusttuch hervor schaut!“ Die Frau winkt dem Mann, der Mann winkt der Frau, schlagen im Stall den armen Metzger tot und bedecken den Leichnam in der Geschwindigkeit mit Stroh. Stoßt der Teufel die Frau noch einmal an den Ellenbogen „Sieh, wei zuschau!“ Wie sie umblickt, sieht sie das Kind. So gehn sie miteinander im Schrecken und Wahnsinn ins Haus zurück und schließen die Türe zu, als wenn sie im Feld waren. Da sagt die Frau, die kein Rabenherz, nein ein hollisches Drachenherz im Busen hatte „Kind“, sagte sie, „wie siehst du wieder aus? Komm in die Küche, ich will dich waschen.“ In der Küche steckt sie dem Kind den Kopf in die heiße Lauge und brüht es zu Tod. Jetzt meint sie, sei alles geschweigt, und denkt nicht an den Hund des ermordeten Metzgers. Der Hund des ermordeten Metzgers, der noch eine Zeitlang mit dem Kameraden gelaufen war, witterte, während das Kind gebrüht und geschwind in den Backofen gesteckt wurde, die Spur seines Herrn wieder auf, schnauft an der Stalltüre, scharrt an der Haustüre und merkt, hier sei etwas ungerades vorgefallen. Ploßlich springt er ins Dorf zurück und sucht den Kameraden. Aber der Künstler, so die Abbildung hierneben geschnitten hat und kurz vorher durch jene Gegend gereist war, sagt Nein, sondern der Hund sei zu dem Metzger im Dorf gelaufen, der auch ein guter Bekannter von seinem Herrn war und jetzt eben ein Kalbchen stach. Kurz, der Hund winselt und heult, gerät den anderen Metzger am Rock, und der Metzger merkt auch etwas. Also begleitete er den Hund an das Haus und zweifelt nicht, daß hier etwas Erschreckliches vorgefallen sei. Also winkt er zwei Männern, die von ferne vorbei gingen. Man sieht auf der Abbildung, wie er voll Schrecken ist und ihnen winket. Aber die Männer sieht man nicht, denn sie stehen noch neben dem Papier draußen in der Luft. Man muß den Kalender auf den Tisch legen und sie mit Kreide nebendran malen, wenn man sie sehen will. Aber inwendig im Haus und inwendig in der verruchten Brust des Mörders und der Kindesmörderin ging auch etwas vor, was man dem Papier nicht ansieht und mit keiner Kreide auf den Tisch malen kann. Denn als sie draußen das Winseln des Hundes und das Rufen des Metzgers

horten, kam's vor ihre Augen wie lauter Hochgericht und in ihre Herzen wie lauter Holle Der Mann wollte zum hinteren Fenster hinaus entspringen, die Frau hielt ihn am Rock und sagte „Bleib da!“ Der Mann sagte „Komm mit!“ Die Frau antwortete „Ich kann nicht, ich habe Blei an den Füßen Siehst du nicht die eiskaltheiße Gestalt vor dem Fenster, mit blühenden Augen und glühendem Odem?“ Unterdessen wurde die Tür eingebrochen Man fand bald die Leichname der Ermordeten Die Missetäter wurden handfest gemacht und dem Richter übergeben Sechs Wochen darauf wurden sie geradert und ihre verruchten Leichname auf das Rad geflochten, und die Raben sagen jetzt „Das Fleisch schmeckt gut“

Vereitelte Rachsucht

Der Amtmann in Nordheim ließ im Krieg in den neunziger Jahren fünf Jauner hängen, und waren's in der ersten Viertelstunde so gut gewöhnt, daß keiner mehr herab verlangte, und je nachdem der Wind ging, egerzierten sie miteinander zum Zeitvertreib, rechts um, links um, ohne Flugelmann Aber einem seine Verlaufferin, die einen Suben von ihm hatte, sagte „Wart, Amtmann, ich will dir's eintranken“ Ein paar Tage darauf reitet die österreichische Patrouille gegen das Stadtlein am Galgen vorbei, da sagt einer zu dem anderen „Es läuft dir eine Spinne am Hut, so groß wie ein Laubener“ So zieht der andere vor den Gehängten den Hut ab, und die Gehängten, weil eben der Wind aus Westen ging, drehen sich und machen Front Indem schleicht von weitem ein Büblein von der Straße ab hinter eine Hecke, wie einer, der keine guten Briefe hat Aber das Büblein hatte gar keine, weder gute noch schlechte Denn als einer von den Dragonern auch um die Hecke ritt, fiel der Junge vor ihm auf die Knie und sagte mit Zittern und mit Beben „Pardon! Ich hab sie alle in's Wasser geworfen“ Der Dragoner sagte „Was hast Du ins Wasser geworfen?“ – „Die Briefe“ – „Was für Briefe?“ „Die Briefe vom Amtmann an die Franzosen Wenn die Österreicher in's Land kommen“, sagte der Bursche, „muß ich

dem Amtmann Boten laufen ins französische Lager. Diesmal hatte ich drei Briefe, einen an den Dumaier.“ Also holten die Dragoner, mit nichts, dir nichts, den Amtmann ab, wie er ging und stand, und mußte in den Pantoffeln zwischen den Pferden im Kot mitlaufen, und spritzte die Kasse nicht so sehr, aber die Kasse ihn, und der Bube mußte auch mit. Der Amtmann war so unschuldig als der römische Kaiser selbst, hatte sich für die österreichischen Waffen lebendig schinden lassen, hatte sechs Kinder, eins schöner als das andere, und eine schwangere Frau. Aber das war die Rache, die ihm die Jaunerin zugebracht hatte, als sie sagte „Wart', Amtmann, ich will dir's gedenken!“ Im Lager, als er zu dem General geführt wurde, und die Hohenzollerer-Kurassiere und Kaiser-Drögoner und Erdödi-Husaren sahen ihn vorbei führen, sagte einer von der Patrouill' seinem Kameraden vom Pferd herab „Es ist ein Spion.“ Der Kamerad sagte „Stück ist sein Lohn“, und der Offizier, an den sie ihn ablieferten, war auch der Meinung und bestellte spottweise schon bei ihm einen Gruß an des Teufels Großmutter. Dem Hausfreund ist's aber bei dieser Geschichte nicht halb so Angst, als dem geneigten Leser, denn ohne seinen Willen kann der Amtmann nicht sterben, sondern, als er vor das Verhör geführt wurde, schaute ihn der Hauptmann Auditor mit Verwunderung und Bedauern an und sagte „Seid Ihr nicht der Namliche, der mich vor einem Jahr drei Tage lang im Keller hinter der Sauerkrautstunde vor den Franzosen verborgen hat, und habt Schlage genug von ihnen bekommen, und als sie Euch eben den Speck verzehrten, aß ich unten das Sauerkraut dazu, sammt den Gumbist-Äpfeln?“ Der Amtmann sagte „Gott erkennt's, ich bin so unschuldig als die Mutter Gottes in der Kirche, so doch von Lindenholz ist und ihr Lebenlang noch keinen Buchstaben geschrieben hat.“ Undem kamen auch mehrere gute Freunde und angesehene Bürger von Nordheim in's Hauptquartier und bezeugten seine Rechtschaffenheit und Treue, und was er schon für Drangsalierungen von den Franzosen habe ausstehen müssen, und wie auf seine Unordnung der letzte Sieg der Österreicher mit Raketenköpfen gefeiert wurde, daß der Kirchturm wackelte, und er selbst habe keinen Raub gehabt, aber einen Stich

Der Hauptmann Auditor, der noch immer daran dachte, wie er drei Tage lang in des Amtmanns Keller in der verborgenen Garnison lag, hinter dem Schanzkorb, hinter der Sauerkrautstange, war geneigter, Ja zu glauben, als Nein. Also ließ er den Amtmann hinausführen und den Buben herein, und tat ein paar versfangliche Fragen an ihn, sagte ihm aber nicht, daß sie versfanglich sind. Deswegen war der Bursche, so sehr er die Spitzbubenmilch an der Mutter Brüsten eingesogen hatte, mit seinem Ja und Nein so unvorsichtig, daß er in wenig Minuten nimmer links, nimmer rechts auszuweichen mußte und alles gestand. Also bekam er links und rechts fünfzehn Hiebe vom Profoß und begleitete freiwillig die Mutter ins Zuchthaus nach Heiligenberg. Der Amtmann aber aß mit dem Hauptmann Auditor bei dem General-Geldmarschall zu Nacht und den andern Tag bei seiner Frau und Kindern zu Mittag, und der Hausfreund tut auch einen Freudentrunk, daß er wieder ein Exempel der Gerechtigkeit statuiert hat. Das Doneschinger Bier dazu hat er geschenkt bekommen vom Herrn Rüssel.

Seltfame Ehescheidung

Ein junger Schweizer aus Ballstall kam in spanische Dienste, hielt sich gut und erwarb sich einiges Vermögen. Als es ihm aber zu wohl war, dachte er: will ich, oder will ich nicht? — Endlich wollte er, nahm eine hübsche wohlhabende Spanierin zur Frau und machte damit seinen guten Tagen ein Ende. Denn in den spanischen Haushaltungen ist die Frau der Herr, ein guter Freund der Mann, und der Mann ist die Magd.

Als nun das arme Blut der Sklaverei und Drangsalierung bald mude war, fing er an, als wenn er nichts damit meinte, und ruhmte ihr das fröhliche Leben in der Schweiz und die goldenen Berge darin, er meinte die Schneeberge im Sonnenglaß jenseits der Glus, und wie man lustig nach Einsiedeln wallfahrten könne und schön beten in Casseln am Grabe des heiligen Bruders Niklas von der Glue, und was für ein großes Vermögen er daheim besitze, aber es werde ihm nicht verabsolgt aus dem Land. Da

wasserle endlich der Spanierin der Mund nach dem schönen Land
 und Gut, und es war ihr recht, ihr Vermögen zu Geld zu machen
 und mit ihm zu ziehen in seine goldene Heimat. Also zogen sie
 miteinander über das große Pyrenäische Gebirg bis an den Grenz-
 stein, der das Reich Hispania von Frankreich scheidet, sie mit dem
 Geld auf einem Esel, er nebenher zu Fuß. Als sie aber vorüber an
 dem Grenzstein waren, sagte er: „Frau, wenn's Du recht ist, bis
 hierher haben wir's spanisch miteinander getrieben, von jetzt an
 treiben wir's deutsch. Bist du von Madrid bis an den Markstein
 geritten, und ich bin dir zu Fuß nachgeflabt den langen Berg hin-
 auf, so reist ich jetzt von hier weg bis gen Ballstall, Kanton Solo-
 thurn, und das Fußgehen ist an dir.“ Als sie sich darüber un-
 gebarbig stellte und schimpfte und drohte und nicht von dem Lier-
 lein herunter wollte: „Frau, das verstehst du noch nicht“, sagte
 er, „und ich nehme dir's nicht übel“, sondern hieb an dem Weg
 einen tuchtigen Stecken ab und las ihr damit ein Kapitel aus dem
 Ballstaller Ehe- und Mannerrecht vor, und als sie alles wohl ver-
 standen hatte, fragte er sie: „Willst du jetzt mit, welsche Hege,
 und gut tun, oder willst du wieder hin, wo du hergekommen ist?“
 Da sagte sie schluchzend: „Wo ich hergekommen bin“, und das
 war ihm auch das liebste. Also teilte mit ihr der ehrliche Schweizer
 das Vermögen, und trennten sich voneinander an diesem Grenz-
 stein weiblicher Rechte, wie einmal ein bekanntes Buchlein in der
 Welt geheissen hat, und jedes zog wieder in seine Heimat. „Deinen
 Landsmann“, sagte er, „auf dem du hergeritten bist, kannst du
 auch wieder mitnehmen.“

Merke: Im Reich Hispania machen's die Weiber zu arg, aber
 in Ballstall doch auch manchmal die Männer. Ein Mann soll
 seine Frau nie schlagen, sonst verunehrt er sich selber. Denn ihr
 seid ein Leib.

Der listige Steiermarker

In Steiermark, ein wenig abhanden von der Straße, dachte
 ein reicher Bauer im letzten Kriege wie fang ich's an, daß ich
 meine Kronentaler und meine Dukaten rette in dieser bösen Zeit?

Die Kaiserin Maria Theresia ist mir noch so lieb, tröste sie Gott, und der Kaiser Joseph, tröst ihn Gott, und der Kaiser Franz, Gott schenk ihm Leben und Gesundheit Und wenn man meint, man habe die lieben Herrschaften noch so gut verborgen und geflüchtet, so riecht sie der Feind, sobald er die Nase ins Dorf steckt, und führt sie in die Gefangenschaft in Lothringen oder in die Champagne, daß einem armen Untertan das Herz dabei bluten möchte vor Patriotismus Jetzt weiß ich, sagt' er, wie ich's anfangen, und frug das Geld bei dunkler, blinder Nacht in den Krautgarten Das Siebengestirn verrätet mich nicht, sagte er Im Krautgarten legte er das Geld geradezu zwischen die Gelseleinstöcke und die spanischen Wicken Nebendran grub er ein Loch in das Weglein zwischen den Beeten und warf allen Grund daraus auf das Geld, und zertrat rings herum die schonen Blumenstöcke und das Mangoldkraut, wie einer, der Sauerkraut einstampft Am Montag darauf streiften schon die Chasseurs im ganzen Revier, und am Donnerstag kam eine Partie ins Dorf frisch auf die Mühle zu, und aus der Mühle mit weißen Ellenbogen zu unserm Bauern, und „Geld her, Buur“, rief ihm ein Sundgauer mit blankem Sabel entgegen, „oder bet' dein letztes Vaterunser“ Der Bauer sagte, sie möchten nehmen, was sie in Gottes Namen noch finden Er habe nichts mehr, es sei gestern und vorgestern schon alles in die Kapuze gegangen „Vor Euch kann man etwas verbergen“, sagte er, „Ihr seid die Rechten“ Als sie nichts fanden außer ein paar Kupferkreuzer und einen vergoldeten Sechser mit dem Bildnis der Kaiserin Theresia und ein Ringlein dran zum anhängen, „Buur“, sagte der Sundgauer, „du hast dein Geld verlocket, auf der Stelle zeig, wo du dein Geld verlockt hast, oder du gehst ohne dein letztes Vaterunser aus der Welt“ „Auf der Stelle kann ichs Euch nicht zeigen“, sagte der Bauer, „so sauer mich der Gang ankommt, sondern Ihr müßt mit mir in den Krautgarten gehen Dort will ich Euch zeigen, wo ich es verborgen hatte, und wie es mir ergangen ist Der Herr Feind ist schon gestern und vorgestern dagewesen, und habens gefunden und alles geholt“ Die Chasseurs nahmen den Augenschein im Garten ein, fanden alles, wie der Mann angegeben hatte, und keiner dachte daran, daß das Geld

unter dem Grundhaufen liegt, sondern jeder schaute in das leere Loch und dachte: Wär' ich nur früher gekommen. „Und hätten sie nur die schönen Gelbeieleinstöcke und den Goldack nicht so verderbt“, sagte der Bauer, und so hinterging er diese und alle, die noch nachkamen, und hat auf diese Art das ganze erzherzogliche Haus, den Kaiser Franz, den Kaiser Joseph, die Kaiserin Maria Theresia und den allerhöchstherrlichen Herrn Leopold den Ersten gerettet und glücklich im Land behalten.



Etwas aus der Türkei

In der Türkei ist Justiz. Ein Kaufmannsdiener, auf der Reise von der Nacht und Müdigkeit überfallen, bindet sein Pferd, so mit kostbaren Waren beladen war, nimmer weit von einem Wachthaus an einen Baum, legt sich selber unter das Obdach des Baums und schläft ein. Früh, als ihn die Morgenluft und der Wachfelschlag weckte, hatte er gut geschlafen, aber das Rößlein war fort.

Da eilte der Beraubte zu dem Statthalter der Provinz, nämlich zu dem Prinzen Carosman Dglu, der in der Nähe sich aufhielt, und klagte vor seinem Richterstuhl seine Noth. Der Prinz gab ihm wenig Gehör. „So nahe bei dem Wachthaus, warum bist

du nicht die funfzig Schritte weiter geritten, so warst du sicher gewesen. Es ist deines Leichtsinns Schuld.“ Da sagte der Kaufmannsdienner „Berechter Prinz, hab ich mich fürchten soll n, unter freiem Himmel zu schlafen in einem Lande, wo du regierst?“ Das tat dem Prinzen Carosman wohl und murmelte ihn zugleich „Trink heute Nacht ein Glaslein türkischen Schnaps“, sagte er zu dem Kaufmannsdienner, „und schlafe noch einmal unter dem Baum.“ So gesagt, so getan. Des anderen Morgens, als ihn die Morgenluft und der Wachtelschlag weckte, hatte er auch gut geschlafen, denn das Rogglein stand mit allen Kostbarkeiten wieder angebunden neben ihm, und an dem Baum hing ein toter Mensch, der Dieb, und sah das Morgenrot nimmermehr.

Bäume gab' es noch an manchen Orten, große und kleine

Der Rekrut

Ein Rekrut, dem schon in den ersten vierzehn Tagen das Schilderhaus stehen langweilig vorkam, betrachtete einmal das Schilderhaus unten und oben und hinten und vorne, wie ein Förster, der einen Baum schätzt, oder ein Metzger ein Hauptklein Vieh. Endlich sagte er „Ich möchte nur wissen, was sie an dem einfältigen Kasten finden, daß den ganzen Tag einer da stehen und ihn hüten muß.“ Denn er meinte, er steht da wegen dem Schilderhaus, nicht das Schilderhaus wegen ihm.

Das bequeme Schilderhaus

Ein Schilderhaus hatte wie gewöhnlich auf beiden Seiten runde Öffnungen zum Durchschauen, die etwas groß waren. Dem Rekruten, der drin stand, war daher der Luftzug etwas zu lebhaft. Also ersuchte er nach der Ablosung den Unteroffizier, ob's nicht besser wäre, wenn man diese Öffnungen mit ein paar Brettlein vernagelte. Der Unteroffizier stich den Bart und sagte „Nein, das geht nicht an, wegen dem Winter. Im Winter kommen Armeel

hinein, im Sommer ist's ein Camisol." Also streckte der Rekrut, als er wieder auf den Posten kam, die Hände hindurch und sagte, jetzt sei er erst gern Militär, weil er sehe, daß man doch auch für die Bequemlichkeit des Mannes sorge.



Die leichteste Todesstrafe

Man hat gemeint, die Guillotine sei's. Aber nein! Ein Mann, der sonst seinem Vaterland viele Dienste geleistet hatte und bei dem Fürsten wohl angeschrieben war, wurde wegen eines Verbrechens, das er in der Leidenschaft begangen hatte, zum Tode verurteilt. Da half nicht bitten, nicht beten. Weil er aber sonst bei dem Fürsten wohl angeschrieben war, ließ ihm derselbe die Wahl, wie er am liebsten sterben wolle, denn welche Todesart er wählen würde, die sollte ihm werden. Also kam zu ihm in den Turm der Oberamtschreiber: „Der Herzog will Euch eine Gnade

erweisen Wenn Ihr wollt gehadert sein, will er Euch radern lassen, wenn Ihr wollt gehenkt sein, will er Euch hängen lassen, es hangen zwar schon zwei am Galgen, aber bekanntlich ist er dreischlafrig Wenn Ihr aber wollt lieber Rattenpulver essen, der Apotheker hat Denn welche Todesart Ihr wählen werdet, sagt der Herzog, die soll Euch werden Aber sterben muß Ihr, das werdet Ihr wissen“ Da sagte der Malefizant „Wenn ich dann doch sterben muß, das Radern ist ein biegsamer Tod, und das Hängen, wenn besonders der Wind geht, ein beweglicher Aber Ihr versteht's doch nicht recht Meines Ortes, ich habe immer geglaubt, der Tod aus Altersschwache sei der sanfteste, und den will ich denn auch wählen, und keinen anderen,“ und dabei blieb er und ließ sich's nicht ausreden Da mußte man ihn wieder laufen und fortleben lassen, bis er an Altersschwache selber starb Denn der Herzog sagte „Ich habe mein Wort gegeben, so will ich's auch nicht brechen“

Dies Stücklein ist von der Schwiegermutter, die niemand gerne umkommen läßt, wenn sie ihn retten kann

Wie der Bündel-Frieder eines Tages aus dem Zuchthaus
entwich und glücklich über die Grenzen kam

Eines Tages, als der Frieder den Weg aus dem Zuchthaus allein gefunden hatte, und dachte ich will so spät den Zuchtmeister nimmer wecken, und als schon auf allen Straßen Steckbriefe voran flogen, gelangte er abends noch unbeschrien an ein Stadtlein an der Grenze Als ihn hier die Schildwache anhalten wollte, weil er sei und wie er heiße und was er im Schilde führe „Kommt Ihr polnisch?“ fragte herzhafte der Frieder die Schildwache Die Schildwache sagt „Auslandisch kann ich ein wenig, ja! Aber polnisch bin ich noch nicht darunter gewahr worden“ „Wenn das ist“, sagte der Frieder, „so werden wir uns schlecht gegeneinander explicieren können Ob kein Offizier oder Wachtmeister am Tor sei?“ Die Schildwache holt den Torwächter, es sei ein Polack an dem Schlagbaum, gegen den sie sich schlecht explicieren könne Der

Torwachter kam zwar, entschuldigte sich aber zum Voraus, viel polnisch verstehe er auch nicht „Es geht hier zu Land nicht stark ab“, sagt er, „und es wird im ganzen Stadtel schwerlich jemand sein, der capabel ware, es zu dolmetschen“ „Wenn ich das wußte“, sagte der Frierder und schaute auf die Uhr, die er unterwegs noch an einem Nagel gefunden hatte, „so wollte ich ja lieber noch ein paar Stunden aufstrecken bis in die nächste Stadt Um neun Uhr kommt der Mond“ Der Torhüter sagte „Es ware unter diesen Umständen fast am besten, wenn Ihr gerade durchpassiertet, ohne Euch aufzuhalten, das Stadtel ist ja nicht groß“, und war froh, daß er seiner los ward Also kam der Frierder glücklich durch das Tor hinein Im Stadtlein hielt er sich nicht langer auf, als nötig war, einer Gans, die sich auf der Gasse verspatet hatte, ein paar gute Lehren zu geben „In euch Gänse“, sagte er, „ist keine Zucht zu bringen Ihr gehort, wenn's Abend ist, ins Haus, oder unter gute Aufsicht“ Und so packte er sie mit sicherem Griff am Hals und, mir nichts dir nichts, unter den Mantel, den er ebenfalls unterwegs von einem Unbekannten geliehen hatte Als er abei an das andere Tor gelangte und auch hier dem Landfrieden nicht traute, die Schritte von dem Schilderhaus, als sich inwendig der

Goldner ruhrte, schrie der Frieder mit heftiger Stimme „W i da!“ Der Goldner antwortete in aller Gutmutigkeit „Gut Freund!“ Also kam der Frieder glücklich wieder zum Stadtlein hinaus und über die Grenzen

Die Befehung

Zwei Brüder im Westfälinger Land lebten miteinander in Frieden und Liebe, bis einmal der jüngere lutherisch blieb und der ältere katholisch wurde. Als der jüngere lutherisch blieb und der ältere katholisch wurde, taten sie sich alles Herzeleid an. Zuletzt schickte der Vater den katholischen als Ladendiener in die Fremde. Erst nach einigen Jahren schickte er zum erstenmal an seinen Bruder „Brüder“, schrieb er, „es geht mir doch im Kopf herum, daß wir nicht einen Glauben haben und nicht in den nämlichen Himmel kommen sollen, vielleicht in gar keinen. Kannst du mich wieder lutherisch machen, desto besser.“ Also beschied er ihn in den roten Adler nach Neuwied, wo er wegen einem Geschäft durchreiste. „Dort wollen wir's ausmachen.“ In den ersten Tagen kamen sie nicht weit miteinander. Schalt der Katholische „Luther ist der Widerchrist“, schalt der Lutherische „Der Papst ist der Antichrist.“ Verrief sich der Katholische auf den heiligen Augustin, sagte der Lutherische „Ich hab nichts gegen ihn, er mag ein gelehrter Herr gewesen sein, aber beim ersten Pfingstfest zu Jerusalem war er nicht dabei.“ Aber am Samstag aß schon der Lutherische mit seinem Bruder Gastenspeise. „Bruder“, sagte er, „der Stodfisch schmeckt nicht giftig zu den durchgeschlagenen Erbsen“, und Abends ging schon der Katholische mit seinem Bruder in die lutherische Vesper. „Bruder“, sagte er, „Euer Schulmeister singt keinen schlechten Tremulant.“ Den anderen Tag wollten sie miteinander zuerst in die Frühmesse, darnach in die lutherische Predigt, und was sie alsdann bis von heut über acht Tage der liebe Gott vermahnt, das wollten sie tun. Als sie aber aus der Wispel und aus dem grünen Baum nach Hause kamen, ermahnete sie Gott, aber sie verstanden es nicht. Denn der Ladendiener fand einen 30. 19. 11

Brief von seinem Herrn „Augenblicklich setzt Eure Reise fort! Hab' ich Euch auf eine Tridenter Kirchenversammlung nach Neu-
wied geschickt, oder sollt Ihr nicht vielmehr die Musterkarte rei-
ten?“ Und der andere fand einen Brief von seinem Vater „Lieber
Sohn, komm heim, sobald Du kannst, du mußt spielen.“ Also
gingen sie noch den nämlichen Abend unverrichteter Sache aus-
einander, und dachten jeder für sich nach, was er von dem andern
gehört hatte! Nach sechs Wochen schreibt der jüngere dem Lade-
diener einen Brief „Bruder, deine Gründe haben mich unter-
dessen vollkommen überzeugt. Ich bin jetzt auch katholisch. Den
Eltern ist es insofern recht. Aber dem Vater darf ich nicht mehr
unter die Augen kommen.“ Da ergriff der Bruder voll Schmerz
und Unwillen die Feder „Du Kind des Zorn's und der Ungnade,
wilst du denn mit Gewalt in die Verdammnis rennen, daß du die
seligmachende Religion verleugnest? Gestrigs Tags bin ich wieder
lutherisch geworden.“ Also hat der katholische Bruder den luthе-
rischen bekehrt, und der lutherische hat den katholischen bekehrt, und
war nachher wieder wie vorher, höchstens ein wenig schlimmer.

Merke! Du sollst nicht über die Religion grubeln und dufteln,
damit du nicht deines Glaubens Kraft verlierst. Auch sollst du
nicht mit Undersdenkenden darüber disputieren, am wenigsten mit
solchen, die es eben so wenig verstehen als du, noch weniger mit
Gelehrten, denn die bestiegen dich durch ihre Gelehrsamkeit und
Kunst, nicht durch deine Überzeugung. Sondern du sollst deines
Glaubens leben und was gerade ist, nicht krumm machen. Es sei
dann, daß dich dein Gewissen selber treibt, zu schanschießen.

Der fremde Herr

Einem Schneider in der Stadt waren seit ein paar Jahren die
Nadeln ein wenig verrostet und die Schere zusammengewachsen,
also naht er sich, so gut er kann „Gevatter“, sagt zu ihm der
Perückenmacher, „Ihr fragt nicht gerne schwer, wollt Ihr nicht
dem Herrn Dechant in Brassenheim eine neue Perücke bringen in
einer Schachtel? Sie ist leicht, und er zahlt Euch den Gang“ —

„Gevatter“, sagt der Schneider, „es ist ohnedem Jahrmarkt in Brassenheim. Leih mir die Kleider, die Euch der irrende Ritter im Verfaß gelassen hat, der Euch angeschmiert hat, so stell ich auf dem Jahrmarkt etwas vor.“

Der Adjunkt hat die Tugend, wenn er auf drei Stunden im Revier einen Markt weiß, so ist ihm der Gang auch nicht zu weit, und ist er von dem Hausfreund wohlbezahlt, so gibt er dem Jahrmarkt viel zu lösen für neue weltliche Lieder und feine Damascener Maultrommeln. Also saß der Adjunkt auch zu Brassenheim im wilden Mann und musterte die Lieder. Erstes Lied: Ein Lämmlein trank vom frischen etc. Zweites Lied: Schönstes Hirschlein über die Maßen etc. Drittes Lied: Kein schöner Leben auf Erden etc. und probierte die Trommeln. Kommt auf einmal der Schneider herein mit rotem Rock, hirschledernen Beinkleidern, Halbstiefeln und Hotteln daran und zwei Sporen. Der Wirt zog höflich die Kappe ab, die Gäste auch, und: „Hat Euch, Herr Ritter, der Hausknecht das Pferd schon in den Stall geführt?“ fragt ihn der Wirt. „Mein Normänder, der Sched?“ sagte der Schneider. „Ich hab ihn au Gers eingestellt, im Hirschen. Ich will hier nur ein Schöpplein trinken. Ich bin der berühmte Adelsman und reise auf Menschenkenntnis und Weinkunde. – Platz da!“, sagte er zum Adjunkt. „Holla“, denkt der Adjunkt, „der meint auch, grob sei vornehm. Was gilt’s, er ist nicht weit her?“ Als aber der Schneider



die Orte breit über den Tisch legte und rausperte sich wie ein Kamel und betrachtete die Leute mit einem Brennglas und den Adjunkt auch, steht der Adjunkt auf und sagt dem Wirt etwas leise ins Ohr Ein Ehninger, der es horte, sagt „Herr Landmann, Ihr seid auf der rechten Spur Ich hab ihn gesehen die Stiefel am Bach abwaschen und eine Orte schneiden Er ist zu Fuß gekommen“ Ein Scherenschleifer sagte „Ich kenn ihn wohl, er ist einmal ein Schneider gewesen Jetzt hat er sich zur Ruh' gesetzt und tut Botengänge um den Lohn“ Also geht der Wirt ein wenig hinaus und kommt wieder herein „So kann denn doch kein hiesiger Markt ohne ein Unglück vorbegehen“, sagt er im Hereinkommen „Da suchen die Hatzhierer in allen Wirtshäusern einen Herrn in einem roten Rocke, der heute durch die Dorfer galoppiert ist und ein Kind zu Tod geritten hat“ Da schauten alle Gäste den Ritter Adelskan an, der sagte in der Angst „Mein Rock ist eher gelb als rot“ Aber der Ehninger sagte „Nein, aber Euer Gesicht ist eher blaß als gelb, und hat auf einmal viel Schweiß-tropfen darauf gegnet Gesteh't's, Ihr seid nicht geritten“ „Doch, er ist geritten“, sagt der Wirt, „ich hab' ihm eben das Roß drauß'n angebunden Es ist losgerissen im Hirsch und sucht ihn Hat nicht Euer Normander die Mahnen unten am Hals und gespaltene Hufe, und wenn er wiehert, sollte man schier nicht meinen, daß es ein Roß ist? Zahlt Euer Schopplein und reitet ordentlich heim“ Als er aber vor das Haus kam und den Normander sah, den ihm der Wirt an die Lure gebunden hat, wollte er nicht aufsitzen, sondern ging zu Fuß zum Flecken heraus und wurde von den Gästen entseßlich verhöhnt

Merke Man muß nie mehr scheinen wollen, als man ist und als man sich zu bleiben gewöhnen kann, wegen der Zukunft

Leures Spaßlein

Man muß mit Wirten keinen Spaß und Nutzwillen treiben, sonst kommt man unversehens an den Unrechten Einer in Basel will ein Glas Bier trinken, das Bier war sauer, zog ihm den

Mund zusammen, daß ihm die Ohren bis auf die Backen hervor kamen. Um es auf eine wißige Art an den Tag zu legen und den Wirt vor den Gästen lächerlich zu machen, sagte er nicht: „Das Bier ist sauer“, sondern „Frau Wirtin“, sagte er, „könnt' ich nicht ein wenig Salat und Öl zu meinem Bier haben?“ Die Wirtin sagte: „In Basel kann man für Geld alles haben“, strickte aber noch ein wenig fort, als wenn sie's wenig achtete, denn sie war eben am Zwickel. Nach einigen Minuten, als unterdessen die



Gäste miteinander diskutierten und einer sagte: „Habt Ihr gestern das Kamel auch gesehen und den Affen?“ ein anderer sagte: „Es ist kein Kamel, es ist ein Trampeltier“, sagte die Wirtin: „Mit Erlaubnis“ und deckte eine schneeweiße Serviette vom feinsten Gebilde auf den Tisch. Jeder glaubte, der andere habe ein Bratwürstlein bestellt oder etwas, und „es ist doch ein Kamel“, sagte ein dritter, „denn es ist weiß, die Trampeltiere sind braun.“ Unterdessen kam die Wirtin wieder mit einem Teller voll zarter Kukümmerlein aus dem markgräflichen Garten, aus dem Treibhaus, fein geschnitten, wie Postpapier, und mit dem kostbarsten genuessichen Baumöl angemacht, und sagte zu dem Gast mit spöttischem Lächeln: „Ist's gefällig?“ Also lachten die anderen

nicht mehr den Wirt aus, sondern den Gast, und wer wohl oder übel seinen Spaß mit zehn Baßen, fünf Rappen Basler Währung bezahlen mußte, war er

Der General-Feldmarschall Suwarow

Das Stücklein von Suwarow im Kalender von 1809 hat dem geneigten Leser nicht übel gefallen Von ihm selber wäre viel Anmutiges zu erzählen

Wenn ein vornehmer Herr nicht hochmutig ist, sondern redet auch mit geringen Leuten und stellt sich manchmal, als wenn er nur ihresgleichen wäre, so sagt man zu seinem Lob er ist ein gemeiner Herr Suwarow konnte manchen schimmernden Ordensstern an die Brust hängen, manchen Diamantring an den Finger stecken und aus mancher goldenen Dose Tabak schnupfen War er nicht Sieger in Polen und in der Türkei, russischer General-Feldmarschall und Fürst, und an der Spitze von dreihunderttausend Mann so viel als seinesgleichen ein anderer? Aber bei dem allen war er ein sehr gemeiner Herr

Wenn es nicht sein mußte, so kleidete er sich nie wie ein General, sondern wie es ihm bequem war Manchmal, wenn er kommandierte, so hatte er nur einen Stiefel an An dem anderen Bein hing ihm der Strumpf herunter, und die Beinkleider waren auf der Seite aufgekнопft Denn er hatte einen Schaden am Knie

Oft war er nicht einmal so gut gekleidet Morgens, wenn's noch so frisch war, ging er aus dem Bett oder von der Streue weg vor dem Zelt im Lager spazieren, nackt und bloß, wie Adam im Paradies, und ließ ein paar Eimer voll kaltes Wasser über sich herabgießen zur Erfrischung

Er hatte keinen Kammerdiener und keinen Heisduck, nur einen Knecht, keine Kutsche und kein Roß In dem Treffen setzte er sich aufs nachste beste Sein Essen war gemeine Soldatenkost Niemand fleute sich groß, wenn man von ihm zur Mittagsmahlzeit eingeladen wurde Manchmal ging er zu den gemeinen Soldaten ins Zelt und war wie ihresgleichen

Wenn ihn auf dem Marsch oder im Lager, oder wo es war, etwas ankam, wo ein anderer an einen Baum steht oder hinter eine Hecke geht, da machte er kurzen Prozeß. Gernetwegen durfte ihm jedermann zuschauen, wer's noch nie gesehen hat.

Bei den vornehmsten Gelegenheiten, wenn er in der kostbarsten Marschalls-Uniform voll Ehrenkreuzen und Ordenssternen dastand und, wo man ihn ansah, von Gold und Silber funkelte und klingelte, trieb er's doch wie ein sauberlicher Bauer, der wegwirft, was ein Herr in die Rocktasche steckt. Er schneuzte die Nase mit den Fingern am Ärmel ab und nahm alsdann wieder ein Priß aus der goldenen Dose.

Also lebte der General und Fürst Stalinsky Surarow.

Die zwei Postillione

Zwei Handelsleute reisten oft auf der Extrapost von Fürth nach Hechingen oder von Hechingen nach Fürth, wie jeden sein Geschäft ermahnte, und gab der eine dem Postillion ein schlechtes Trinkgeld, so gab ihm der andere kein gutes. Denn jeder sagte „Für was soll ich dem Postillion einen Zwölfer schenken? Ich trag ja nicht schwer daran.“ Die Postillione aber, der von Dinkelsbühl und der von Ellwangen, sagten „Wenn wir nur einmal den Herren einen Dienst erweisen konnten, daß sie spendaschlicher würden!“ Eines Tages kommt der Fürther in Dinkelsbühl an und will weiter. Der Postillion sagte zu seinem Kameraden „Fahr du den Passagier.“ Der Kamerad sagte „Es ist an dir.“ Unterdessen saß der Reisende ganz geduldig in seinem offenen Eliawagen, bis der Postillion aufsaß. Als er sah, daß der Postillion im Sattel recht saß und die Peitsche erhob, sagte er „Fahr zu, Schwager! Werf er mich nicht um!“ Am nämlichen Nachmittag fuhr auch der Hechinger von Ellwangen ab, und der Postillion dachte bei sich selbst „Wenn jetzt nur mein Kamerad von Dinkelsbühl mit dem Fürther auch auf dem Weg wäre! Undem er fährt, bergauf, bergab, nicht weit vom Seegringer Zollhaus, wo dem Hausfreund und

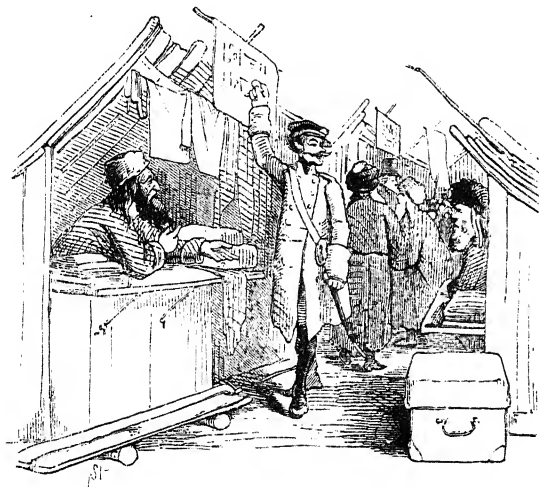
seinem Reisefumpan in München auch einmal die Haare geschnitten worden sind, begegnen sie einander, keiner will dem anderen ausweichen Jeder sagt „Ich führe einen honetten Herrn, einen Schwitz, keinen Pfennigschaber wie du, dem seine Sedubagastücke aussehen wie Hildburghäuser Groschen“ Endlich legte sich der Furtber auch in den Streit „Gott's Wunder!“ sagte er, „sollen wir noch einmal vierzig Jahre in der Wüste bleiben?“ und schimpfte zuletzt den Ellwanger, daß ihm dieser mit der Pirsche einen Hieb ins Gesicht gab Der Dinkelsbühler sagt „Du sollst meinen Passagier nicht hauen, er ist mir anvertraut und zahlt honett, oder ich hau den deinigen auch“ – – „Untersteh dich und hau mir meinen Herrn!“ sagte der Ellwanger Also hieb der Dinkelsbühler des Ellwangers Passagier und der Ellwanger hieb des Dinkelsbühlers Passagier und riefen einander in unaufhörlichem Zorn zu „Willst du meinen Herrn in Frieden lassen oder soll ich dir den deinigen ganz zu einem Lungenmus zusammen hauen?“ und je schmerzlicher der eine Au und der andere Weih schrie, desto heftiger hieben die Postillione auf sie ein, bis sie des unbarmherzigen Spases selber müde wurden Als sie aber auseinander waren und jeder wieder seines Weges fuhr, sagten die Postillione zu ihren Reisenden so und so „Nicht wahr, ich hab' mich Euer rechtschaffen angenommen? Mein Kamerad wird's niemand ruhmten, wie ich ihm seinen Herrn zerhauen habe Aber diesmal kommt's Euch auch auf ein besseres Trinkgeld nicht an“ – – „Wenn's der Furst mußte“, sagte der Dinkelsbühler, „es ware ihm um einen Mark'or nicht leid Er sieht darauf, daß man die Reisenden gut hält“

Merke Es ist kein Geld schlechter erhaucht, als was man armen Leuten am Lohn und Trinkgeld vorenthält, und wofür man gehauen oder sonst verunehrt wird Für ein paar Groschen kann man viel Freundlichkeit und guten Willen kaufen

Merke Der Herr, der auf der Abbildung seitwärts steht, hat's mit angesehen und hat's dem Hausfreund vier Wochen hernach zu Karlsruhe am Mittageßen erzahlt

Der betrogene Krämer

Ein Rubel ist in Rußland eine Silbermünze und beträgt 27 Baßen hin oder her, ein Imperial aber ist ein Goldstück und tut zehn Rubel, deswegen kann man wohl für einen Imperial einen Rubel bekommen, zum Beispiel, wenn man in den Karten neun Rubel verliert, aber nicht für einen Rubel einen Imperial.



Allein ein schlauer Soldat in Moskau sagte doch: „Was gilt's? Morgen auf dem Jahrmarkt will ich mit einem Rubel einen doppelten Imperial angeln.“ Als den anderen Tag in langen Reihen von Kaufläden der Jahrmarkt aufging, vor allen Ständen standen schon die Leute, lobten und tadelten, boten ab und boten zu, und die Menge ging auf und ging ab, und die Knaben grüßten die Mägdlein, kommt auf einmal der Soldat mit einem Rubel in den Händen. „Wem gehört dieser Kaisertaaler, dieser Rubel? Gehört er Euch?“ fragte er jeden Krämer an jedem Stand. Einer, der ohnehin nicht viel Geld löste und lange zusah, dachte endlich: wenn dich dein Geld an die Finger brennt, die meinigen sind nicht so blöde. „Hierher, Musketier, der Rubel ist

mein“ Der Soldat sagte „Wenn Ihr mich nicht gerufen hättet, ich hatt’ Euch schwerlich gefunden unter der Menge“, und gibt ihm den Rubel Der Kaufmann betrachtet ihn hin und her und klingelt daran, ob er gut sei, ja, er war gut, und steckt ihn in die Tasche „Seid so gut und gebt mir dann jetzt auch meinen Imperial“, sagte der Musketier Der Kaufmann erwiderte „Ich habe keinen Imperial von Euch, so bin ich Euch auch keinen schuldig Da habt Ihr euren einfaltigen Rubel wieder, wenn Ihr nur Spaß wollt machen“ Aber der Musketier sagte „Meinen zweifaltigen Imperial gebt mir heraus, mein Spaß ist Ernst, und die Marktwache, die Polizei wird zu finden sein“ Ein Wort gab das andere, das glimpfliche gab das troßige, und das troßige gab das schnode, und es hangte sich an den Stand mit Leuten an, wie ein Bart an einem Bienenkorb Auf einmal bohrt etwas wie ein Maulwurf durch die Menge „Was geht hier vor?“, fragte der Polizeisergeant, als er sich mit seinen Leuten durch die Menge durchgebohrt hatte „Was geht hier vor?“ frag ich Der Kramer wußte wenig zu sagen, aber desto mündfertiger war der Musketier Vor seiner Viertelsunde, erzählte er, habe er diesem Mann für einen Rubel abgekauft, das und das Als er ihn bezahlen wollte, in allen Taschen hatte er kein Geld gefunden, nur einen doppelten Imperial, den ihm sein Pate geschenkt hatte, als er gezogen wurde So habe er ihm den Imperial als Unterpfand zurückgelassen, bis er den Rubel bringe Wie er mit dem Rubel wieder kommen sei, hab’ er den rechten Kaufladen nimmer gefunden und an allen Ständen gefragt „Wem bin ich einen Rubel schuldig?“ so habe dieser da gesagt, er sei derjenige, und sei’s auch, und habe ihm auch den Rubel abgenommen, aber von dem Imperial wolle er nichts wissen „Wollt Ihr ihn jetzt gutwillig herausgeben oder nicht?“ Als aber der Polizeisergeant die Umstehenden fragte und die Umstehenden sagten ja, der Musketier habe an allen Kaufladen gefragt, wem der Rubel gehöre, und dieser habe bekannt, er gehöre ihm, und habe ihn auch angenommen und daran geklingelt, ob er probat sei Als der Polizei-Hauptmann das hörte, so gab er den Befcheid „Habt Ihr Euren Rubel bekommen, so gebt dem Soldaten auch seinen Imperial zurück, oder man pef-

schießt Euch Euren Stand mit Lattnageln zusammen und Ihr werdet zwischen Euren eignen Brettern eingeschachtelt und ein geschindelt, und könnt Ihr alsdann lang Hunger leiden, so könnt Ihr auch lang leben“ Das sagte der Anführer der Polizeiwache, und wer dem Musketier für einen Rubel einen Imperial heraus geben mußte, war der Kaufmann

Merke Siendes Gut frißt das eigene, wie neuer Schnee den alten

Der listige Kaufherr

Der Adjunkt, der dieses schreibt, hat allemal eine große Freude, wenn er auch ein Geschichtlein einmauern kann in den Kalender Denn was er in gelehrte Bücher hinemstiftet, lesen nicht viel Leute, am wenigsten die Gelehrten selber Der Hausfreund aber hat nach den neuesten Zahlungen 700000 Leser, ohne die, welche umsonst zuhören Diesmal aber freut er sich insbesondere zu erzählen, wie einmal ein großer Spießbube auch hinter das Licht geführt worden ist, denn die Wölfe beißen bisweilen auch ein gescheites Hundlein, sagt Doktor Luther

Ein französischer Kaufherr segelte mit einem Schiff voll großen Reichthums aus der Levante heim, aus dem Morgenland, wo unser Glaube, unsere Fruchtbaume und unser Blut daheim ist, und dachte schon mit Freuden daran, wie er jetzt bald ein eigenes Schloßlein am Meer bauen und ruhig leben und alle Abend dreierlei Fische zu Nacht speisen wolle Paff, geschah ein Schuß Ein algierisches Raubschiff war in der Nähe, wollte uns gefangen nehmen und geradeswegs nach Algier führen in die Sklaverei Denn hat man zwischen Wasser und Himmel gute Gelegenheit, Lustschlosser zu bauen, so hat man auch gute Gelegenheit, zu stehlen So denken die algierischen Seerauber auch Hat das Wasser keine Balken, so hat's auch keine Galgen Zum Glück hatte der Kaufherr einen Ragusaner auf dem Schiff, der schon einmal in der algierischen Gefangenschaft gewesen war und ihre Sprache und ihre Prügel aus dem Fundament verstand Zu dem sagte der Kaufherr „Nicolo, hast du Lust, noch einmal algierisch zu werden?

Folge mir, was ich dir sage, so kannst du dich erretten und uns“ Also verbargen wir uns alle im Schiff, daß kein Mensch zu sehen war, nur der Ragusaner stellte sich oben auf das Verdeck Als nun die Seerauber mit ihren blinkenden Sab. In schon nahe waren und riefen, die Christenhunde sollten sich ergeben, fing der Ragusaner mit klaglicher Stimme auf algerisch an „Tschamiana“, fing er an, „tschamiana halaena bilabai monaschid ana billah angorun min almaut – Wir sind alle an der Pest gestorben bis auf die Kranken, die noch auf ihr Ende warten, und ein deutscher Adjunkt und ich Um Gotteswillen rettet mich“ Dem algerier See-kapitan, als er hörte, daß er so nah an einem Schiff voll Pest sei, kam's grün und gelb vor die Augen In der größten Geschwindigkeit hielt er das Schnupftuch vor die Nase, hatte aber keins, sondern den Armel, und lenkte sein Schiff hinter den Wind „Lajonzort“, sagte er, „Allah orra=man arrahim atabarra lafa it schanat chah – Gott helfe dir, der Gnadige und Barmherzige! Aber geh zum Henker mit deiner Pest! Ich will dir eine Flasche voll Krautereffig reichen“ Darauf ließ er ihm eine Flasche voll Krautereffig reichen an einer langen Stange und segelte so schnell als möglich links um Also kamen wir glücklich aus der Gefahr, und der Kaufherr baute hernach in der Gegend von Marseille das Schloßlein und stellte den Ragusaner als Haushofmeister an auf lebenslang

Rettung einer Offiziersfrau

Es muß manchmal recht wild und blutig in der Welt hergehen, daß die edle Denkungsart eines Menschen bekannt werde, den man nicht drum ansieht

In Tirol, wo es während des letzten Krieges recht wild und blutig herging, da hatten sie eben einen bayerischen Stabsoffizier ermordet, und mit noch blutigen Sabeln und Mistgabeln drangen sie in das Gemach, wo seine Gattin mit ihrem Kind im Schoß weinte und ihr Leid Gott klagte, und wollten sie auch ermorden „Ja“, fuhr sie einer von ihnen wutend an und war der allerargste, „für Euer Leben gibt es kein Losgeld, und Euer Burschlein da hat

auch bayerisch Blut in den Adern In einer Stunde mußt Ihr sterben, zuerst Euer kleiner Sadrach, hernach Ihr “ „Laßt ihr eine Stunde Zeit“, sagte er zu den anderen, „daß sie noch beten kann, sie ist eine katholische Christin“

Nach einer Viertelstunde aber, als sie allein war und betete, kam er wieder und sagte „Gnadige Frau, Ihr kennt mich noch, so bitte ich Euch, Ihr wollt ob mir nicht erschießen und nicht im Bosen aufnehmen, was ich in guter Meinung gesagt hab: Gebt mir Euer Kind unter den Mantel, so will ich es retten und zu meiner Mutter bringen und zieht unterdessen diesen Plunder an“, das er unter dem Mantel hervorzog, „so will ich's probieren, ob ich Euch mit Gottes und unserer Frauen Hilfe auch kann retten“ Als er das Kind in Sicherheit gebracht hatte und wiederkam, stand sie schon da, angekleidet wie ein Tiroler Da drückte er ihr den schlappen Hut recht ins Gesicht, richtete ihr den Hosenträger besser zurecht und gab ihr eine Mistgabel in die Hand, als wenn sie auch ein Rebelle wäre und zu den Leibgardisten und Hellebardieren des Sandwirt Hofers gehörte „Kommt denn jetzt“, jagte er, „in Gottes Namen und tretet herzhast auf, wenn Ihr hinauskommt, und macht Euch ein wenig breit“ Als sie aber mit einander die Treppe hinabgingen, kamen die anderen wieder und „Haßt du ihr den Treß schon gegeben, Seppel?“ fragte ihn einer Da sagte er „Nein, sie hat die Türe zugeschlossen und gebetet Jetzt kann sie fertig sein Ich hab' sie durch's Schlüsselloch gesehen, und sie stand eben auf, als ich durchsah“ Also ging er mit ihr die Treppe hinab, und die anderen stürmten an ihr vorbei, die Treppe hinauf, und während sie vor der verschlossenen Türe larmten und pochten und in das leere Gemach hinein riefen „Seid Ihr bald fertig? Die Türe soll bald eingetreten sein“, brachte er sie auch zu seiner Mutter, und gab ihr ihr Kindlein wieder, und das Kindlein lachte, aber sie weinte und drückte es brünstig an ihr Gesicht und an ihren Busen Also hatte sie der edle Tiroler glücklich und mit Gottes Hilfe aus den Händen ihrer Mörder errettet und hat sie hernach die Nacht hindurch auf heimlichen Wegen fortgeführt und bis an ein bayerisch Piquet gebracht, als eben die Sonne aufging

Unverhofftes Wiedersehen

In Salun in Schweden küßte vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge hübsche Braut und sagte zu ihr: „Auf Sanct Lucia wird unsere Liebe von des Priesters



Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Frau und bauen uns ein eigenes Nestlein.“ „Und Friede und Liebe soll darin wohnen“, sagte die schöne Frau mit holdem Lächeln, „denn du bist mein Einziges und Alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab sein als an einem anderen Ort.“ Als sie aber vor Sanct Lucia der Pfarrer zum zweitemal in der Kirche ausgerufen hatte: „So nun jemand Hindernis wüßte anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammen kommen“, da meldete sich der Tod. Denn als

der Jungling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmanns Kleidung an ihrem Haus vorbeiging, der Bergmann hat sein Totenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihr Fenster und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie saunzte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rotem Rand für ihn zum Hochzeitstag, sondern als er nimmer kam, legte sie es weg und weinte um ihn und vergaß ihn nie. Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört, und der siebenjährige Krieg ging vorüber, und Kaiser Sian, der Erste starb, und der Jesuiten-Orden wurde aufgehoben und Polen geteilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schlossen den General Stein in der Veteranerhöhle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden eroberte russisch Finnland, und die französische Revolution und der lange Krieg fing an, und der Kaiser Leopold der Zweite ging auch ins Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardierten Kopenhagen, und die Ackerleute saeten und schnitten. Der Müller mahlte, und die Schmiede hammerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt. Als aber die Bergleute in Salun im Jahre 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwei Schächten eine Öffnung durchgraben wollten, gute dreihundert Ellen tief unter dem Boden, gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Junglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war, also daß man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben oder ein wenig eingeschlafen wäre an der Arbeit. Als man ihn aber zu Tag ausgefordert hatte, Vater und Mutter, Gesiebende und Bekannte waren schon lange tot, kein Mensch wollte den schlafenden Jungling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmannes kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurück-

kehrte Frau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Kruke an den Platz und erkannte ihren Brautigam, und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüths erholt hatte, „es ist mein Bräutster“, sagte sie endlich, „um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte und den mich Gott noch einmal sehen laßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er auf die Grube gegangen und nimmer gekommen.“ Da wurden die Gemüther aller Umstehenden von Wehmut und Tränen egriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewekkten kraftlosen Alters und den Brautigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Brust nach fünfzig Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte, aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen, und wie sie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Grublein tragen ließ, als die einzige, die ihm angehöre und ein Recht an ihn hab', bis sein Grab gerüstet sei auf dem Kirchhofe. Den anderen Tag, als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhof und ihn die Bergleute holten, schloß sie ein Kästlein auf, legte ihm das schwarzseidene Halstuch mit roten Streifen um und begleitete ihn in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeitstag und nicht der Tag seiner Verdrigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof ins Grab legte, sagte sie „Schlase nun wohl, noch einen Tag oder zehn im kühlen Hochzeitbett, und laß dir die Zeit nicht lang werden. Ich habe nur noch ein wenig zu tun und komme bald, und bald wird's wieder Tag.“ – „Was die Erde einmal wiedergegeben hat, wird sie zum zweitenmal auch nicht behalten“, sagte sie, als sie fortging und noch einmal umschaute.

Drei Worte

Ein Jude in Endingen im Wirtshaus erblickte einen Kaufherrn, der ihm bekannt vorkam. „Seid Ihr nicht einer von den großmütigen Herrn, daß ich hab die Gnad gehabt mit ihnen von Basel nach Schalampi zu fahren auf dem Wasser?“ Der Berfauer Kauf-

heir, er war von Geisau, sagte „Hast du unterdessen nichts Neues ausspintisiert, Reiskamerad?“ Der Jude antwortete „Habt Ihr gute Geschäfte gemacht auf der Messe? Wenn Ihr gute Geschäfte gemacht habt – um einen Sechsbakner, Ihr könnt mir drei Worte nicht nachsagen“ Der Geisauer dachte Ein paar Stanken hin oder her „Laß hören!“ Der Jude sagte „M-sch yschmied“ Der Geisauer „M-sch yschmied“ „Dudelsack“ – – „Dudelsack“ Da schmunzelte der Jude und sagte „Salsch!“ – Da dachte der Geisauer hin und her, wo er konnte gefehlt haben Aber der Jude zog eine Kreide aus der Tasche und machte damit einen Strich „Einmal gewonnen“ „Noch einmal!“, sagte der Kaufherr Der Jude sagte „Baumol“ Der Kaufherr „Baumol“ „Rotgerber“ – – „Rotgerber“ Da schmunzelte der Hebraei abermal und sagte „Salsch“, und so trieben sie's zum sechstenmal Als sie's zum sechstenmal so getrieben hatten, sagte der Kaufherr „Nun will ich dich bezahlen wenn du mich überzeugen kannst, wo ich gefehlt habe“ Der Jude sagte „Ihr habt mir das dritte Wort nie nachgesprochen ‚Salsch‘ war das dritte Wort, das habt Ihr mir nie nachgesprochen, und also war die Wette gewonnen“

Andreas Hofer

Als im letzten Krieg die Franzosen und Östreicher in der Nachbarschaft in Tirol alle Hände voll miteinander zu tun hatten, dachten die Tiroler im Truben ist gut fischen Sie wollten nimmer bayrisch sein Viel Kopfe, viele Sinne, manchmal gar keine Sie wußten zuletzt selber nimmer recht, was sie wollten Unterdessen lauteten in allen Tälern die Sturmglocken Von allen Bergen herab kamen die Schützen mit ihren Stutzen Mann und Weib, jung und alt griff zu den Waffen Die Bayern und Franzosen hatten harten Stand besonders in den engen Pässen, wenn Kesselfüße wie Sauerkrautstanden und Schweinställe so groß auf sie herabflogen Bald glücklich, bald unglücklich in ihren Gefechten, nahmen die Rebellen bald Innsbruck ein, die Hauptstadt in Tirol. bald mußten sie sie wieder verlassen, bekamen sie wieder und konnten

sie doch nicht behalten Ungeheure Grausamkeiten wurden verübt, nicht nur an den bayrischen Beamten und Untertanen, nein, auch an den eigenen Landsleuten, Vogel friß oder stirb Wer nicht mitmachen wollte, war des Lebens nicht mehr sicher Der Jäger Hanny konnte davon erzählen, wenn er noch lebte Endlich, als manches schöne Dorf und Städtlein in der Asche lag, mancher wohlhabende Mann war ein Bettler, mancher Leichtsinrige und Rasende verlor das Leben, jedes Dorf, fast jedes Haus hatte seine Leichen, seine Wunden und seinen Jammer, da dachten sie zuletzt, es sei doch besser bayrisch sein, als sie im Anfang gemeint hatten, und unterwarfen sich wieder Unversucht schmeckt nicht Nur einige Tollköpfe wollten lieber zuerst ein wenig erschossen oder gehängt sein, zum Beispiel der Andreas Hofer

Andreas Hofer, Sandwirt im Passauer und Viehhändler, hatte bis über sein vierzigstes Jahr, bis der Aufstand ausbrach, schon manch Schopplein Wein ausgeschenkt, manch Stücklein Kreide an bösen Schulden verschrieben, und schäßen konnte er ein Hauptlein Vieh trotz einem Aber im Aufstand brachte er es bis zum Kommandanten, nicht bloß von einem Städtlein oder Thal, nein von der ganzen gefürsteten Grafschaft Tirol, und nahm sein Quartier nicht nur in einem Pfarrhof oder etwa in einem Amtshaus, sondern in dem großen fürstlichen Residenzschloß zu Innsbruck An funfzigtausend Mann Landsturm stand in kurzer Zeit unter seinem Befehl Wer keine Flinte hatte, präsentierte das Gewehr mit der Heugabel Was verordnet und ausgefertigt wurde, stand Andreas Hofer darunter, das galt Sein geheimer Kriegsminister war ein geistlicher Herr, Pater Joachim genannt, sein Adjutant war der Kronenwirt von Pludenz, sein Schreiber ein entlaufener Student Unter seiner Regierung wurden für dreißigtausend Gulden eigene Zwanzigkreuzerstücke für Tirol geprägt, der Hausfreund hat auch einen Hufvoll davon Ja, er legte eine eigene Stückgießerei an, aber wie? Die Kanonen wurden aus Holz gehöhrt und mit starken eisernen Ringen umlegt Sten, es tat gut, nur nicht dem, den's traf In Innsbruck ließ er sich gut auftragen Selber essen macht fett Er sagte „Ich bin lang genug Wirt gewesen Ich will ich auch einmal Gast sein“ Bei dem allen anderter

er seine Kleidertracht nie Er ging einher wie ein gemeiner Inoler und trug einen Bart, so lang das Haar wachsen mochte Nur im Gurtel trug er ein Paar Terzviolen und auf dem Hut eine hohe Reiherfeder, und neben seinen schweren Regierungsgeschäften trieb er den Viehhandel fort, wie vorher Jetzt schickte er einen Adjutanten mit Befehlen an die Limée ab, jetzt kam ein Metzger „Wie teuer die vier Stieren, die Ihr bei Eurem Schwager eingestellt habt?“ Sonst war er kein ganz roher Mann viel Unglück hat er verhütet, wo er wehren konnte Einem gefangenen Offizier sagte er „Morgen werdet Ihr erschossen“ Den anderen Tag sagte er „Ich habe gehört, daß Ihr ein braver Mann seid, ich will Euch einen Paß geben, daß Ihr heim konnt“ Aber großer war das Unglück, das er durch seine Hartnäckigkeit gegen alle Einladungen zum Frieden und durch seine Treulosigkeit verursachte Jetzt schrieb er an das bayrische Kommando „Wir wollen uns unterwerfen und bitten um Gnade Andere Hofer, Oberkommandant in Diroll geworfen“ Zugleich schrieb er an den Adjutant Kronen wirt „Wehrt Euch, so lang Ihr konnt Lisset nicht, so gilt's nicht“ Als sich aber endlich das verblendete Volk der angebotenen Gnade seines großmütigen Königs unterwarf und alle, welche sich nachher mit den Waffen des Aufstands noch blühen ließen, gehängt wurden, mancher Baum trug solch ein Früchtlein, da war Andreas Hofer nicht daheim zu finden, und an keinem Baum, und es hieß, er sei ein wenig spazieren gegangen über die Grenzen Den Willen dazu mag er gehabt haben in seiner armen holzernen Hirtenhütte auf einem hohen Berg im hintersten Passeyer Thal, wo er mit seinem Schreiber verborgen lag und mit sechs Fuß hohem Schnee verschänzt war Sein Haus und sein Vermögen war von den wutenden Bauern geplündert Durstige Nahrung verschaffte ihm von Zeit zu Zeit seine Frau, die jetzt selber mit ihren fünf Kindern von fremden Wohlthaten lebt Da sah es anders aus als in der Burg zu Innsbruck Schlimmeres Quartier wartete auf ihn Einer von seinen guten Freunden verriet für Geld seinen Aufenthalt Ein französisches Kommando umringte seine Hütte und nahm ihn gefangen Man fand bei ihm vier geladene Kugelbüchsen, viel Geld, wenig Nahrung Er selbst war von Mangel, Kummer und

Angst abgezehrt Auf der Abbildung ist alles zu sehen So wurde er von einer starken militärischen Begleitung unter Trommelschlag durch das Land nach Italien nach Mantua ins Gefangnis gebracht und daselbst erschossen In solchen Wassern fangt man solche Fische

Vorgetan und nachbedacht, hat manchen in groß Leid gebracht

Das fremde Kind

Durch den Schnee und durch die Tannen des Schwarzwalds kommt abends am 5. Dezember 1807 ein achtjähriges Magdlein halb baarfuß, halb nackt vor das Hauslein eines armen Tagelohners im Gebirg und gesellt sich, mir nichts, dir nichts, zu den Kindern des armen Mannes, die vor dem Hause waren, und gaukelt mit ihnen, geht mit ihnen, mir nichts, dir nichts, in die Stube und denkt nimmer ans Fortgehen Nicht anders als ein Schaflein, das sich von der Herde verlaufen hat und in der Wildnis herumirrt, wenn es wieder zu seinesgleichen kommt, so hat es keinen Kummer mehr Der Tagelohner fragt das Kind, wo es herkomme „Oben oben von Gutenbrüg“ – „Wie heißt dein Vater?“ – „Ich habe keinen Vater“ – – „Wie heißt deine Mutter?“ – – „Ich habe keine Mutter“ – – „Wem gehorst du denn sonst an?“ – – „Ich gehöre niemand sonst an“ – – Aus allem, was er fragte, war nur soviel herauszubringen, daß das Kind von den Bettelleuten sei aufgefunden worden, daß es mehrere Jahre mit Bettlern und Jaunern sei herumgezogen, daß sie es zuletzt in St. Peter haben sitzen lassen, und daß es allein über St. Margen gekommen sei und jetzt da sei Als der Tagelohner mit den Seinigen zu Nacht aß, setzte sich das fremde Kind auch an den Tisch Als es Zeit war zu schlafen, legte es sich auf die Ofenbank und schlief auch, so den anderen Tag, so den dritten Denn der Mann dachte, ich kann das arme Kind nicht wieder in sein Elend hinaus jagen, so schwer es mich ankommt, eins mehr zu füttern Aber am dritten Tag sagte er zu seiner Frau „Frau, ich will's doch auch dem Herrn Pfarrer anzeigen“ Der Pfarrherr lobte die gute Denkart des armen

Mannes, der Hausfreund auch, „aber das Magdlein“, sagte der Pfarler, „soll nicht das Brot mit Euern Kindern teilen, sonst werden die Stücklein zu klein. Ich will ihm einen Vater und eine Mutter suchen.“ Also ging der Pfarherr zu einem wohlhabenden und gutdenkenden Mann in seinem Kirchspiel, der selber wenig Kinder hat, und der Hausfreund weiß just nicht, wie er's dem Manne sagte. „Peter“, sagt er, „wollst Du ein Geschenk annehmen?“ – „Nach dem's ist“, sagte der Mann – „Es kommt von unserem lieben Heirgott“ – „Wenn's von dem kommt, so ist's kein Fehler.“ Also bot ihm der Pfarherr das verlassene Magdlein an und erzählte ihm die Geschichte dazu, so und so. Der Mann sagte „Ich will mit meiner Frau reden. Es wird nicht fehlen.“ Der Mann und die Frau nahmen das Kind mit Freuden auf. „Wenn's gut tut“, sagte der Mann, „so will ich's erziehen, bis es sein Stücklein Brot selber verdienen kann. Wenn's nicht gut tut, so will ich's wenigstens behalten bis in's Stuhjahr. Denn dem Winter darf man keine Kinder anvertrauen.“ Jetzt hat er's schon viermal überwintert und viermal über Sommert auch. Denn das Kind tat gut, ist folgsam und dankbar und fleißig in der Schule, und Speise und Trank ist nicht der größte Gotteslohn, den das fromme Ehepaar an ihm ausubt, sondern die christliche Zucht, die väterliche Erziehung und die mütterliche Pflege. Wer das fremde Tochterlein unter den anderen in der Schule sieht, sollt' es nicht erkennen, so gut sieht es aus, und so sauber ist es gekleidet. Etwas tut dem Hausfreund wohl, und er konnte den braven Tagelöhner und die braven Pflegeeltern des Kindes mit Namen nennen, wer sie sind und wie sie heißen. Aber über seinen Mund kommt's nicht.

Geschwinde Reise

Ein italienischer Kaufmann, der auf die Frankfurter Messe reisen wollte, hatte sich in Stuttgart um einen Tag verspätet. Also mußte er die Extrapost anspannen lassen. Wie fang ich's an, dachte er, daß ich geschwind aus dem Feld komme und doch mit geringen Kosten? „Postillion“, sagte er, als er in das Kaleschlein

faß, „fahz langsam, denn ich siße nicht nur auf dem Rutschentst-
 lein, sondern auch auf einem Blutgeschwür, und meine entseßliche
 Kopfwunde da auf der linken Seite wirst du hoffentlich sehen“
 Eigentlich aber war sie nicht wohl zu sehen. Denn fürs erste war
 der Kopf mit einem Tuchlein verbunden, das zwar blutig ausfah,
 fürs zweite hatte er unter dem Verband keine Wunde. „Wenn du
 recht langsam fahrst,“ sagte er, „auf der Station soll's dich nicht
 reuen.“ Der Postillion dachte solchen Gefallen kann ich den
 Rossen tun, und was das Trinkgeld anbelangt, mir auch, und fuhr
 so langsam, daß die Pferde selber anfangen, eins nach den anderen
 oor langer Weile zu gähnen, was doch selten geschieht. Nichts
 desto weniger schrie der Italiener unaufhörlich „Zetter und
 Mordio! O mein Kopf! o mein Bein! Fahr langsam!“ Der
 Postillion sagte „Wollt Ihr auf der Straße übernacht bleiben,
 so will ich Euch abladen. Ich kann nicht gar fahren, als wenn ich
 etwas anderes ausfuhrte auf den Acker. Tu ich nicht langsam
 genug?“ Aber der Passagier sagte „Ich schieß dich tot, wenn du
 nicht gemach fahrst.“ Auf der Station in Ludwigsburg, als er dem
 Postillion das Trinkgeld gab, gab er ihm zwei schabige Ziwolfer,
 einen Albus und ein Paar verrufene Kreuzerlein, bis es einen
 halben Gulden ausmachte. Andere gaben sonst wenigstens acht
 und vierzig Kreuzer, auch einen Gulden und darüber. Wenn's
 recht preßiert und wenn's recht in der Tasche klingelt, auch einen
 Kronentaler. Aber alle Vorstellung des Postillions und alles Pro-
 testieren half nichts. „Hab' ich Euch nicht schlecht genug geführt?“
 fragte er. „Nein, du hast mich nicht langsam genug geführt. Geh
 zum Henker.“ Der Postillion dachte lieber wenig als gar nichts.
 Aber wart' nur, dachte er, du bist noch lange nicht zu Frankfurt.
 Als der Ludwigsburger die Pferde einspannte, fragte er den Stutt-
 garter „Ist der Weg gut?“ „Schlecht“, antwortete der Stutt-
 garter und winkte ihm ein wenig abseits. Ein wenig abseits sagte
 er ihm, was er für einen wunderlichen und geizigen Passagier
 führe, wie ihm noch keiner vorgekommen sei. „Fahr den Reßer
 drauf los“, sagte er, „daß die Räder davonfliegen. Er hat drei
 Bluteisen, drei Locher im Kopf und eine gespaltene Knie scheibe.“

Der Passagier, als der Postknecht aufsaß, sagte „Fahr lange-

sani, Schwager Es kommt mir auf ein gutes Trinkgeld nicht an“ Aber der Postillon dachte dein Trinkgeld kenn ich“ „Meine Pferde sind auf gesunde Herren dressiert“, sagte er, „ich kann sie nicht halten, wenn sie im Lauf sind“, und fuhr drauf los, als wenn die ganze türkische Armee hinter ihm drein käme Der Passagier im Kaleschlein bittet vor Gott und nach Gott, lamentiert, flucht, daß sich der Himmel mit Wolken überzieht Alles vergeblich Auf der Station in Besigheim gibt er dem Postillon dreißig Kreuzer, wie dem ersten „Was bringst du für einen preßhaften Herrn?“ sagte der Besigheimer „Fahr ihn gar tot“, sagte der Ludwigsburger, „es ist ohnedem nicht mehr viel an ihm“, und so rekommandierte ihn einer nach dem anderen, und einer fuhr mit ihm geschwinder davon als der andere, so, daß er noch eine Stunde früher nach Frankfurt kam, als nötig war In Frankfurt sprang er zur Verwunderung und zum Staunen des Postillions ferngehend aus dem Kaleschlein heraus und gab ihm auch dreißig Kreuzer

König Friedrichs Leibhusar

Der Leibhusar König Friedrichs von Preußen muß mit seinem Herrn in gutem Vernehmen gestanden haben Denn einmal gab ihm der König wegen eines Verfehens eine Ohrfeige, daß ihm die Haarlocke, wie man sie damals noch an den Seiten des Kopfes trug, auseinander fuhr und der weiße Puder davon flog, also daß man's ihm draußen wohl ansehen konnte, wenn er hinaus kam Der Leibhusar bat wegen seines Verfehens um Verzeihung, stellte sich aber geradewegs vor des Königs großen Spiegel, der im Zimmer war, richtete seine Locke wieder zurecht und staubte mit dem Schnupftuch den Puder vom Kleid, welches unschicklich war Dem König kam's auch so vor, denn er sagte „Was fällt Dir ein? Willst Du noch eine?“ Der Leibhusar sagte Nein, er habe genug an einer, „aber die anderen“, sagte er, „brauchen nicht zu wissen, wenn ich hinaus komme, was zwischen uns vorgefallen ist“ Da lachte der König wieder und war nimmer böse über den Leibhusar Item, einmal tut so etwas gut, ein andermal nicht

Am 13 April, zwar schon vor neun Jahren, ging in Ungarn, in der Gespannschaft N.ogiad, ein Mann verloren namens Andreas Herzeg, und es war schade für ihn, denn er war leichtschaffen, ziemlich wohlhabend und noch nicht lange verheiratet. Man erkundigte sich nach ihm in allen Dörfern, in allen Gespannschaften, mündlich, schriftlich, im Wochenblattlein. Niemand wußte, wo er hingekommen ist. Sein Bruder in einem anderen Dorf sagte zwar, er sei selbigen Morgen bei ihm gewesen. Das wußte seine Frau auch, und als er gegen Mittag fortging, sagte er, jetzt wolle er heim. Also hielten ihn zuletzt die Seinigen für tot, legten Trauer an, nach ihrer Landesart, und veranstalteten ihm eine Seelenmesse. Er selber wußte so wenig als die anderen Leute, wo er war und wo er solange blieb. Aber am 8 August darauf suchte etwas in einer Felsenhöhle und streckte sich, und es kam Empfindung in eine erwachte Brust und es richtete sich etwas auf, und als es auf den Beinen stand, sagte es zu sich selber: „Bin ich der Andreas Herzeg, der jüngere? Ich glaube.“ Als er aber schlaftrunken vor die Höhle herauskam und sah den heiteren blauen Himmel, und wie es zitterte in der Luft vor Hitze, die Bäume hingen voll Laub und reifer Früchte, die Heuschrecken und Sommervogel machten sich lustig, ein Mägdlein in der Ferne griff an einem Weinstock nach den weichen Beeren, da sagte er zu sich selbst: „Ich kann doch nicht der Andreas Herzeg sein. Denn wenn ich der Andreas Herzeg bin, so hat's geschneit und gestobert, als ich in die Höhle ging und einschlief, sonst war' ich nicht hineingegangen.“ Unterdeß kam er immer mehr zu sich, erkannte immer besser die Gegend, und als er in der Ferne den Kirchturm erblickte und die Häuser erkannte und sein eigenes auch, dachte er, jetzt will ich bald erfahren, wie ich dran bin, denn wenn ich der Andreas Herzeg bin, so muß meine Frau mich kennen. Als er aber in der freien Luft sich in Bewegung setzen wollte, da war er so kraftlos und so matt, und als er in die Tasche griff, ob er ein Pfeiflein Taback rauchen könne, blieb ihm die ganze Tasche in den Händen, denn auf der Seite, wo er ge-

legen war, waren seine Kleider mürb geworden und verfault. Doch kam er mit Not und Mühe in das Dorf, und seine Frau saß vor der Türe und schabte gelbe Rüben. Da warf sie, ihren Mann erblickend, in freudigem Schrecken das Messer weg und sprang auf ihn zu, und als sie ihn mit Tränen und Liebe umarmen wollte, sagte er „Gemeich! ruf mich nicht um!“, und erkannte, daß er doch der Andreas Herzog sei. Hierauf erzählte sie ihm, wie sie sich um ihn bekümmert und geweint und wie ihn jedermann für tot gehalten habe, und heute sei der 8 August, und fragte ihn, wo er unterdessen gewesen und was ihm zugestoßen sei. „Wenn heute der 8 August ist“, sagte er, „so habe ich weiter nichts als 16 Wochen lang geschlafen in der Felsenhöhle bei Bercegnio.“ Und so war es auch. Sechzehn Wochen hatte er geschlafen ohne Speise, ohne Lank, ohne Deckbett und ohne Pfulben, und jetzt war er wieder da. Dies ist ein merkwürdiges Ereignis und beweist, daß die Gelehrten noch lange nicht genug die Natur des menschlichen Körpers ausstudiert haben. Denn nicht jeder hatte Ja gesagt, wenn er wäre vorher gefragt worden, ob so etwas möglich sei.

Nunmehr aber wird sich der geneigte Leser freuen auf die Mahlzeit, und wie sich der ausgehungerte Mann eine Weinsuppe kochen laßt 22 Zoll im Durchmesser und 9 Zoll Tiefe, wie er ein paar Spanferkel schlachten laßt und ein Kalb und wie er jetzt hinwiederum 16 Wochen lang wachen und dem Nachtwächter den Dienst abnehmen kann um eine Kleinigkeit. Nichts nuß! (pflegt der Präsident zu sagen, der mit dem Hausfreund das Gespenst gesehen hat), sondern er war vor großen Schmerzen in den Kinnladen nicht capable, den Mund zum Essen zum öffnen, konnte nur etwas dünne kräftige Brühe zu sich bringen, ward täglich schwächer und elender und empfing am vierten Tag das heilige Abendmahl und schlief in Gottes Namen noch einmal ein, bis ihm nachher am dritten Tag ein böses Geschwür im Kopf aufging, und die Materie davon zu den Ohren herausfloß.

Als aber das Geschwür sich geöffnet und halber wieder gesäubert hatte, kam auch der Mann nach und nach wieder zu seinen völligen Kräften und in seine Ordnung, hat unterdessen mehrere Kinder erzeugt, lebt noch auf diese Stunde und ist gesund.

Der Hausfreund verlangt nicht, daß ihm der geneigte Leser diese seltsame Geschichte auf sein Wort glauben soll, maßen er selber nicht dabei gewesen ist. Aber die Sache ist hernach gerichtlich von den Herrn der Gespannschaft und von dem Physikal untersucht und als authentisch in die Akten gebracht worden, und ein rechtschaffener Herr daselbst hat sie voriges Jahr wieder aus den Akten herausgezogen und in der Stadt Wien durch den Buchdruck bekanntgemacht.

Der Refrut

Ein junger schön gewachsener Bursche mit krausen rothlichen Haaren und viel Laubflecken sagte dem preussischen Offizier, der ihn hinten auf sein Gefährt aufsitzen ließ, nicht, wo er daheim sei, bis es Zeit war. Auf das Gefährtlein aber war er folgendergestalt gekommen. Als der Offizier an ihm vorbei fuhr auf der Straße, etwas langsam, weil es bergan ging und bei solcher Gelegenheit ein Pfeifchen Tabak stopfte, dachte der Rotzkopf: Fahren ist ringer als laufen, wenn's geratet, und zog auch sein holzernes Pfeiflein aus der Tasche: „Wollet Ihr nicht so gut sein, gnädiger Herr, und mir auch Tabak geben zu meiner Pfeife? Ich will Euch derweilen Feuer schlagen.“ Dem Offizier, der aus dem Urlaub zu seiner Garnison zurückkehrte, leuchtete das kräftige Alter und der schöne feste Wuchs des Knaben nicht übel ein. „Wo bist Du her, mein Sohn?“ -- „Von da und da. Ihr müßt ja durchgefahren sein, vor etwa einer Stunde. Mein Vater ist der Schwanenwirt, eigentlich aber mein Stiefvater.“ -- „Was ist dein Geschäft auf der Straße?“ -- „Drum will ich dem König dienen und gehe auf den nächsten Werbplat.“ -- „Wieviel Jahre hast du?“ -- „Neunzehn seit vorgestern, und nicht viele gute darunter. Drum hat mir vorgestriges Tages die Mutter einen Kronentaler gegeben. Großer, hat sie gesagt, du wirst heute neunzehn Jahre alt, mach dir einen guten Abend dafür. Für einen Kronentaler kann man mehr als einen Rausch trinken, aber ich habe nur einen dafür getrunken. Heute früh, vor zwei Stunden, als ich noch im Bett lag, ist der

Vater mit dem Geißelstecken gekommen, und hat mich gewalzt. Es ist nicht das erste Mal. Und die Mutter hat er auch bearbeitet. Es ist auch nicht das erste Mal. Willst du alles an den Lummel hängen, hat er gesagt, an den rothhaarigen Galgenstrich?“ – Der Offizier gab ihm hierauf ein wenig Tabak in die Hand und sagte „Du kannst hinten aufsitzen, wenn wir auf der Höhe sind. Ich will dich mitnehmen.“ – „Ich verlange kein Handgeld“, sagte der Rottkopf und schlug an die Tasche.

„Kann man den Schwanenwirt zwingen“, fragte er, „daß er mir mein Vaterliches verabfolgen laßt, wenn ich majorenn bin?“ Der Offizier sagte „Sobald du majorenn wirst, soll's nicht fehlen.“ Auf der Station, wenn die Pferde gewechselt werden, ließ er ihm gut einschenken, um ihm frohen Mut zu machen, und wenn er ausgetrunken hatte, sagte er „Es schmeckt doch nicht recht, wie's soll, wenn man den Tag vorher etwas zu viel gehabt hat.“ Unterwegs saß er bald auf dem Brett, bald stellte er sich wie ein Bedienter, der hinten aufsteht, erzählte dem Offizier allerlei oder piffte ein lustiges Stucklein. Der Offizier sagte „Du kannst Pfeifer-Major werden bei des Königs Leibgarde. Solche gibt's nicht viel in der Armee.“ – „Ich kann auch die Orgel spielen.“ – „Gut! Du kannst auch General-Geldorgelspieler werden. Aber zuerst mußt du von unten herauf als Regimentsblasbalgtreter dienen.“ Wart nur, dachte er, bis ich dich in Magdeburg habe. Das Orgelspielen wird dir vergehen. Aber gegen Abend, als sie durch den Wald fuhren, stellte sich der Rottkopf wieder auf die Beine, eigentlich aber nur auf eins, denn das andere hielt er auf den Sprung parat. „Jetzt, wenn Ihr um die Waldspitze herum seid, gnädiger Herr, rechts erblickt Ihr in der Ferne ein Dorf mit einem halben Kirchturm, dort bin ich daheim. Ich bedanke mich, daß Ihr mich so weit habt lassen mitfahren.“ Aber als er die letzten Worte sagte, sprang er schon über den Straßengraben und husch in den Wald hinein, wie ein gejagter Hirsch, weg war er. Denn es war ihm nur ums Mitfahren zu tun.

Der Offizier schloß ihm zwar mit der Kugelbuche nach. Aber die Kugel konnte ihn im Wald zwischen den vielen Bäumen nimmer ausfindig machen. Der Postillon aber sagte „Es hat

mich schon lang Wunder genommen, was Ihi mit dem Halunken
hinfen auf der Chaise tut Ich kenne den roten Spießbuben wohl“,
sagte er

Herr Christian Ruhmann,
des geneigten Lesers Landsmann

In Rohrbach, einem badischen Dorf bei Gochsheim, wurde vor
68 Jahren einem armen Tagelohner ein Sohn geboren Das ist
derjenige, von welchem wir reden, und als er getauft wurde, dach-
ten wir Bevatterleute auch nicht daran, daß sie einen Kaiserlich
französischen Reichsbaron in die Kirche tragen Schon in seiner
Kindheit starb ihm der Vater, und man hielt es wohl für ein
großes Unglück, aber der liebe Gott sagte Laß mich nur machen,
und gab ihn vor der Hand einem rechtschaffenen Mann, einem
Bildweber, in Pflegschaft und nachher auch in die Lehre Wie er
aber als ausgelernter Handwerksbursche nach Straßburg in die
Fremde und zu einem Meister kam, da lachte ihm vor Freuden das
Herz, wenn er die schönen Regimenter sah aufmarschieren und
horte den lustigen Marsch, und wenn er wieder an seinem Web-
stuhl saß und das Schifflein und die Faden durch den Zettel schoß,
wenn ein Faden entzwei brach, rief er „Bataillon halt!“ Aber
wenn der Faden angeknüpft war, commandierte er wieder „Vor-
wärts Marsch!“ Eines Tages aber dachte er auf einmal Was
hab ich das nötig? Ich geh zu Prinz Max' Regiment Elsaß und
nimm Handgeld So gedacht, so geschehn Merke der Herr Baron
war ein braver und geschickter Webersknecht und ist nicht aus
Leichtsinn oder aus Faulheit oder wegen eines liederlichen Streiches
Soldat worden oder im Raufsch, sondern es ist nothwendig in ihm
geessen und die Montur hat sich nur herausgekehrt Solches
wird sich alsobald offenbaren Denn der Prinz Max, der damals
ebenfalls nicht daran dachte, daß ein König in ihm stecke, nämlich
der jetzige König von Bayern, ein gütiger Soldaten- und Men-
schenfreund, fand an ihm einen braven und ordnungsliebenden
Soldaten und schenkte ihm bald seine Gunst Eines Tages sagte
er zu ihm „Ruhmann“, sagte der Prinz, „wenn du besser schreiben

und rechnen konntest, lesen ohnehin, so sollte dir eine Unteroffiziersstelle nicht fehlen“ Da lernte Ruhmann bei einem Landsmann, der damals in Straßburg studierte, Schreiben und Rechnen und bracht's in kurzer Zeit bis zum Korporal, nein zum Sergeanten Aber jetzt stand er an einem bösen Schlagbaum, über den er nicht springen konnte, weil er damals noch auf bürgerlichen Beinen stand Denn wer damals bei dem Regiment Elsaß weiterkommen und Offizier werden wollte, mußte von adeliger Geburt und Herkunft sein, kein Webersknecht von Rohrbach Als aber in derselbigen Zeit ein neues leichtes Dragoner-Regiment errichtet wurde, wo man's vermutlich im Anfang nicht so genau nahm, empfahl ihn der Prinz Max dem Inhaber desselben zu einer Offiziersstelle, so gutig war der Prinz Also wurde jetzt der Sergeant Ruhmann Offizier bei dem Dragoner Regiment von Cevennes Drüber brach die Revolution aus, wo eine Kundschaft so gute Dienste leisten konnte als ein Adelsbrief und noch bessere Ruhmann nahm keinen Anteil an den Unruhen und Untaten, sondern sagte „Wenn alles revolutioniert, so will ich meinem Kommandanten getreu bleiben“ Also gehorchte er seinem Kommandanten, was er sagte und befahl, und half die Aristokraten fortjagen In dieser Zeit also und während des Krieges stieg er durch seine Tapferkeit von einer Ehienstufe zur anderen und war unter Napoleons Anführung nicht der letzte bei der siegreichen Schlacht bei Marengo, und Napoleon mußte ihn wohl gesehen haben, wie er mit seinen Schwadronen in die österreichischen Rügen hineinritt Denn als er das Veteranenfest in Paris gab, der Herr Ruhmann war bereits schon ein bejahrter Mann und hatte nimmer viel Haare im Hopslein, da ernannte ihn der Kaiser zum Obristen, ja zum Kommandanten der neuen Militärschule in Fontainebleau, ja zum französischen Reichsbaron, und schenkte ihm den Orden der Ehrenlegion So weit hat's der Landsmann des geneigten Lesers, der Herr Christian Ruhmann von Rohrbach, Bezirksamt Gochsheim gebracht und starb als ein hochgeehrter Mann den 18 Jänner 1811 Wenn er nicht ein edler Biedermann gewesen wäre und nicht seine Untergebenen wie Kinder geliebt hatte, so hätten sie nicht gleich verlassenen Waisen an seinem Sarge geweint und gesagt

Wir haben unseren Vater verloren So ein Wort auf den Weg in die Ewigkeit ist noch mehr wert als der Titel Reichsbaron, meint der Hausfreund

Gute Geduld

Ein Franzos ritt eines Tages auf eine Brücke zu, die über ein Wasser ging und fast schmal war, also daß sich zwei Reitende kaum darauf ausweichen konnten Ein Engländer von der anderen Seite her ritt auch auf die Brücke zu, und als sie auf der Mitte derselben zusammenkamen, wollte keiner dem anderen Platz machen „Ein Engländer geht fi. einem Franzosen aus dem Wege“, sagte der Engländer „Par Dieu“, erwiderte der Franzos, „mein Pferd ist auch ein Engländer Es ist schade, daß ich keine Gelegenheit habe, es umzukehren und Euch seinen Stumpfschweif zu zeigen Also laßt doch wenigstens Euern Engländer, auf dem Ihr reitet, meinem Engländer, wo ich darauf reite, aus dem Wege gehn Euerer scheint ohnehin der jüngere zu sein, meiner hat noch unter Ludwig dem Vierzehnten gedient, in der Schlacht bei Raferolse Anno 1702“

Allem der Engländer machte sich wenig aus diesem Einfall, sondern sagte „Ich habe jetzt die schönste Gelegenheit, die heutige Zeitung zu lesen, bis es Euch gefällt, Platz zu machen“ Also zog er kaltblütig, wie die Engländer sind, eine Zeitung aus der Tasche, wickelte sie auseinander wie eine Handzwehle und las darin eine Stunde lang auf dem Roß und auf der Brücke, und die Sonne sah nicht aus, als wenn sie den Loren noch lange zusehen wollte, sondern neigte sich stark gegen die Berge Nach einer Stunde aber, als er fertig war, und die Zeitung wieder zusammen legen wollte, sah er den Franzosen an und sagte „Çh bien!“ Aber der Franzos hatte den Kopf auch nicht verloren, sondern erwiderte „Engländer, seid so gut und gebt mir Eure Zeitung jetzt auch ein wenig, daß ich ebenfalls darin lesen kann, bis es Euch gefällt auszuweichen“ Als aber der Engländer diese Geduld seines Gegners sah, sagte er: „Wißt Ihr was, Franzos? Kommt, ich will Euch Platz machen!“ Also machte der Engländer dem Franzosen Platz.

Dies ist die Geschichte, die dem Hausfreund vor einem Jahr ein unsichtbarer Freund geschenkt hat, und der Freund sagt, er kenne die Abkömmlinge des Wirts, und die Sache sei ganz gewiß

Um dreißigjährigen Krieg, der Schwed zog durch ein namhaftes Dorf im Wiesen-Kreis, und in dem Dorf durchs Wirtshaus, und im Durchziehen durch den Hof blieb der Knecht des Wirts mit einem Wagen und vier Pferden an der Kolonne hängen Denn er mußte Tornister fuhren und Offizierkisten und Weibslente Der Meister sagte „Komm bald wieder heim, Jobbi!“ Der Jobbi dachte An mir soll's nicht fehlen Die Meisterin weinte und lamentierte, aber ein schwedischer Korporal sagte „Man wird Roß nicht fressen Tartar frist Roß“ Indessen ging die erste Lagers-tation nur bis nach Greiburg, die zweite nur bis nach Rippen-heim, die dritte nur bis nach Ortenburg, die vierte nur bis nach Hornberg, die fünfte nur bis nach Willingen im Schwarzwald Dem armen Jobbi so hoch droben bei den Wolken war schon das Leben feil, und die Pferde hatten auch gern ins Gras gebissen, aber noch lieber in den Haber Und unter allen vieren beklagte der Jobbi am meisten sein Lieblingsroß, den Jockli, daß er schon in seinen besten Jahren ein Kriegsheld werden mußte Aber das half alles nichts Wo man hinkam, waren keine Fuhren zu haben, so mußte der Jobbi und der Jockli mit, ungefragt und ungebeten bis weit hinein ins Schwabenland und hinter sich und fur sich, und aus so vielen Tagen wurden so viele Monate und mehr, bis er einmal zwischen einem Montag und Dienstag Gelegenheit fand, eine Spazierfahrt fur sich zu machen ins Freie Die osterreichischen Vorposten riefen ihn an „Wer da?“ – – „Gut Freund“ – – „Wer ist gut Freund?“ – – „Der Jobbi von da und da“ – – „Bassa mallergi“ sagte der Korporal, „bist du Jobbi von da und da?“ Der Korporal hatte auch einen Schluck Brantwein oder vierundzwanzig bei seinem Meister getrunken und kannte den Jobbi, und der Vorpostenhauptmann war auch schon auf dem Jockli nach Waldshut geritten und kannte den Jockli Also sagte der Hauptmann „Willst du einen Paß nach Haus oder willst du

bei uns bleiben und Geld genug verdienen?“ Da dachte der Jobbi: Aufgegeben hat mich der Meister schon lang und einen anderen Zug gekauft. Utrappiert mich der Schwed so geht's zu bosen Häusern oder gar zu bosen Bäumen, und der Mund stand ihm voll Wasser, wenn er sah, wie die österreichischen Dukaten flogen und auf den Boden fielen und niemand buckte sich darnach. Denn der österreichische Krieg hatte Geld. Also blieb der Jobbi bei der Armee, hauderte hin und her bis nach Preßburg hinein im Ungarland und wieder zurück, handelte auch ein wenig und gewann Hute voll Geld. Der Wagen zerbrach, er kaufte sich einen neuen. Ein Pferd fiel nach dem anderen, die Beute hatte andere. Nur der Joßli hielt aus bergauf und ab, durch dick und dünn. Gleichwohl dachte der alte Knabe oft an den Meister und an die Meisterin daheim, und wie er wieder einmal zurück wolle, wenn's sauber sei im Reich. Und der Meister und die Meisterin daheim dachten auch manchmal an den Jobbi selig, und wie es ihm moge ergangen sein bei den Schweden. Eines Tages, als schon alle Kanonen vom Rhein bis an die Donau und bis an die Ostsee verkauft hatten, die Meisterin schnitt die Suppe ein zum Mittagessen, und der Wirt richtete den Zeiger an der Wanduhr, denn es schlug auf der Kirche, da seufzte die Frau und sagte nichts. Der Meister fragt: „Was fehlt Dir?“ – „He nichts“, sagte sie, „ich hab an den Jobbi gedacht, Gott hab ihn selig, und an den schönen Zug, heute jahrt sich's wieder“ – – „Es wird sich noch vielmal jahren“, sagte der Mann. „Gottlob daß wieder Ruhe im Lande ist.“ Undem tritt der Hausknecht herein, und sagt: „Meister, da draußn haltet ein obsolater Gesell, ein Ungar mit schneeweißem Bart und vier Rossen, der aussieht wie ein Marketender und hat auch so ein Brantweinfaßlein auf dem Wagen. Kommt mir der Sapperment frangschemang in den Stall und sagt an diesem Platz bin ich der Meister, drauf jagt er Eure Pferde in den Hof hinaus und bindet die feimigen an. Ist noch Krieg oder ist Frieden?“ Undem der Meister hinaus will, kommt der Ungar hinein und sagt: „Gemach!“ – – Der Wirt fragt: „Woher des Landes? Solche Gäste haben wir auch schon gehabt.“ „Eine Halbe will ich,“ sagte der Ungar, „von Euerm Besten und zwei Glaser.“ – – „Das ist nicht

von Euerm Besten“, sagte er nachher „Von dem Kienzacher will ich, im hinteren Keller, oder von dem Laufemeier hinter der Brotbähre, wo die Kask darauf sitzt“ Der Wirt sagt „Woher wißt Ihr, was ich für Wein im Keller habe?“ Der Ungar sagt „Von Euerm Knecht, dem Jobbi“, und wollte sich noch lange verstellen Als er aber seinen Namen hörte, wiewohl er ihn selber aussprach, konnte er nimmer an sich halten, sondern griff die Hand des Meisters, und die Tränen rannen ihm aus den Augen in den weißen Bart, wie der kostliche Balsam, der herabfließt in den Bart Aarons, der herab fließt in sein Kleid und Lust und Freude erregt „Ich bin ja der alte Jobbi“, sagte der vermeinte Ungar, wo einmal bei Euch“ – aber der Wirt und die Wirtin unterbrachen ihn mit einem lauten Freudengeschrei, „und den Jockli hab ich auch wieder mitgebracht“, sagte der Jobbi, „die anderen sind neu“ Jetzt gieng an ein Bewillkommen und an ein Fragen, der Wirt lief die Kinder zusammen, der Jobbi sei wieder da, und die Mutter brachte die Kleinen, eins an der Hand, eins auf dem Arme aber sie fürchteten sich und schüenen vor dem fremden Bart, und der Herr Schulmeister kam im Vorbeigehen auch herein Als aber der Meister ein Glas zum Willkommen mit ihm gekunkten hatte und wollte ihm das zweite einschenken, sagte der Jobbi „Das Saßlein! Wir müssen zuerst das Saßlein abladen Darauf brachte der Wirt, der Jobbi und der Hausknecht ein Saßlein, aber nicht mit Brantwein, nein, voll kaiserlicher Taler und Kremmiger Dufaten ab dem Wagen herein, so schwer sie tragen konnten „Dies ist Euer Geld“, sagte der Jobbi, „das ich Euch ehrlich verdient habe Ich verlange nichts als für die sechs Jahre meinen Lohn und für den Jockli den Ruhestand“ Der Meister sagte „Du sollst keinen Lohn von mir bekommen, sondern du sollst das Kind im Hause sein und zwar das älteste“ Aber der Jobbi sagte „Ihr habt unterdessen, wie ich sehe, Kinder genug bekommen Laßt mich, wie ich bin“, und ging mit einem Mund voll Brot hinaus, um nach den Pferden zu sehen und seine alten Geschäfte zu verrichten wie vorher, als wenn er nie weg gewesen wäre

Also blieb er bis an sein Ende im Dienste seines Meisters und vermachte ihm, weil er keinen Erben hatte, noch sein Vermögen

von 520 Pfund Basler Währung, tut 416 Gulden rheinisch Der Meister aber ruhrte das Geld nicht an, sondern stiftete es für die Armen

Merke der Hausfreund kann letzteres nicht für gewiß sagen Aber er denkt so War der Jobbi ein guter Knecht, so war der Meister ein guter Mensch Fromme Herrschaft zieht frommes Gesinde Grobheit, Fluchen und Weiz ist der falsche Weg zu gutem Gesinde, hinten herum Ist also der Wirt ein raisonabler Mann gewesen, hat er auch das Geld den Armen geschenkt

Zwei Tage nach dem Jobbi starb auch der Jockli Merke die Kleidertracht auf der Abbildung ist nicht, wie man sie jetzt trägt, sondern wie sie im dreißigjährigen Krieg getragen wurde, und der Mann mit dem freundlichen frohen Gesicht neben der Wirtin ist ohne Zweifel der Herr Schulmeister Sieht er nicht aus fast wie ein Weihbischof?

Das Bettlerkind

Zu einem betagten Herrn, der zwar wohlthätig, aber fast mundeulich war, kommt ein freundliches Bettelkind und bittet ihn um ein Almosen „Wir haben schon seit dem Samstag kein Weißbrot mehr, und das Schwarze ist so teuer, weil die Laibe so groß sind“ Der Herr, der auf Ordnung hielt und das Betteln nicht wohl leiden konnte, sagte „Weil du sonst so bescheiden bist, ich habe dich noch nie gesehen, und heute zum erstenmal zu mir kommst, so will ich dir zwar ein Sechskreuzerlein schenken Aber unterstehe dich nicht, daß du dich wieder bei mir blicken lässest, sonst geh't's mit einem Groschen ab“ Also holte das Kind in Zukunft den Groschen fast über jeden anderen Tag Als er aber des Überlaufens müde war, sagte er „Jetzt bin ich's müde Wenn du dich noch einmal unterstehest, so setze ich dich auf einen Kreuzer herab“ Also kam das Kind in Zukunft alle Morgen und holte den Kreuzer Die Kochin rief dem Herrn, er solle dem Kind garnie mehr etwas geben, so wird's schon wegbleiben „So?“ sagte er, „das ist mir ein sauberer Rat Sehr Ihr nicht, je weniger man ihm gibt, desto öfter kommt's“

Nicht eben so gut als der Franzos, der dem Engländer auf der Brücke zu Pferd begegnete, kam ein anderer Franzos zu Königszeiten mit einem anderen Engländer davon in einem Wirtshaus. Der Engländer saß schon über ein halbe Stunde still und stumm in einer Ecke und wartete auf einen Chirurgus, hatte gern die Zähne zusammengebissen vor Ungeduld, aber einer davon war hohl und tat ihm von Zeit zu Zeit entsetzlich weh, zum Exempel diesmal kommt auf einmal der Franzose, ein Perückenmacher oder so etwas, an den Tisch, wo der Engländer saß, und wollte seinen Kameraden einen Spaß zum besten geben. Denn er glaubte, der Engländer sei dumm oder noch scheu dort zu Land. Also fing er ein langes Gespräch mit ihm an, worauf der Engländer wenig antwortete, rühnte ihm, was Frankreich für ein reiches und großes Land sei, und daß einer schon ein gutes Pferd haben müsse, wenn er's in Dreivierteljahren durchreiten wolle, und wie der König so gerecht sei und die Königin so gut. „Aber auf das Wohl der Königin“, sagte er, „trinkt Ihr doch eins mit mir oder noch mehr?“ Als sie ausgetrunken hatten, zerriß der Franzos die Hemdkrause an seinem alten abgewaschenen Hemde und sagte „Es lebe die Königin! Gentleman“, sagte er, „Ihr müßt Eure Hemdkrause auch zerreißen auf das Wohlsein der Königin. Ich hab meine auch zerrissen.“ „Geht zum Henker, Ihr Sapperment“, sagte der Engländer, „Euer Hemd hat nimmer weis in die Papiermühle. Meins kommt nagelneu von der Naherin weg und ist an einigen Orten noch ganz heiß vom Durchzug der Nadel.“ Aber der Perückenmacher sagte „Herr, ich versteh keinen Spaß! Entweder zerreißt Ihr Euer Hemd, oder Ihr müßt Euch mit mir stechen auf Leben und Tod.“ Wollte der fremde Engländer keinen Spektakel haben, so mußte er seine Hemdkrause zerreißen wie der Franzose. Aber jetzt wurde er auf einmal freundlich und redselig und erzählte dem Perückenmacher viel von England und von London und von dem großen Kirchturm in London, und wie einer schon gute Augen haben müsse, wenn er unten die Stadt noch sehen wolle, bis der Chirurgus kam. Als der Chirurgus kam und fragte, was der

fremde Herr befehl, „seid so gut“, sagte der Engländer, „und zieht mir diesen Stodßzahn da aus, den dritten, auf's Wohlsein der Königin von England!“ „Herr“, sagte er zu dem Perückenmacher, „Ihr bleibt da sitzen und ruhrt Euch nicht“ Als der Zahn glücklich heraus war, sagte er zu dem Zahnarzt, „seid so gut und zieht jetzt diesem Herrn da ebenfalls einen Zahn aus, auf's Wohlsein der Königin von England Guter Freund“, sagte er, „Ihr müßt Euch auch einen ausreißen lassen, ich hab mir auch einen ausreißen lassen“ Da verging dem Spaßmacher der Mutwillen und die roten Backen und protestierte zwar, die Sache sei nicht gleich „Euer Zahn da“, sagte er, „ist so hohl, daß eine Hasin drin setzen konnte Die meinigen sind alle so keingesund, daß ich eine Bleifugel damit breit beißen konnte Wenn drei Lilien drauf waren, könnt' ich Geld damit pragen“ Aber der andere gab darauf kein Gehor, sondern sagte „Herr, ich versteh keinen Spaß! Entweder laßt Ihr Euch einen Zahn ausbrechen auf der Stelle, oder Ihr könnt Euch mit mir stechen auf Leben und auf Tod, und ich bohr Euch da an die Lur himan, daß der Degen eine Elle weit in die Kammer hineingeht“ Da dachte der Perückenmacher Ein Zahn, — Ein Leben! — — Neun Kinder hab ich daheim — — Lieber ein Zahn — — Also ließ er sich wohl oder ubel auch einen ausreißen, und schieden darauf in Frieden voneinander Aber zu seinen Kameraden sagte er nachher „Diesmal mit einem Fremden Mutwillen getrieben, den ich nicht kenne! Hört man mir nichts an, wenn ich rede?“

Der verwegene Hofnarr

Der König hatte ein Pferd, das war ihm so lieb, daß er sagte „Ich weiß nicht, was ich tue, wenn das Pferd mir stirbt Aber den, der mir von seinem Tode die erste Nachricht bringt, den laß ich auch gewiß aufhengen“ Item, das Roslein starb doch, und niemand wollte dem König die erste Nachricht davon bringen Endlich kam der Hofnarr „Ach, gnädigster Herr“, rief er aus, „Ihi Pferd! Ach das arme, arme Pferd! Gestern war es noch so“ — — da stotterte er, und der erschrockene König fiel ihm ins

Wort und jagte „Ist es gestorben? Ganz gewiß ist es gestorben, ich merk's schon“ „Ach gnädigster Herr“, fuhr der Hofnar mit noch größerem Lamento fort, „das ist noch lange nicht das Schlimmste“ „Nun, was denn?“ fragte der König „Ach, daß Sie jetzt noch sich selber müssen hängen lassen. Denn sie haben zuerst gesagt, daß Ihr Leibpfand tot sei. Ich hab's nicht gesagt.“ Der König aber, betrübt über den Verlust seines Pferdes, aufgebracht über die Frechheit des Hofnarren und doch belustigt durch seinen guten Einfall, gab ihm augenblicklich den Abschied, mit einem guten Reisegeld. „Da, Hofnar“, sagte der König, „da hast du hundert Dukaten. Laß dich statt meiner dafür hängen, wo du willst. Aber laß mich nichts mehr von dir sehen oder hören. Sonst, wenn ich erfahre, daß du dich nicht hast hängen lassen, so tu' ich's.“

Die betrogenen Becher

Zwei Becherbrüder besuchten oft eine Stunde weit einen Freund aufs Mittagessen, weil er guten Vothem hatte und ihm der Wein nicht überwerch im Saß lag. An seinem Namensstag, als sie wieder kamen, und hatte jeder vorher einen Hering gegessen wegen dem Durst und schwitzten Tropfen wie Haselnuß, denn es war am 8 August, Cyriak hieß er, da dachte der Herr Cyriak, ich will doch sehen einmal, ob ich der gute Freund bin oder mein Wein. Also nahm er den einen vor dem Essen auf die Seite und sagte „Gevatter, tut mir den Gefallen, und helft mir den Apotheker (das war der andere) unter den Tisch trinken. Wir wollen gelbgefärbtes Wasser trinken, und Ihr müßt ihm fleißig anstoßen, auf den Cyriak, allemal ex pleno.“ Das war dem Gevatter recht. Drauf nahm er den Apotheker auf die Seite und sagte „Helft mir heute meinen Gevattermann zudecken“, und tat ihm den namlichen Vorschlag. Dem Apotheker war's auch recht, und jeder dachte das gibt einen Spaß. Also tranken sie miteinander sieben Maß Wasser Durlacher Eich über der Mahlzeit und noch drei Maß stehenden Fußes auf viel nachfolgende. Als er ihnen die vierte einschenken wollte, sagte der Gevattermann „Ich kann

nimmer, es ist mir zu stark“ Der Apotheker sagte „Ich kann auch nimmer Ich muß noch Barendred kochen, wenn ich heim komme“ Doch nahmen sie noch eins zur schuldigen Dankesagung Unterwegs sagte der Gevatter des Cyriak „Apotheker, heut habt Ihr ein Meisterstück gemacht Ich kann nicht begreifen, wie Ihr noch aufrecht gehen könnt“ Der Apotheker sagte „Mich wunderr's, daß Ihr nicht blindhagel voll seid“ „So“, sagte der Gevattermann „drum hab' ich Wasser getrunken“ Da gingen dem Apotheker die Augen auf und sagte „Ich auch“ Da gingen dem Gevattermann auch die Augen auf

Der Lehrjunge

Eines Tages wurde in Rheinfelden ein junger Mensch wegen eines verübten Diebstahls an den Pranger gestellt, an das Halseisen, und ein wohlgekleideter Mensch blieb die ganze Zeit unter den Zuschauern stehen und verwandte kein Auge von ihm Als aber der Dieb nach einer Stunde herabgelassen wurde von seinem Ehrenpfosten und zum Andenken noch zwanzig Prügel bekommen sollte, trat der Fremde zu dem Hofschiefer, drückte ihm einen kleinen Laler in die Hand und sagte „Geht ihm die Prugel ein wenig kräftig auf, Herr Haltunsest! Gebt ihm die besten, die Ihr aufbringen könnt!“ Und der Hofschiefer mochte schlagen, so stark er wollte, so rief der Fremde immer „Besser! Noch besser!“ und den jungen Menschen auf der Schranne fragte er bisweilen mit hohnischem Lachen „Wie tut's, Bürschlein? Wie schmeckt's?“

Als aber der Dieb war zur Stadt hinausgejagt worden, ging ihm der Fremde von weitem nach, und als er ihn erreicht hatte auf dem Weg nach Degerfelden, sagte er zu ihm „Kennst du mich noch, Gutschiel?“ Der junge Mensch sagte „Euch werde ich so bald nicht vergessen Aber sagt mir doch, warum habt Ihr an meiner Schmach eine solche Schadenfreude gehabt und an dem Paß, den mir der Hofschiefer mit dem Weidenstumpen geschrieben hat, so ich doch Euch nicht bestohlen, auch mein Lebenlang sonst nicht beleidigt habe“ Der Fremde sagte „Zur Warnung, weil

du deine Sache so einfältig angelegt habtest, daß es notwendig herauskommen mußte. Wer unser Metier treiben will, ich bin der Zundelfrieder“, sagte er, und er war's auch – – „wer unser Metier treiben will, der muß sein Geschäft mit List anfangen und mit Vorsicht zu Ende bringen. Wenn du aber zu mir in die Lehre gehen willst, denn an Verstand scheint es dir nicht zu fehlen und eine Warnung hast du jetzt, und so will ich mich deiner annehmen und etwas Rechtes aus dir machen.“ Also nahm er den jungen Menschen als Lehrlingen an, und als es bald darauf unsicher am Rhein wurde, nahm er ihn mit sich in die spanischen Niederlande.

Der Wassertrager

In Paris holt man das Wasser nicht am Brunnen. Wie dort alles ins Große getrieben wird, so schöpft man auch das Wasser ohnweise aus dem Strom, der hindurch fließt, in der Seine, und hat eigene Wassertrager, arme Leute, die jahraus, jahrein das Wasser in die Häuser bringen und davon leben. Denn man muß viel Brunnen graben für fünfmalhunderttausend Menschen in einer Stadt ohne das unvernünftige Vieh. Auch hat das Erdreich dort kein ander trinkbares Wasser, solches ist auch eine Ursache, daß man keine Brunnen grabt.

Zwei solche Wassertrager verdienten ihr Stüßlein Brot und tranken am Sonntag ihr Schöpplein miteinander manches Jahr, auch legten sie immer etwas weniges von dem Verdienst zurück und setzten's in die Lotterie.

Wer sein Geld in die Lotterie tragt, tragt's in den Rhein fort ist's. Aber bisweilen läßt das Glück unter viel Tausenden einen etwas Namhaftes gewinnen und trompetet dazu, damit die anderen Toren wieder gelockt werden. Also ließ es unsere zwei Wasserträger auf einmal gewinnen, mehr als 100000 Livres. Einer von ihnen, als er seinen Anteil heimgetragen hatte, dachte nach: Wie kann ich mein Geld sicher anlegen? Wieviel darf ich des Jahres verzehren, daß ich's aushalte und von Jahr zu Jahr noch reicher werde, bis ich's nimmer zahlen kann? Und wie ihn

seine Überlegung umaynt, so tat er, und ist jetzt ein stumreicher Mann, und ein guter Freund des Hausfreundes kennt ihn

Der andere sagte „Wohl will ich mir's auch werden lassen für mein Geld, aber meine Kunden geb' ich nicht auf, dies ist unklug“, sondern er nahm auf ein Vierteljahr einen an, einen Adjunkt, wie der Hausfreund, der so lang sein Geschäft verrichten mußte, als er reich war. Denn er sagte „In einem Vierteljahr bin ich fertig.“ Also kleidete er sich jetzt in die vornehmste Seide, alle Tage ein anderer Rock, eine andere Farbe, einer schöner als der andere, ließ sich alle Tage frisieren, sieben Locken übereinander, zwei Finger hoch mit Puder bedeckt, mietete auf ein Vierteljahr ein prächtiges Haus, ließ alle Tage einen Ochsen schlachten, sechs Kalber, zwei Schweine für sich und seine guten Freunde, die er zum Essen einludete, und für die Musikanten. Vom Keller bis in das Speiszimmer standen zwei Reihen Bediente und reicheten sich die Flaschen, wie man die Feuereimer reicht bei einem Brand, in der einen Reihe die leeren Flaschen, in der anderen die vollen.

Den Boden von Paris betrat er nimmer, sondern wenn er in die Komodie fahren wollte, oder ins Palais Royal, so mußten ihn sechs Bediente in die Kutsche hineintragen und wieder hinaus. Überall war er der gnadige Herr, der Herr Baron, der Herr Graf und der verständigste Mann in ganz Paris. Als er aber nach drei Wochen vor dem Ende des Vierteljahrs in den Geldkasten griff, um eine Handvoll Dublonen ungezählt und unbeschaut herauszunehmen, als er schon auf den Boden der Kiste griff, sagte er „Gottlob, ich werde geschwinder fertig, als ich gemeint habe.“ Also bereitete er sich und seinen Freunden noch einen lustigen Tag, wuschte alsdann den Rest seines Reichthums in der Kiste zusammen, schenkte es seinem Adjunkt und gab ihm den Abschied. Denn am anderen Tag ging er selber wieder an sein altes Geschäft, trug jetzt Wasser in die Häuser wie vorher, wieder so lustig und zufriedener wie vorher. Ja, er bringt das Wasser seinem ehemaligen Kameraden, nimmt ihm aus alter Freundschaft nichts dafür ab und lacht ihn aus.

Der Hausfreund denkt etwas dabei, aber er sagt's nicht.

In einer niederländischen Stadt in einem Wirtshaus waren viele Leute beisammen, die einander einestheils kannten, zum Theil auch nicht. Denn es war ein Markttag. Den Zundelfrieder kannte niemand. „Gebt mir auch noch ein Schöpplein“, sagte ein dicker, bürgerlich gekleideter Mann zu dem Wirt und nahm eine Pils-Tabak aus einer schweren silbernen Dose. Da sah der Zundelfrieder zu, wie ein windiger gewürfelter Gesell sich zu dem dicken Mann stellte, ein Gespräch mit ihm anfang und ein paar mal, wie von ungefähr, nach der Rocktasche schaute, in welche der Mann die Dose gesteckt hatte. Was gilt's, dachte der Frieder, der fuhr auch etwas im Schild? Anfanglich stand der Gesell. Hernach ließ er ein Schöpplein kommen, setzte sich auf die Bank und sprach mit dem Dicken allerlei kuriose Sachen, woran dieser Mann viel Spaß fand. Endlich kam ein Dritter. „Excuse“, sagte der Dritte, „kann man auch ein wenig Platz hier haben?“ Also rückte der windige Gesell ganz nahe an den dicken Mann hin und discutierte immerfort. „Ja“, sagte er, „ich habe mich ein Rechtcs verwundert, als ich in dieses Land kam und sah, wie die Windmühlen so flätig vom Winde umgetrieben werden. Bei mir zu Lande geht das ganze Jahr kein Lüftlein. Also muß man die Windmühlen anlegen, wo die Wachteln ihren Strich haben. Wenn nun im Frühjahr die Million tausend Wachteln kommen, vom Meer her aus Afrika, und fliegen über die Mühlenrader, so fangen die Mühlen an zu gehen, und wer in dieser Zeit nicht kann mahlen lassen, hat das ganze Jahr kein Mehl im Haus.“ Darüber geriet der dicke Mann so ins Lachen, daß ihm fast der Atem verging, und unterdessen hatte der schlaue Gesell die Dose. „Aber jetzt hört auf“, sagte der Dicke, „es tut mir weh im Kreuz“, und schenkte ihm von seinem Wein auch ein Glas ein. Als der Spitzbube ausge trunken hatte, sagte er. „Der Wein ist gut. Er treibt Trübe“, sagte er zu dem Dritten, der vorne an ihm saß, „laßt mich einen Augenblick heraus!“ Den Hut hatte er schon auf. Als er aber zur Tür hinaus ging und fort wollte, ging ihm der Zundelfrieder nach, nahm ihn draußen auf die Seite und sagte zu ihm. „Wollt Ihr mir auf der

Stelle meines Schwagers seine silberne Dose herausgeben? Meint Ihr, ich hab's nicht gemerkt? Oder soll ich Larmen machen? Ich hab' Euch schonen wollen vor den vielen Leuten, die drin in der Stube sitzen" Als nun der Dieb sah, daß er verraten sei, gab er zitternd dem Frierder die Dose her und bat ihn vor Gott und nach Gott, stille zu sein „Seht“, sagte der Frierder, „in solche Not kann man kommen, wenn man auf bösen Wegen geht Euer Lebenlang laßt es Euch zur Warnung dienen Unrecht Gut faßelt nicht Ehrlich wahrst am langsten“ Den Hut hatte der Frierder auch schon auf Also gab er dem Gefellen noch eine Prise Tabak aus der Dose und trug sie hernach zu einem Goldschmied

Zwei honette Kaufleute

Zwei Besenbinder hatten nebeneinander feil in Hamburg Als der eine schon fast alles verkauft hatte, der andere noch nichts, sagte der andere zu dem einen „Ich begreife nicht, Kamerad, wie du deine Besen so wohlfeil geben kannst Ich stehle doch das Reis zu den meinigen auch und verdiene gleichwohl den Taglohn kaum mit dem Binden“ „Das will ich dir wohl glauben, Kamerad“, sagte der erste, „ich stehle die meinigen, wenn sie schon gebunden sind“

Der listige Quaker

Die Quaker sind eine Sekte, zum Exempel in England, fromme, friedliche und verstandige Leute, wie hier zu Land die Wiedertäufer ungefähr, und dürfen vieles nicht tun nach ihren Geseßen, nicht schwören, nicht das Gewehr tragen, vor niemand den Hut abziehen, aber reiten dürfen sie, wenn sie Pferde haben Als einer von ihnen einmal Abends auf einem gar schönen stattlichen Pferd nach Haus in die Stadt wollte reiten, wartet auf ihn ein Rauber mit kohlschwarzem Gesicht ebenfalls auf einem Roß, dem man alle Rippen unter der Haut, alle Knochen, alle Gelenke zählen konnte, nur nicht die Zähne, denn sie waren alle ausgebissen, nicht am

Haber, aber am Stroh „Kind Gottes“, sagte der Rauber, „ich möchte meinem armen Tier da, das sich noch dunkel an den Ausgang der Kinder Israel aus Ägypten erinnern kann, wohl auch ein gutes Futter gönnen, wie das Eurige haben muß dem Aussehen nach Wenn's Euch recht ist, so wollen wir tauschen Ihr habt doch keine geladene Pistole bei Euch, aber ich“ Der Quaker dachte bei sich selbst Was ist zu tun? Wenn all's fehlt, so hab ich zu Haus noch ein zweites Pferd, aber kein zweites Leben Also tauschten sie miteinander, und der Rauber ritt auf dem Roß des Quakers nach Haus, aber der Quaker fuhrte das arme Tier des Raubers am Zaum Als er aber gegen die Stadt und an die ersten Häuser kam, legte er ihm den Zaum auf den Rücken und sagte „Geh voraus, Lazarus, du wirst deines Herrn Stall besser finden, als ich“ Und so ließ er das Pferd voraus gehen und folgte ihm nach, Gasse ein, Gasse aus, bis es vor einer Stalltür stehen blieb Als es stehen blieb und nimmer weiter wollte, ging er in das Haus und in die Stube, und der Rauber legte gerade den Fuß aus dem Gesicht mit einem wollenen Strumpf „Seid Ihr wohl nach Hause gekommen?“ sagte der Quaker „Wenn's Euch recht ist, so wollen wir jetzt unseren Tausch wieder aufheben, er ist ohnedem nicht gerichtlich bestätigt Gebt mir mein Roßlein wieder, das Eurige steht vor der Tür“ Als sich nun der Spießbube entdeckt sah, wollte er wohl oder übel, gab er dem Quaker sein gutes Pferd zurück „Seid so gut“, sagte der Quaker, „und gebt mir jetzt auch noch zwei Taler Rittlohn, ich und Euer Roßlein sind miteinander zu Fuß spaziert“ Wollte der Spießbube wohl oder übel, mußte er ihm auch noch zwei Taler Rittlohn bezahlen „Nicht wahr, das Tierlein läuft einen sanften Trab?“ sagte der Quaker

Blutbad in Neuburg am Rhein

Als im dreißigjährigen Krieg der Schwed am Rhein war, stachen einmal die Neuburger eine schwedische Patrouille tot und sagten „Wenn wir nach Schweden kommen, macht's uns auch so“ Darob entrüstete sich der schwedische General dergestalt, daß

er einen hohen und teuren Schwur tat „Auch kein Hund soll am Leben bleiben, schwur er hoch und teuer“, und hatte etwas im Kopf, ein Glaslein Nordsinger zu viel Als solches die Neuburger hörten, schlossen sie die Tore zu Aber am anderen Tag, als der Zorn und der Wein von dem General gewichen war, da reute es ihn, denn er war vormittags ein gar menschlicher Herr, und bekam fast große Anfechtung in seinem Gewissen, daß er mit viel unschuldigem Blut sein Wort und seinen Eid sollt' lösen Also ließ er den Geldprediger kommen und klagte ihm seine Not Der Geldprediger meinte zwar, maßen der Geldhauptmann einen Schwur getan hatte, der Gott leid sei, so sei brechen besser als halten Das glaubte der Geldhauptmann nicht, denn er hielt sein Wort und seinen Schwur über alles teuer Aber nach einigem Besinnen kam's auf einmal wie Sonnenschein in sein Angesicht und sagte „Was ich geschworen habe, das will ich auch halten, Punktum!“ Als aber die schwedischen Zimmerleute das Stadttor hatten eingehauen, und der Geldhauptmann ritt selber mit drei Fahnen hinein, befahl er alle Hunde im Stadtlein zu toten, aber die Menschen ließ er leben, und wurden selbigen Tages neunzehn große Meßgerhunde, drei Schaferhunde, vierundsechzig Pudel, acht Windspiele, zwölf Dachshunde und zwei gar feine Mopperlein jämmerlich teils zusammengehauen, teils mit Buchsen zu Tod geschossen Also hat der Geldhauptmann das menschliche Blut verschont und doch seinen Eid gehalten Denn er hatte den Schwur getan kein Hund soll am Leben bleiben, und ist auch keiner dran geblieben

Die Schmachtschrift

Als bekanntlich eine Pasquille oder Schmachtschrift auf den König Friedrich in Berlin an einem öffentlichen Platz aufgeheftet wurde und sein Kammerdiener ihm davon die Anzeige machte „Ihre Majestät“, sagte der Kammerdiener, „es ist Ihnen heute Nacht eine Ehre widerfahren, das und das Alles hab' ich nicht lesen können, denn die Schrift hängt zu hoch Aber was ich gelesen habe, ist nichts Gutes,“ da sagte der König „Ich befehle,

daß man die Schrift tiefer hinab hänge und eine Schildwache dazu stelle, auf daß jedermann lesen kann, was es sei ungezogene Leute gibt“ Nach der Hand geschah nichts mehr

Nicht ebenso dachte der Amtschreiber von Blassenheim Denn Blassenheim ist ein Amtsstädtlein Als ihm eines Morgens eine Pasquille ins Haus gebracht wurde, die jemand mit Teig in der Nacht an die Haustüre geklebt hatte, wurde er ganz erbozt und ungebarbig, fluchte wie ein Türke im Haus herum und schlug der unschuldigen Kasse ein Bein entzwei, daß die Frau Amtschreiberin ganz entrüstet wurde und fragte „Bist du verrückt, oder was fehlt dir?“ Der Amtschreiber sagte „Da lies! Du hast deinen Teufel auch darin“ Als das die losen Vögel erfuhren, welche die Schand-schrift angeklebt hatten, daß der Herr Amtschreiber also im Ha-misch sei, hatten sie ihre große Freude daran und sagten „Heut nacht tun wir's wieder“ Den zweiten Morgen, als ihm die neue Schandschrift gebracht wurde und ein Rezept für lahmgeschlagene Kassen darin, ward er noch viel wutender und warf Tische und Stühle zusammen, ja, er schrieb mit eigener Hand einen zornigen Bericht darüber an den regierenden Grafen, ob er gleich niemand nennen konnte, und als er ihn geschrieben hatte und den Sand darauf streuen wollte, ergriff er in der Tasche statt der Sand-buchse das Tintenfaß und goß die Tinte über den Bericht und über die weißtuchenen Amtshosen

Am Abend aber sagte er zu seinem Bedienten „Hansstöffel“, sagte er, „vigiliere heut nacht um das Haus herum, bis der Hahn kraht, und wenn du den Cujonen attrapierst, so bekommst du einen großen Taler Ganggeld Ich will sehen“, sagte er, „ob ich mir soll auf der Nase herumtangen lassen“

Etwas nach elf Uhr kam der Stöffel von seinem Posten herauf, und der Herr Amtschreiber war auch noch auf, auf daß, wenn der Stöffel den Pasquillenmacher brachte, daß er ihn gleich auf frischer Tat ertöden konnte „Herr Amtschreiber,“ sagte der Stöffel, „ich will nur melden, daß heute nacht nichts passiert ist, wenn Sie mir erlauben, jetzt ins Bett zu gehen Alle Lichter im Städtlein sind ausgelöscht, die Wirtshäuser sind leer, die zwei letzten sind nach Haus gegangen, und des Wagner-Mattheisen

Hahn hat zweimal hintereinander gekraht, es wird wohl morgen auch wieder einmal regnen.“ Da fuhr ihn der Amtschreiber wie ein betrunkenes Heide an „Dummes Vieh, auf der Stelle begib dich auf deinen Posten, bis der Tag aufgeht, oder ich schlage dir das Gehirn im Leib entzwei“, sagte er im unvernünftigen Zorn. Der geneigte Leser denkt: was gilt's, während der Stoffel bei dem Amtschreiber war, ist die dritte Pasquille auch angepappt worden, und wenn er herab kommt, findet er sie jetzt Nichts weniger Sondern als der Stoffel im Fortgehen bereits an der Stubentür war und der Amtschreiber ihm noch einmal nachsah, „Hansstoffel“, rief er ihm, „komm noch ein wenig daher!“ – Der Stoffel kam „Dreh dich um! Was hast du da auf dem Rücken?“ „Will's Gott, keinen Galgen“, sagte der Stoffel „Nein, vermaledelter Dummkopf, aber wahrscheinlich eine Pasquille“ – – Wie gesagt, so erraten, der Stoffel trug das dritte Pasquill bereits auf dem Rücken geklebt, und standen darin noch viel mutwilligere Dinge als in dem ersten und zweiten und unter anderen ein Rezept für Tintenflecke aus den Amtshosen zu bringen. Dies war so zugegangen, als der Stoffel noch vor dem Haus gesessen war, kamen zwei lose Gesellen heran, und einer von ihnen hatte schon die dritte Pasquill auf der flachen Hand liegen, also daß die beschriebene Seite des Papiers gegen die Hand hinein lag, die äußere Seite aber war mit Leig bestrichen, daß er im Vorbeigehen die Schrift nur an die Lure hatte drucken dürfen. Als sie aber den Bedienten des Amtschreibers vor der Lure sitzen sahen, und alle Leute kannten den Stoffel, aber nicht alle Leute kannte der Stoffel „Ei, guten Abend“, sagte der eine, „was schafft Er Guts hier, Herr Hansstoffel, was gilt's, Er kann nicht hinen“, da erzählte er ihnen, warum er da sitzen müsse und bis wann, und wie ihm bereits die Zeit so lange sei, und es komme doch niemand „Ei“, sagte der eine, „die Lichter im Stadtlein sind ausgelöscht, und die Wirtshäuser sind leer, und wir zwei sind die letzten, die heimgehen. Also gehe Ei in Gottes Namen ins Bett.“ Der andere aber, der das Papier in der flachen Hand hatte, schlug ihm im Fortgehen sanft und freundlich die Hand auf den Rücken, daß das Papier am Rock hängen blieb, und sagte: „Gute Nacht, Herr

Hansstoffel, schlaf Er wohl!“ „Ebenfalls!“ sagte der Stoffel, und als sie um die Ecke herum waren, kratzte einer von ihnen zweimal, wie ein Hahn oder wie der russische Generalfeldmarschall Suwarow Fürst Stalinsky im Lager. Also brachte der Stoffel dem Amtschreiber die Pasquille selber auf dem Rücken in die Stube, und der Herr Amtschreiber prugelte zwar den Stoffel im Zimmer herum und schlug bei dem Ausholen ein paar Spiegel entzwei, aber den Schimpf und Schaden und Zorn mußte er an sich selber haben und brachte nichts heraus. Denn die zwei Spaßvögel sagten „Der Klügste gibt nach. Jetzt wollen wir's aufgeben, eh' es zu bösen Häusern geht“, und jedermann, der davon erfuhr, lachte den Amtschreiber aus.

Merke! Der König von Preußen hat sich in diesem Stücke klüger betragen als der Herr Amtschreiber von Braßenheim.

Der Prozeß ohne Geseß

Nur weil es unter allen Ständen einfältige Leute gibt, gibt es solche auch unter dem achtungswerten Bauernstand, sonst wäre es nicht nötig. Ein solcher schob eines Morgens einen schwarzen Kettig und ein Stück Brot in die Tasche, und „Strau“, sagte er, „gib acht im Haus, ich gehe jetzt in die Stadt.“ Untermwegs sagte er von Zeit zu Zeit „Dich will ich bekommen. Mit dir will ich fertig werden“, und nahm allemal eine Prise darauf, als wenn er den Tabak meinte, mit ihm wollt' er fertig werden. er meinte aber seinen Schwager, den Olmüller. In der Stadt ging er geradeswegs zu einem Advokaten und erzählte ihm, was er für einen Streit habe mit seinem Schwager wegen einem Stück Reben im unteren Berg, und wie einmal der Schwed am Rhein gewesen sei und seine Voreltern drauf ins Land gekommen seien, der Schwager aber sei von Enzberg im Württembergischen, und der Herr Advokat soll jetzt so gut sein und einen Prozeß daraus machen. Der Advokat mit einer Tabakspfeife im Mund, sie rauchen fast alle, tat gewaltige Züge voll Rauch, und es gab lauter schwebende Ringeln in der Luft, der Adjunkt kann auch machen.

Dabei war er aber ein aufrichtiger Mann, als Rechtsfreund und Rechtsbeistand natürlich „Guter Mann“, sagte er, „wenn's so ist, wie Ihr mir da vortragt, den Prozeß könnt Ihr nicht gewinnen“, und holte ihm vom Schaf das Landrecht hinter einem porzellanen Tabakstopf hervor „Seht da“, schlug er ihm auf, „Kapitel so und so, Numero Vier, das Gesetz spricht gegen Euch unverrichteter Sachen“ Indem klopfte jemand an der Türe und tritt herein, und ob er einen Zwerchsaß über die Schulter hangen hatte und etwas drin, genug, der Advokat geht mit ihm in die Kammer abseits „Ich komm' gleich wieder zu Euch“ Unterdessen riß der Bauersmann das Blatt aus dem Landrecht, worauf das Gesetz stand, drückte es geschwind in die Tasche und legte das Buch wieder zusammen Als er wieder bei dem Advokaten allein war, stellte er den rechten Fuß ein wenig vor und schloßerte mit dem Knie ein paarmal ein- und auswärts, teils weil es dort zu Land zum guten Vortrag gehört, teils damit der Advokat etwas sollte klingen hören oben in der Tasche „Ihr Gnaden“, sagte er zu dem Advokaten, „ich hab' mich unterdessen besonnen Ich meine, ich will's doch probieren, wenn Sie sich der Sache annehmen wollten“, und machte ein verschlagenes Gesicht dazu, als wenn er noch etwas wußte und sagen wollte Es kann nicht fehlen Der Advokat sagte „Ich habe aufrichtig mit Euch gesprochen und Euch klaren Wein eingetränkt“ Der Bauersmann schaute unwillkürlich auf den Tisch, aber er sah keinen „Wenn Ihr's wollt darauf ankommen lassen“, fuhr der Advokat fort, „so kommt's mir auch nicht drauf an“ Der Bauersmann sagte „Es wird nicht alles gefehlt sein“

Kurz, der Prozeß wird anhangig und der Advokat brauchte das Landrecht nicht mehr weiter dazu, weil er das Gesetz auswendig wußte, wie alle Niem, was geschieht? Der Gegenpart hatte einen faumfeligen Advokaten, der Advokat verabsäumt einen Termin, und unser Bauersmann gewinnt den Prozeß Als ihm nun der Advokat den Spruch publizierte, „aber nicht wahr“, sagte der Advokat, „diesen schlechten Rechtshandel hab ich gut für Euch geführt?“ – „Den Rückfuß hat Er,“ erwiderte der Bauersmann und zog das ausgerissene Blatt wieder aus der Tasche hervor „Sieht Er da? Kann Er gedruckt lesen? Wenn ich nicht das

Gesetz aus dem Landrecht gerissen hatte, Er hatt' den Prozeß lang verloren " Denn er meinte wirklich, der Prozeß sei dadurch zu seinem Vorteil ausgefallen, daß er das gefährliche Gesetz aus dem Landrecht gerissen hatte, und auf dem Heimweg, so oft er eine Pause nahm, machte er allemal ein piffiges Gesicht und sagte Mit dir bin ich fertig worden, Olmüller

Stem So können Prozesse gewonnen werden Wohl dem, der keinen zu verlieren hat

Die gute Mutter

Im Jahr 1796, als die französische Armee nach dem Rückzug aus Deutschland jenseits hinab am Rhein lag, sehnte sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kind, das bei der Armee war und von dem sie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr „Er muß bei der Rheinarmee sein“, sagte sie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen“, und als sie auf dem Postwagen zum St. Johannisstorf in Basel heraus und an den Rebhäusern vorbei in's Sundgau gekommen war, treuherzig und redselig, wie alle Gemüther sind, die Theilnehmung und Hoffnung bedürfen und die Schweizer ohnedem, erzählte sie ihren Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte „Sind' ich ihn in Colmar nicht, so geh' ich nach Straßburg, sind' ich ihn in Straßburg nicht, so geh' ich nacher Mainz“ Die anderen sagten das dazu und jenes, und einer fragte sie „Was ist denn Euer Sohn bei der Armee? Major?“ Da wurde sie fast verschämt in ihrem Innwendigen Denn sie dachte, er könnte wohl Major sein oder so etwas, weil er immer brav war, aber sie wußte es nicht „Wenn ich ihn nur finde, so darf er auch etwas weniger sein, denn er ist mein Sohn“ Zwei Stunden herwärts Colmar aber, als schon die Sonne sich zu den Elßasser Bergen neigte, die Hüfen trieben heim, die Kamine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in dem Lager nicht weit von der Straße standen partiellweise mit dem Gewehr beim Fuß, und die Generale und Obersten standen vor dem Lager beisammen, diskutierten mit einander, und eine junge weißgekleidete

Person von weiblichem Geschlecht und feiner Bildung stand auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau im Postwagen sagte „Das ist auch keine gemeine Person, daß sie nahe bei den Herren steht. Was gilt's, der, wo mit ihr redet, ist ihr Mann.“ Der geneigte Leser fangt allbereits an, etwas zu merken, aber die Frau im Postwagen merkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahnung, so nahe sie an ihm vorbeigefahren war, sondern bis nach Colmar hinein war sie still und redete nimmer. In der Stadt im Wirtshaus, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit saß, und die Reisegefahrten setzten sich auch noch, wo Platz war, da war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt, daß sie jetzt etwas von ihrem Sohn erfahren konnte, ob ihn niemand kenne, und ob er noch lebe, und ob er etwas sei, und hatte doch den Mut fast nicht zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu tun, wo man das Ja so gerne hören möchte, und das Nein ist doch möglich. Auch meinte sie, jedermann merke es, daß es ihr Sohn sei, nach dem sie frage, und daß sie hoffe, er sei etwas geworden. Endlich aber, als ihr der Diener des Wirts die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich an dem Rocke fest und fragte ihn „Kennt Ihr nicht einen bei der Armee, oder habt Ihr nicht von einem gehört, so und so?“ Der Diener sagt „Das ist ja unser General, der im Lager steht. Heute hat er bei uns zu Mittag gegessen“, und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte, es sei Spaß, der Diener ruft den Wirt. Der Wirt sagt „Ja, so heißt der General.“ Ein Offizier sagte auch „Ja, so heißt der General“, und auf ihre Fragen antwortete er „Ja, so alt kann er sein“, und „Ja, so sieht er aus und ist von Geburt ein Schweizer.“ Da konnte sie sich nicht mehr halten vor inwendiger Bewegung und sagte „Es ist mein Sohn, den ich suche,“ und ihr ehrliches Schweizergesicht sah fast ein wenig einsaltig aus vor unverhoffter Freude und vor Liebe und Scham. Denn sie schämte sich, daß sie eines Generals Mutter sein sollte vor so vielen Leuten, und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirt sagte „Wenn das so ist, gute Frau, so laßt herzhast Eure Bagage abladen ab dem Postwagen und erlaubt mir, daß

ich morgen in aller Frühe ein Kaleschlein anspannen lasse und Euch hinausführe zu Eurem Herrn Sohn in das Lager " Am Morgen, als sie in das Lager kam und den General sah, ja, so war es ihr Sohn, und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel Und als der General seine Mutter erkannte und seiner Gemahlin sagte „Das ist sie“, da küßten und umarmten sie sich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe und die Hoheit und die Demut schwammen ineinander und gossen sich in Tränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Ruhung, fast weniger darüber, daß sie heute die Thronen fand, als darüber, daß sie sie gestern schon gesehen hatte – Als der Wirt zurück kam, sagte er „Das Geld legne zwar nirgends durch das Kamin herab, aber nicht zweihundert Franken nahm er darum, daß er nicht zugeföhren hatte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte und sein Glück sah, und der Hausfreund sagt „Es ist die schönste Eigenschaft weitaus im menschlichen Herzen, daß es so gerne zusieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhofft wieder zusammen kommen, und daß es allemal dazu lacheln oder vor Ruhung mit ihnen weinen muß, nicht ob es will "

Das gute Werk

Der sogenannte Lugenprophet Mahomed hat manches gesagt und getan, was ein christliches Herz nicht gut heißen oder verantworten konnte Aber alles ist auch nicht geföhrt, was Mahomed gesagt oder getan hat Einmal kommt ein Araber zu ihm „Gesandter Gottes, ich habe das Gesetz der Fasten gebrochen, das Fleisch ist schwach " Der Prophet sagte „Hast du ein böses Werk begangen, so mußt du es mit einem guten büßen Es gibt keine schöneren Büßen als gute Werke Hast du einen Sklaven?" fragte ihn der Prophet, „den du freilassen kannst?" Der Araber fing an zu lachen und sagte „Sklaven freilassen und ich! Wie komm ich mir vor!" Der Prophet fuhr fort „Kannst du die Fasten noch einmal von vorne anfangen?" Der Araber erwiderte „Ich bin's

nicht kapabel Wer für Siau und Kinder arbeiten soll, muß auch gehörig essen“ Der Prophet fuhr fort „Kannst du sechzig Arme speisen?“ Der Araber erwiderte „Nicht sechzig Mause, auch nicht vierzig, auch nicht zwanzig“ Da brachte man dem Propheten seine Mahlzeit, Datteln und ein Stück Fleisch, und er sagte dem Araber „So nimm dieses Stück Fleisch und bring's in deinem Namen einem Armeren, als du bist, zum Almosen“ Der Araber erwiderte „Gib's noch einem Armeren, als ich bin? Ich weiß keinen“ Da fuhr der Prophet fort „Weißt du was, so bring's deinen Kindern, die sollen es essen Deine Kinder sind noch armer, als du bist“ – So hat Mahomed gesagt und getan

Das letzte Wort

Const sagt man, der Hörcher an der Wand hört seine eigene Schand Manchmal kann man auch sagen „Der Schreiber an die Wand schreibt seine eigene Schand“, zum Beispiel der weiland Herr Kanzler Hans Kurz von Württemberg Ob derselbe mit den Geschäften seiner Herrn Räte und Schreiber zufrieden war oder nicht zufrieden, genug, er ergriff eines Tages ein Stücklein Kreide und schrieb an die Tür der Kanzleistube

„Allhier geht's wunderbarlich zue“

Bald darauf, als der Herzog selber diese Zeile erblickte, ob derselbe sonst mit dem Kanzler zufrieden war oder nicht zufrieden, genug, er suchte ebenfalls ein Stücklein Kreide und schrieb darunter die zweite Zeile

„Hans Kurz hilft auch dazu“

Bald darauf, als wieder diese Worte der Kanzlei erblickte, ob er gemerkt hat, daß sie eine vornehmere Hand geschrieben hat, als die seinige war, oder ob er's nicht gemerkt hat, genug er ließ es darauf ankommen und setzte unter die zweite Zeile die dritte Zeile

„Das hat eine ungewaschene Hand geschrieben“

Und zum Trumpfaus schrie er seinen Namen darunter, „Hans Kurz“ Jetzt komm! – Als der Herzog wieder las, was der Kanzler geschrieben hatte, dachte er Warf Kurz, diesmal sollst du das letzte Wort haben Nämlich, er nezte einen Finger, und löschte nur die zweite Zeile, die er selber geschrieben hatte, wieder aus, also daß jetzt unter des Kanzlers eigener Schrift die Worte standen „Das hat eine ungewaschene Hand geschrieben“

Als hernach der Kanzler wieder sah, was für eine Veränderung vorgegangen war, hatte er keine Wahl mehr, sondern er nezte ebenfalls einen Finger und löschte seine eigenen zwei Zeilen auch wieder aus, und hat nachgehends keiner zum anderen gesagt das habt Ihr getan, oder das hab ich getan, oder so

Merke Man muß sich nie an vornehmen, aber auch nicht an witzigeren Leuten reiben wollen, als man selber einer ist, angenommen, wenn man eine Unehre davon tragen will

Merke Gemeine und grobe Naturen schlagen alsogleich mit Scheltworten und Faustn drein, wenn etwas gesagt wird, was auf sie will gemünzt scheinen Verständige und feine Leute wissen den Mutwillen und die Grobheit auf eine spitzige und witzige Art heim zu weisen und ihren Respekt zu erhalten Der Kanzler hat dem Herzog nichts mehr an die Zur geschrieben

Das heimliche Gericht

In einer großen Stadt, wo unter mehr als 20000 Dächern so viel Leid und so viel Freude wohnt, und wo neben allen Tugenden alle Laster feil haben, schlug zu seiner Zeit auch ein leichtfertiges und verdorbenes Herz und zwar unter dem seidenen Kamisol eines vornehmen jungen Mannes, eines Barons Das Schuldenmachen verstand er trotz einem, und das Schuldigbleiben noch viel besser Schon von Angesicht und Wuchs, lieblich in seinem Tun und Wesen, glatt und einschmeichelnd in seinen Reden, verschwenderisch mit dem eigenen reichen Geld und dem G. boigten, hatte er alle Mittel in den Händen, die arme schwache Unschuld zu verführen, und sparte keines Manche Liane klagte ihn an Manche

Ehe und Familie hat er um ihre Ehre und um ihren Frieden gebracht und lachte dazu. Ja, er war so frech und nannte die Namen tugendhafter Personen, als wenn sie ihm zu Willen gelebt hätten, und war doch nicht dem also. Aber wie lang geht der Krug zum Brunnen? Das Sprichwort gibt Auskunft. Als er einmal auf gleiche Weise eine sehr vornehme Frau in der ganzen Stadt in ein unehrbares Gerede gebracht hatte, — die Frau war edel und stolz — „das soll er nicht umsonst getan haben“, sagte sie mit ernsthaftem Angesicht. Spät eines Abends, als er in seinem Kaleschlein ganz allein in eine lustige Nachts Gesellschaft fahren wollte, — man kannte seine Wege — da umringte ihn auf einmal ein Trupp von bewaffneten Reitern, und man gab ihm mit Zeichen zu verstehen, daß er ihnen folgen solle, wenn er nicht wollte niedergestochen sein auf der Stelle. Der junge Leichtsinn dachte: das sind ein paar von meinen lustigen Kameraden, die wollen mir einen Spaß bereiten, und laßt willig einen von ihnen zu sich sitzen und das Leitseil in die Hand nehmen, laßt sich auch willig die Augen verbinden. Ich merke schon, dachte er, ich soll nicht wissen, wohin sie mich führen. Aber wenn sie mir die Binde wieder abnehmen, bin ich in einem Saal voll brennender Wachskerzen und duftender Blumen, voll ausgelassener Frauen und Jungfrauen, und eine nach der anderen fällt in meine Arme. Weit gefehlt! Vor der Stadt nahm man ihm die Binde wieder ab, aber er erkannte nicht mehr, wo er war. Stumm und ernsthaft ritten die anderen Bewaffneten nebenher. Endlich ging's auf einer Zugbrücke über einen tiefen Graben, es ging zwischen hohen, dicken Mauern durch ein enges Thor über einen oden Schloßhof nach einer alten, festen Burg mit kleinen Fenstern und hohen Thürmen und Zinnen. Es ging durch einen hohen Thurm eine schmale Wendeltreppe hinauf, bis vor eine starke eiserne Thür und durch die Thür hinein in ein odes Gefängnis. Wie wurde da dem armen Schächer zu Mute! Ein tannener Tisch, ein Stuhl, ein duftiges Lager und ein düstres Lamplein waren sein ganzes Gerath, ein Totenkopf auf dem Tisch seine einzige Gesellschaft. Niemand redete mit ihm ein Wort oder eine Silbe. Nur die Schlosser und Riegel rasselten ihm furchterlich ins Ohr, als man die Zugbrücken

hinter ihm aufzog und Tore und Thüren siebenfach verschloß. Nur ein verummter Mann, wenn er ihm einen Krug voll Wasser und ein Laiblein schwarz Brod brachte, sprach zu ihm „Geh in dich.“ Nur die Fledermause zischten und die Eulen wehklagten vor dem hohen, schmalen Fensterlein, und die Ratten und Mäuse besuchten nicht ihn, sondern das Laiblein. Da fuhr es ihm auf einmal wie ein langer, scharfer Messerstich durch das Herz, dieser lustige Spaß konnte auf gut deutsch heißen furchtbarer Ernst. Gut getroffen. Den andern Tag holten ihn seine bewaffneten Begleiter wieder ab und fuhrten ihn schweigend die schmale Treppe hinab, über den feuchten Hof, eine andere Treppe hinauf durch lange Gänge in eine große Halle zum Verhör, und statt der lieblichen Frauen und Jungfrauen erblickte er zwölf Männer in langen, schwarzen Manteln sitzend in einem halben Kreis, und der oberste von ihnen nannte ihn mit Namen und Geschlecht und sagte „Ihr seid vor diesem heimlichen Gericht angeklagt auf Leben und auf Tod, als ein gefährlicher Verführer der Jugend und der Unschuld, als boshafter Verleumder der weiblichen Ehre und Jugend. Verantwortet Euch oder nicht, Ihr seid gerichtet.“ Dagegen machte der angstvolle Mensch zwar allerlei Einwendungen, er wolle wissen, vor wem er stehe, niemand habe über seinen Lebenswandel zu richten, er habe getan, was viele andere auch, das sei nicht dem also und eines, Leichtsinns der Jugend sei kein Verbrechen zum Tode. Allein der Richter sagte „Wißt Ihr, wo Ihr steht, und wer über Euer Leben zu sprechen hat? Das heimliche Gericht, das im Namen der ewigen Gerechtigkeit versammelt ist und schon anderen Leuten, als Ihr seid, das Urtheil gesprochen hat von Rechts wegen“, und ließ ihm sein ganzes Sündenregister vorlesen und sagte „Eure Thaten richten Eure Worte“, und mit diesen Worten wurde er in sein Gefängnis zurückgeführt und bis zur Nacht seiner Befinnung, seinem Gewissen und seiner Reue überlassen. Aber in der Nacht wurde er wieder vor das nämliche Gericht gebracht, und da mußte er an der Türe niederknien, und der Richter sprach „Der Stab ist gebrochen über Euer Leben und über Eure Sünden“, und kündigte ihm an, daß er eine Stunde nach Mitternacht durch des Henkers Beil enthauptet und vom

Leben zum Tode sollte gebracht werden, da war es ihm, als ob der Himmel voll Gewitter über ihn herabfallen und die Erde unter ihm versinken wollte, aber alles Gleichen, alle Lianen und Verzweigungen seiner angstvollen Seele gingen an taube Ohren und an kalte Herzen. Er wurde über den Hof, wo er seitwärts im Sackelschein schon sein Totengerüst erblickte, in eine schwach erleuchtete Kapelle geführt, beichtete dort einem Priester und empfing dort von ihm die Vorbereitung zum Tode und das letzte Sakrament, und neben der Lure stand sein Sarg. Als aber die Glocke eine Uhr in die schauerliche Nacht schlug, da wurde der Sarg erhoben und an das Totengerüst getragen, und er mußte hinter seinem Sarg her und daran vorbei gehen und hörte kaum mehr die Worte und den Segen des betenden Priesters, und seine einsinkenden Kniee brachten ihn kaum auf das Blutgerüste. Aber als er mit verbundenen Augen und entbloßtem Hals den Kopf auf den Block gelegt hatte und den Todesstreich erwartete, rief eine barmherzige Stimme „Gnade!“ Der geneigte Leser atmet wieder. Aber der arme Sunder war so weit hinweg, daß er das Wort Gnade vor dem Todesstreich nicht mehr unterscheiden konnte, sondern er glaubte, dieses Wort habe seinen Kopf vom Leibe getrennt, und es sei jetzt seine Schuldigkeit, tot zu sein. Denn er fiel in eine so schwere und tiefe Ohnmacht, daß er in der ersten Stunde nicht wußte, was mit ihm vorging.

Als er aber nach einer Stunde wieder zu sich kam und die Augen aufschlug, es muß einem sonderbarlich zu Gemute sein, wenn das letzte, dessen man sich besinnen kann, so viel ist, man sei vor einer Stunde geköpft worden, und weiß selber nicht anders, als man sei tot, und lebt doch, — als aber, wie gesagt, unser Malefizant die Augen aufschlug, — — erstaunte er noch mehr, denn er befand sich jetzt in einem gar artigen Stüblein, auf einem weichen guten Bett. Zwei Ärzte saßen neben ihm und fragten ihn, wie ihm sei? Man ließ ihm zur Uder, man gab ihm mit Vorsicht stärkende Mittel, er sank in einen süßen erquickenden Schlaf, und als er nach einigen Stunden aufwachte, war er völlig wieder hergestellt und fühlte keine andere Schwachheit mehr als einen leeren Magen. Man fuhrte ihn zu einer wohlbereiteten schmackhaften Mahlzeit,

und ein paar vermunnte Bediente warteten ihm auf, wie er es nach seinem Stand und nach seiner Herkunft gewohnt war. Nach der Mahlzeit kam der Gerichtsschreiber und las ihm sein zweites Urteil vor, gab's ihm auch schriftlich mit „Der geheime Gerichtshof läßt Euch zum letztenmal Begnadigung widerfahren und hofft, er werde an Eurem künftigen Lebenswandel keine Ursache mehr finden, Euch vor seine Schranken zu laden. Siehe zu! Sündige hinfort nicht mehr, auf daß dir nicht etwas Ärgeres widerfahre.“ Als es endlich wieder Nacht geworden war, fuhr sein Kaleschlein wieder vor. Die nämlichen Begleiter saßen ihn auf die nämliche Art, auf dem nämlichen Weg in die Stadt zurück, auf welchem sie ihn geholt hatten, und als sie ihm früh um 2 Uhr die Binde von den Augen nahmen, befand er sich auf dem nämlichen Platz, von welchem er die dritte Nacht vorher war weggeführt worden, wie zu seiner Zeit der Scharfrichter von Landau.

Solche Buße mußte der ausschweifende junge Mann für seine Sünden ausstehen. Aber wie hat der sich gebessert? Von Stund an lebte er so, daß in wenig Jahren sein eigenes Vermögen wieder in gutem Stand war und nach und nach alle seine Schulden wieder bezahlt werden konnten. Keine Unschuld war mehr durch seine Gelüsten, keine weibliche Ehre durch seine Verleumdung in Gefahr. Alle Sonntage ging er in die Messe, nicht mehr um schöne Maadlein auszusuchen, sondern seine Sünden zu verjöhnen und schöne Gefinnungen in sein Herz zu pflanzen.

Glumpf geht über Schimpf

Ein Hebräer, aus dem Sundgau, ging jede Woche einmal in seinen Geschäften durch ein gewisses Dorf, jede Woche einmal riefen ihm die mutwilligen Bublein durch das ganze Dorf nach „Jud! Jud! Judenmauschel!“ Der Hebräer dachte: was soll ich tun? Schimpf ich wieder, schimpfen sie noch arger, werf ich einen, werfen mich zwanzig. Aber eines Tages brachte er viele neugeprägte weißgeköchte Basistrappen mit, wovon fünf so viel sind als zwei Kreuze, und schenkte jedem Bublein, das ihm zurief „Juden-

mauschel!" einen Rappen Als er wieder kam, standen alle Kinder auf der Gasse „Jud! Jud! Judenmauschel! Schaulen lechem!" Jedes bekam einen Rappen und so noch etliche male, und die Kinder freuten sich von einer Woche auf die andere und fingen fast an, den gutherzigen Juden lieb zu gewinnen Aufseimmal aber sagte er „Kinder, jetzt kann ich Euch nichts mehr geben, so gern ich mochte, denn es kommt mir zu oft, und Euer sind zu viel" Da wurden si ganz betrübt, sodaß einigen das Wasser in die Augen kam, und sagten „Wenn Ihr uns nichts mehr gebt, so sagen wir auch nicht mehr Judenmauschel" Der Hebraer sagte „Ich muß mir's g fallen lassen Zwingen kann ich Euch nicht" Also gab er ihnen von der Stund an keinen Rappen mehr, und von der Stund an ließen sie ihn ruhig durch das Dorf gehen

Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht

Als der Zundelfrieder bald alle listigen Diebesstreiche durchgemacht und fast ein Überleid daran bekommen hatte, denn der Zundelfrieder stiehlt nie aus Noth oder aus Gewinnsucht oder aus Viederlichkeit, sondern aus Liebe zur Kunst und zur Scharfung des Verstandes, hat er nicht dem Brassenheimer Müller den Schimmel selber wieder an die Lure gebunden? Was will der geneigte Leser oder des Hausfreunds Reisegefährte nach Lenzlich mehr verlangen? Eines Abends, als er, wie gesagt, fast alles durchgemacht hatte, dachte er Jetzt will ich doch auch einmal probieren, wie weit man mit der Ehrlichkeit kommt Also stahl er in selbiger Nacht eine Weiß, drei Schritte von der Scharwache, und ließ sich attrapieren Den anderen Tag im Verhör gestand er alles Wie er aber bald merkte, daß ihm der Richter funfundzwanzig oder etwas zum Andenken wollte mitgeben lassen, dachte er ich bin noch nicht ehrlich genug O stiegen verschnappte er sich noch ein wenig in den Redensarten und gestand bei der weiteren Untersuchung nach kurzem Widerstand, wie er von jeher ein halber Raferlaß gewesen sei, das heißt, ein Mensch, der bei

Nacht fast besser sieht als am Tag, und als ihn der Richter aufs Eis fuhren wollte, ob er nicht von ein paar anderen Diebstählen wisse, die kurzlich begangen worden, sagte er, allerdings wisse er davon, und er sei derjenige Als ihm den anderen Morgen der Spruch publiziert wurde, er müsse ins Zuchthaus, und der Stadtsoldat, der ihn begleiten sollte, stand schon vor der Tür, denn es war zwanzig Stunden weit, sagte er ganz reumütig „Recht findet seinen Knecht Was ich verdient habe, soll mir werden“ Unterwegs erzählte er dem Stadtsoldaten, er sei auch schon Militär gewesen „Bin ich nicht sechs Jahre bei Klebeck Infanterie im Dienst gewesen? Konnt' ich Euch nicht sieben Wunden zeigen aus dem Scheldekrieg, den der Kaiser Joseph mit den Hollandern fuhren wollte?“ Der treuherzige Begleiter sagte „Ich hab's nie weiter bringen können als zum Stadtsoldaten Eigentlich war' ich ein Nagelschmied Aber die Zeiten sind schlimm“ – „Im Gegenteil“, sagte der Frieder, „ein Stadtsoldat ist mir respektabler als ein Geldsoldat Denn Stadt ist mehr als Geld, deswegen avanciert der Geldsoldat in seinem Alter noch zum Stadtsoldaten Zudem, der Stadtsoldat wacht für seiner Mitbürger Leben und Eigentum, für eigen Weib und Kind Der Kriegssoldat zieht ins Feld und kämpft, er weiß nicht für wen und nicht für was Zudem“, sagte er, „kann ein Stadtsoldat, wenn er nichts Ungeschicktes begangen hat, mit Ehren sterben, wenn er will Unserer muß sich schon drum totstechen lassen Ich versichere Euch“, fuhr er fort „ich und meine Feinde“, er meinte die Sträcker, „wir haben wenig Ehre davon, daß ich noch lebe“ Der Nagelschmied wurde über die ehrenvolle Vergleichen so gerührt, daß er bei sich selbst dachte, einen so gütigen und herablassenden Arrestanten habe er noch nicht leicht transportiert, und der Frieder ging immer mit großen Schritten voraus, um den Nagelschmied recht müde und trocken zu machen in der Sonnenhitze „Darin unterscheiden sich die Geldsoldaten von den Stadtsoldaten“, sagte er, „daß sie an einen weiten Schritt gewohnt sind von dem Marsch“ Abends um vier Uhr, als sie in ein Dörflein kamen und an ein Wirtshaus, „Kamerad“, sagte der Frieder, „wollen wir nicht einen Schoppen trinken?“ – „Herr Kamerad“, erwiderte der Nagelschmied „was

ihm recht ist, ist mir auch recht“ Also tranken sie miteinander einen Schoppen, auch eine halbe Maaß, auch eine Maaß, auch zwei, und Bruderschaft ohnehin, und der Frieder erzählte immerfort von seinen Kriegaßfaten, bis der Nagelschmied vor Schwere des Weins und Müdigkeit einschlief Als er nach einigen Stunden wieder aufwachte und den Frieder nimmer sah, war sein erster Gedanke Was gilt's, der Herr Bruder ist alsgemach voraus gegangen! Nein, er stand nur ein wenig draußen vor der Türe, denn der Frieder geht nicht leicht leer fort Als er wieder herein kam, sagte er „Herr Bruder, der Mond will bald aufgehen Wenn du's recht ist, so bleiben wir lieber hier über Nacht“ Der Nagelschmied, schlaftrig und träge, sagte „Wie der Herr Bruder meint“ In der Nacht, als der Nagelschmied fest schlief und alle Lute aus dem Saß in den Diskant und wieder in den Saß durchschnarchte, der Frieder aber nicht schlafen konnte, stand der Frieder auf, visitierte für Zeitvertreib des Herrn Bruders Taschen und fand unter anderen das Schreiben, das wegen seiner dem Stadtsoldaten an den Zuchthausverwalter war mitgegeben worden Hierauf probierte er für Zeitvertreib des Herrn Bruders Monturttiefel an Sie waren ihm recht Hierauf ließ er sich für Zeitvertreib durch das Fenster auf die Gasse herab und ging des geraden Wegs fort, so weit ihm der Mond leuchtete Als der Nagelschmied früh erwachte und den Herrn Bruder nimmer gewahr wurde, dachte er Es wird ein wenig draußen sein Freilich war er wieder ein wenig draußen, und als er den Tag erlaufen hatte, im ersten Dorf, das ihm am Weg war, weckte er den Schulzen „Herr Schulz, es ist mir ein Unglück passiert Ich bin ein Arrestant, und der Stadtsoldat von da und da, der mich transportieren sollte, ist mir abhanden gekommen Geld hab ich keins Weg und Stieg kenn' ich nicht, also laßt mi auf gemeine Kosten eine Suppe kochen und verschafft mir einen Wegweiser in die Stadt ins Zuchthaus“ Der Schulz gab ihm eine Bollette an den Gemeindevint auf eine Mehlsuppe und einen Schoppen Wein und schickte nach einem armen Mädchen „Geß ins Wirtshaus und zeige dem Mann, der dort frühstückt, wenn er fertig ist, den Weg und die Stadt, er will ins Zuchthaus“ Als der Frieder mit

dem Mädchen aus dem Wald und über die letzten Hügel gekommen war und in der Ebene von weitem die Thürme der Stadt erblickt hatte, sagte er zu dem Mädchen „Geh jetzt mit nach Haus, mein Kind, jetzt kann ich nimmer verirren.“ In der Stadt bei den ersten Häusern fragte er ein Bublein auf der Gasse „Bublein, wo ist das Zuchthaus?“ Und als er es gefunden und vor den Zuchthausverwalter gekommen war, übergab er ihm das Schreiben, das er dem Nagelschmied aus der Tasche genommen hatte. Der Verwalter las und las und schaute zuletzt den Frierder mit großen Augen an. „Guter Freund“, sagte er, „das ist schon recht. Aber wo habt Ihr denn den Urrestanten? Ihr sollt ja einen abliefern.“ Der Frierder antwortete ganz verwundert „Ei, der Urrestant bin ich selber.“ Der Verwalter sagte „Guter Freund, es scheint, Ihr wollt Spaß machen. Hier spaßt man nicht. Geht's, Ihr habt den Urrestanten entwischt. Lassen! Ich seh' es aus allem.“ Der Frierder sagte „Wenn Sie es aus allem sehen, so will ich's nicht länger leugnen. Wenn mir aber Ihre Excellenz“, sagte er zu dem Verwalter, „einen Verirrten mitgeben wollen, so getau ich mir den Vagabunden noch einzufangen. Denn es ist kaum eine Viertelstunde, daß er mir aus den Augen gekommen ist.“ „Einfaltiger Tropf“, sagte der Verwalter, „was nußt dem Verirrten die Geschwindigkeit des Rosses, wenn er mit einem Unberirrten reiten soll. Konnt Ihr reiten?“ Der Frierder sagte „Bin ich nicht sechs Jahre Württemberger Dragoner gewesen?“ – „Gut,“ erwiderte der Verwalter, „man wird für Euch ebenfalls ein Roß satteln lassen, und zwar für Euer eigenes gutes Geld, ein andermal gebt Achtung“, und verschaffte ihm in der Eile ein offenes Ausschreiben an alle Ortsvorgesetzte, auf daß, wenn er Mannschaft nötig habe zum Streif. Also ritten der Strickreiter und der Zundelfrierder miteinander dahin, um den Zundelfrierder aufzusuchen, bis an einen Scheideweg. An dem Scheideweg sagte der Frierder dem Strickreiter, auf welchem Weg der Strickreiter reiten soll, und auf welchem er selber reiten wolle. „Am Rhein an der Fahrt kommen wir wieder zusammen.“ Als sie aber einander aus den Augen verloren hatten, wendete sich der Frierder wieder rechts und machte mit seinem Ausschreiben in allen

Dorfern Larm und ließ die Sturmglocken anziehen, der Zundelfrieder sei im Revier, bis er an der Grenze war. An der Grenze aber gab er dem Koflein einen Finger und ritt hinüber.

So etwas konnte hier zu Lande nicht passieren

Rettung vom Hochgericht

Eines Tages sagte zu sich selbst ein einfaltiger Mensch „Dumm bin ich, wenn ich mich nun auf piffige Streiche lege, so wird kein Mensch vermuten, daß ich's bin.“ Also legte er sich aufs Stehlen. Aber schon nach dem ersten Diebstahl wurde er als der Laster entdeckt und überwiesen, weil er die goldene Uhr, die er gestohlen hatte, selber trug und alle Augenblicke herauszog. Einige Rathsherrn meinten, man könne wegen seiner Einfalt etwas glimpflicher mit ihm verfahren als mit anderen und ihn auf ein Jahr oder etwas ins Zuchthaus schicken. „So“, sagten die anderen, „ist's nicht genug, daß so viele verschmißte Halunken das saubere Handwerk treiben? Soll man für die dummen auch noch Prämien aussetzen, damit alles stiehlt?“ und sechs gegen fünf sagten „Er muß an den Galgen.“ Auf der Leiter, als ihm der Henker den Hals visitierte, sagte er zu ihm „Guter Freund, Ihr habt's ziemlich dick da herum sitzen, noch dicker als hinter den Ohren. Gast hatte ich einen längeren Strick nehmen sollen.“ Denn wirklich war dem armen Schelm das Rinn ziemlich stark mit dem Hals verwachsen, und als der Henker den Strick ohnehin ungeschickt angebracht hatte und den armen Sunder von der Leiter herab stieß, glitschte dieser mit dem Kopf aus der Schlinge heraus und fiel unverfehrt herab auf die Erde. Einige Zuschauer lachten, aber der größte Teil erschrak und tat einen lauten Schrei, als ob sie fürchteten, es möchte dem Malefizanten, den sie doch wollten sterben sehen, etwas am Leben schaden. Aber der Henker stand einige Augenblicke wie versteinert oben auf dem Seigel und sagte endlich „So etwas ist mir in meinem Leben noch nicht passiert.“ Da sagte der Malefizant unten auf der Erde kalteblütig und mit gequetschter Stimme „Mir auch noch nicht“, und alle, die es

horten, vergaßen die Ernsthaftigkeit einer Hinrichtung, und daß auf dem Weg über das Hochgericht ein armes, verschuldetes Gewissen an seinen ewigen Richter abgeliefert wird, und mußten lachen. Der Blutrichter selber hielt das Schnupftuch vor den Mund und sah auf die Seite. Die glimpflicheren Ratsherren aber ermahnten die strengerer: „Laßt! Ist den armen Räter laufen. Am Galgen ist er gewesen, und mehr habt Ihr nicht verlangt, und Todesangst hat er ausgestanden.“ Also ließen sie den armen Räter laufen.

Der große Schwimmer

Vor dem leidigen Krieg, als man noch unangefochten aus Frankreich nach England reisen und in Dover ein Schnopplein trinken oder Zeug kaufen konnte zu einem Wisleim, ging wochentlich zweimal ein großes Postschiff von Calais nach Dover durch die Meerenge und zurück. Denn dort ist das Meer zwischen beiden Landern nur wenige Meilen breit. Aber man mußte kommen, eh' das Schiff abfuhr, wenn man mitfahren wollte. Das schien ein Franzos aus Gasconien nicht zu wissen, denn er kam eine Viertelstunde zu spät, als man schon die Hühner einfat in Calais, und der Himmel überzog sich mit Wolken. Soll ich jetzt ein paar Laq' hier sitzen bleiben und Maulaffen feil haben, bis wieder eine Gelegenheit kommt? Nein, dachte er, ringer, ich gebe einem Schiffsmann ein Zwölfsousstücklein und fahre dem Postschiff nach. Denn ein kleines Boot fährt geschwinder als ein schweres Postschiff und holt es wohl ein. Als er aber in dem offenen Fahrzeug saß, „wenn ich dran gedacht hatte“, sagte der Schiffsmann, „so hatt' ich ein Spanntuch mitgenommen,“ denn es fing an zu tropfeln, aber wie? In kurzer Zeit strömte ein Regenguß aus der hohen Nacht herab, als wenn noch ein Meer von oben mit dem Meer von unten sich vermahlen wollte. Aber der Gasconier dachte: das gibt einen Spaß.

„Gottlob“, sagte endlich der Schiffsmann, „ich sehe das Postschiff.“ Als er nun an demselben angelangt hatte und der Gasconier war hinaufgeklettert und kam mitten in der Nacht und

nitten im Meer auf einmal durch das Turlen hinein zu der Reisegesellschaft, die im Schiff saß, wunderte sich jeder, wo er herkomme, so spät, so allein und so naß. Denn in solchem Meerschiff sieht man wie in einem Keller und hört vor dem Gespräch der Gesellschaft, vor dem Geschrei der Schiffsleute, vor dem Getöse, vor dem Rauschen der Segel und Brausen der Wellen nicht, was draußen vorgeht, und keinem dachte das Herz daran, daß es regnete. „Ihr seht ja aus“, sagte einer, „als wenn Ihr walet gekielholt, das heißt, unter dem Schiff durchgezogen worden“ – „So? Meint Ihr“, sagte der Gaskonier, „man könne trocken schwimmen? Wenn das noch einer erfindet, so will ich's auch leinen, denn ich bin der Bote von Oleron und schwimme alle Montage mit Briefen und Bestellungen nach dem festen Lande, weil's geschwinder geht. Aber jetzt hab ich etwas in England zu verrichten. Wenn's erlaubt ist“, fuhr er fort, „so will ich nun vollends mitfahren, weil ich Euch glücklicherweise getroffen habe. Es kann den Sternen nach nimmer weit sein nach Dover“ – „Landsmann“, sagte einer und stieß eine Wolke von Tabaksrauch aus dem Mund, (es war aber kein Landsmann, sondern ein Engländer), „wenn Ihr von Calais bis hierher geschwommen seid durch das Meer, so seid Ihr noch über den schwarzen Schwimmer in London“ – „Ich gehe keinem aus dem Weg“, sagte der Gaskonier – „Wollt Ihr's mit ihm versuchen“, erwiderte der Engländer, „wenn ich hundert Louisdor auf Euch setze?“ Der Gaskonier sagte „Mir an!“ Reiche Engländer haben im Brauch, auf Leute, die sich in einer körperlichen Kunst hervortun, große Summen unter einander zu verwecken, deswegen nahm der Engländer im Schiff den Gaskonier auf seine Kosten mit sich nach London und hielt ihm gut zu mit Essen und Trinken, daß er bei guten Kräften bliebe. „Mylord“, sagte er in London zu einem guten Freund, „ich habe einen Schwimmer mitgebracht vom Meer. Gilt's hundert Guineen, er schwimmt besser als Euer Mohr?“ Der gute Freund sagte „Es gilt!“ Den anderen Tag erschienen beide mit ihren Schwimmern auf einem bestimmten Platz an dem Themse-Fluß, und viel hundert neugierige Menschen hatten sich versammelt und wetteten noch eifrig, der eine

auf den Mohi, der andere auf den Gaskonier, einen Schilling, sechs Schilling, eine, zwei, fünf, zehn, zwanzig Guineen, und der Mohr schlug den Gaskonier nicht hoch an Als sich aber beide schon ausgekleidet hatten, band sich der Gaskonier mit einem ledernen Riemen noch ein Ristlein an den Leib und sagte nicht warum, als wenn's so sein mußte Der Mohr jagte „Wie kommt Ihr mir vor? Habt Ihr so etwas dem großen Springer abgeleint, der Bleifugeln an die Füße binden mußte, wenn er einen Hasen fangen wollte, damit er den Hasen nicht übersprang?“ Der Gaskonier offnete das Ristlein und sagte „Ich habe nur eine Flasche Wein darin, ein Paar Knackwürste und ein Laiblein Brot Ich wollte Euch eben fragen, wo Ihr Eure Lebensmittel habt Denn ich schwimme jetzt gerades Wegs den Themsefluß hinab in die Nordsee und durch den Kanal ins Atlantische Meer nach Cadix, und wenn's nach mir geht, so kehren wir unterwegs nirgends ein, denn bis Montag, als den sechzehnten, muß ich wieder in Oleron sein Aber in Cadix im Rostlein will ich morgen früh ein gutes Mittagessen bestellen, daß es fertig ist, bis Ihr nachkommt“ Der geneigte Leser hatte kaum gedacht, daß er sich auf diese Art aus der Affare herausziehen wurde Aber der Mohr verlor Horen und Sehen „Mit diesem Enterich“, sagte er zu seinem Herrn, „kann ich nicht um die Wette schwimmen Zuf, was Ihr wollt“, und kleidete sich wieder an Also war die Wette zu Ende, und der Gaskonier bekam von seinem Engländer, der ihn mitgebracht hatte, eine ansehnliche Belohnung, der Mohr aber wurde von jedermann ausgelacht Denn ob man wohl merken mochte, daß es von dem Franzosen nur Spiegelfechtereie war, fand doch jedermann Beignugen an dem kecken Einfall, und an dem unerwarteten Ausgang, und er wurde nachher von allen, die auf ihn gewettet hatten, noch vier Wochen lang in allen Wirtshäusern und Bierkneipen frei gehalten und bekannte, daß er noch sein Lebenlang in keinem Wasser gewesen sei

Der Postmeister sagte zu einem Juden, der mit zwei Pferden auf die Station anfuhr „Von hier aus müßt Ihr drei nehmen Es geht bergauf, und die Straße ist frisch ub.rfuhr! Dafür seid Ihr in drei Stunden an Ort und Stelle“ Der Jud fragte „Wie bald bin ich an Ort und Stelle, wenn ich vier nehme?“ – „In zwei Stunden“ – „Und wenn ich sechs nehme?“ – „In einer Stunde“ – „Wißt Ihr was“, sagte endlich der Jude, „spannt acht an, so blauche ich garnicht abstatt zu fahren!“

Mittel gegen Zanf und Schläge

Zwei Eheleute nicht weit von Segingen lebten miteinander in Friede und Liebe, abgerechnet, daß sie bisweilen einen kleinen Wortwechsel bekamen, wenn der Mann einen Stich hatte Als dann gab ein Wort das andere Das letzte aber gab gewöhnlich blaue Flecke Zum Beispiel „Stau“, sagte der Mann, „die Suppe ist wieder nicht genug gesalzen, und ich hab dir's doch schon so oft gesagt“ Die Frau sagte „Mir ist sie eben recht so“ Der Mann bekommt etwas Rote im Gesicht „Du unverständiges Maul, ist das eine Antwort einer Frau gegen ihren Mann? Soll ich mich nach dir richten?“ Die Frau erwiderte „Draußen in der Küche ist das Salzfaß Ein andermal Koch dir selber, oder sieh, wer dir kocht“ Der Mann wird flammenrot und wirft der Frau die Suppe samt dem Teller vor die Füße „Da, friß die Tränke selber“ Jetzt geht's der Frau auf, wie wenn man ein Stellbrett aufzieht und das Wasser fließt in die Laufe und alle Muhlradler g'hn an, und sie überschüttet ihn mit Schmahungen und Schimpfnamen, die kein Mann gern hört, am wenigsten von einer Frau, am allerwenigsten von seiner eigenen Der Mann aber sagt „Ich seh schon, ich muß dir den Rücken wieder ein wenig blau anstreichen mit dem hagebuchenen Pinsel“ – – Solcher Liebkosungen endlich müde, ging die Frau zu dem Pfarrherrn und klagte ihm ihre Not Der Herr Pfarrer, der ein feiner und kluger junger Mann war,

merkte bald, daß die Frau durch Widersprechen und Schimpfen gegen ihren Mann selber Schuld an seinen Mißhandlungen sei „Hat Euch mein seeliger Vorfahr nie von dem geweihten Wasser gegeben?“ sagte er, „Kommt in einer Stunde wieder zu mir!“ Unterdessen goß er reines, frisches Brunnentwasser in ein Glaschlein, das ungefähr einen Schoppen hielt, versüßte es mit Zucker und ließ ein Tropfchen Rosenöl darein traußeln, daß es einen lieblichen Geruch gewann „Dieses Glaschlein“, sagte er zu ihr, „mußt Ihr in Zukunft immer bei Euch tragen, und so Euer Mann aus dem Wirtshaus kommt, und will Euch Vorwürfe machen, so nehmt ein Schlucklein davon und behaltet's im Munde, bis er wieder zufrieden ist Alsdann wird seine Wunderlichkeit nie mehr in Zorn ausbrechen, und er wird Euch keine Schläge mehr geben können“ Die Frau befolgte den Rat, das geweihte Wasser bewahrte seine Kraft, und die Nachbarnsleute sagten oft zusammen, unsere Nachbarn sind ganz anders geworden Man hört nichts mehr – Merke!

Wie einmal ein schönes Roß um fünf Prugel feil gewesen ist

Wenn nicht in Salzwedel, doch anderswo, hat sich folgende Geschichte zugetragen, und der Hausfreund hat's schriftlich

Ein Kavallerie-Offizier, ein Rittmeister, kam in ein Wirtshaus Einer, der schon drin war und ihn hatte vom Pferd absteigen gesehen, ein Hebraer, sagte, „daß das gar ein schöner Suchs ist, wo Thro Gnaden drauf hergeritten sind“

„Gefällt er Euch, Sohn Jakobs?“ fragte der Offizier

„Daß ich hundert Stockprugel aushielte, wenn er mein ware“, erwiderte der Hebraer

Der Offizier wedelte mit der Reitpeitsche an den Stiefeln „Was braucht's hundert“, sagte er, „Ihr könnt ihn um fünfzig haben“

Der Hebraer sagte „Um's funfundzwanzig nicht auch?“ – „Auch funfundzwanzig“, erwiderte der Rittmeister, „auch funfzehn, auch funf, wenn Ihr daran genug habt“

Niemand wußte, ob es Spaß oder Ernst ist Als aber der Offi-

zier sagte, „meinetwegen auch fünf“, dachte der Hebraer, hab ich nicht schon zehn Normalprugel vor dem Amtshaus in Gungzburg ausgehalten und bin doch noch koscher? „Herr“, sagte er „Sie sind ein Offizier. Offiziersparole?“ Der Rittmeister sprach „Lauf Ihr meinen Worten nicht? Wollt Ihr's schriftlich?“

„Lieber war's mir“, sagte der Hebraer

Also beschied der Offizier einen Notarius und ließ durch ihn dem Hebraer folgende authentische Ausfertigung zustellen „Wenn der Inhaber dieses von gegenwärtigem Herrn Offizier fünf Prugel mit einem tüchtigen Stocke ruhig ausgehalten und empfangen hat, so wird ihm der Offizier seinen bei sich habenden Reit-Gaul, den Fuchs, ohne weitere Lasten und Nachforderung alsogleich als Eigentum zustellen. So geschehen da und da, den und den“

Als der Hebraer die Ausfertigung in der Tasche hatte, legte er sich über einen Sessel, und der Offizier hieb ihm mit einem hispanischen Rohr mitten auf das Hinterteil dergestalt, daß der Hebraer bei sich selbst dachte „Der kann's noch besser als der Gerichtsdienerei in Gungzburg, und laut auf Murmeln schrie, so sehr er sich vorgenommen hatte, es zu verbeißen

Der Offizier aber setzte sich und trank ruhig ein Schoppenlein „Wie tut's, Sohn Jakobs?“ Der Hebraer sagte „Na, wie tut's, gebt mir die andern auch, so bin ich absolviert“

„Das kann geschehen“, sprach der Offizier und setzte ihm den zweiten auf, dergestalt, daß der erste nur eine Lockspitze dagegen zu sein schien, darauf setzte er sich wieder und trank noch ein Schoppenlein

Also tat er beim dritten Streich, also beim vierten. Nach dem vierten sagte der Hebraer „Ich weiß nicht, soll ich's Euer Gnaden Dank wissen oder nicht, daß Sie mich einen nach dem anderen genießen lassen. Geben Sie mir zum vierten den fünften gleich, so bin ich des Genusses los, und der Fuchs weiß, an wen er sich zu halten hat“

Da sagte der Offizier „Sohn Jakobs, auf den fünften konnt Ihr lange warten“, und stellte das hispanische Rohr ganz ruhig an den Ort, wo er es genommen hatte, und alles Bitten und Betteln um den fünften Prugel war vergebens

Da lachten alle Umwesenden, daß man fast das Haus unter-
stügen mußte, der Hebraer aber wendete sich an den Notarius, er
solle ihm zum fünften Prugel verhelfen, und hielt ihm die Ver-
schreibung vor. Der Notarius aber sagte „Jesessen, was tu' ich
damit? Wenn's der Herr Baron nicht freiwillig tut, in der Ver-
schreibung steht nichts davon, daß er muß.“ Kurz, der Hebraer
wartet noch auf den fünften und auf den Sechsten.

Der Hausfreund aber wollt' diesen Mutwillen nicht loben,
wenn sich der Hebraer nicht angeboten hatte.

Merke! Wer sich zu fünf Schlägen hergibt, um's Gewinn's
willen, der verdient, daß er vier bekommt ohne Gewinn. Man
muß sich nie um's Gewinns willen freiwillig mißhandeln lassen.

Der Bauersmann und der Visitator

Der Visitator an der Grenzstätte, wenn man verbotene Waren
ins Land bringen will, merkt's gleich und sieht's dem Reisenden
oder dem Fuhrmann oder dem Landmann im Gesicht an, ob er
ihm trauen kann oder nicht. Er laßt zehn Unschuldige durch-
passieren und nimmt's nicht genau. Den elften, der etwas hat,
hält er an und visitiert ihm alle Sacke und Naht aus, bis er's
findet. Ehrlich wagt am längsten. Manchmal aber hält er doch
auch einen Unschuldigen ohne Not auf, weil man gleichwohl nicht
wissen kann. Bisweilen tut auch ein loser Vogel dem Visitator
einen Schabernack an und macht ihm vergebliche Mühe. Einer
fuhrte mit drei Pferden einen Wagen voll Haber über die Brücke.
Jenseits der Brücke schoß der Visitator aus dem Hauslein heraus!
„Halt! Was habt Ihr in Euren Säcken?“ Der Bauersmann sagte
halb leise und mit verzagter Stimme „Haber“, und schaute mit
einem ängstlichen Blick nach den Pferden. Der Visitator meinte,
er blicke nach den Säcken, und dachte „Holla! — „Ist sonst nichts
darin, als was Ihr sagt?“ — „Nein, sonst nichts.“ Der Eigen-
tümer einer Ware ist nicht schuldig, daß er sie selber abladet und
auseinanderlegt und wieder zusammen packt, sondern das ist des
Visitators Schuldigkeit, und er ist dafür bezahlt. Also rief der

Visitator seinen Gehulften heraus „Hier sind verdächtige Sacke zu visitieren“ Man tastete daran herum Man stach mit spitzigen Visitierstäben hinein Endlich lud man einen Sack nach dem andern ab und leerte ihn aus Im ersten war nichts, im zweiten nichts, in allen nichts als lauter Haber und Haber Zuletzt reisterte man ihn noch durch ein Sieb, ob keine heimlichen Edelsteine oder Pfefferkörner darunter seien Es war auch nichts Heimliches darunter Also faßten die Visitatoren den Haber wieder in die Sacke, banden sie zusammen und warfen ihn auf den Wagen und schwißten dazu wie ein Praceptor Weil sie aber gegen ihre Hoffnung nichts gefunden hatten, sagte der Visitator zu dem Bauersmann „Guter Freund, Ihr seid ein ehrlicher Mann Aber warum seid Ihr denn so verzagt und angstlich gewesen? Daran erkennen wir sonst das böse Gewissen und haben ganz gewiß geglaubt, einen guten Gang an Euch zu machen“ Da nahm den Visitator der Bauersmann auf die Seite und sagte wieder halb leise, aber mit schalkhafter Miene „Ich hab's müssen, damit die Pferde erfahren sollten, daß ich noch mit Haber versehen bin Ich habe schon seit vier Monaten keinen mehr gegeben“ Da fuhr der Visitator auf „Daß Euch, Ihr dieser und jener — — Ich hatte den besten Lust“ — — Aber er konnte nicht viel machen Denn er hatte nichts als seine Schuldigkeit getan, und auch das hatte der Bauersmann ihn nicht geheißen „Es ist mir leid genug“, sagte dieser, „daß Ihr mich eine ganze Stunde aufgehalten habt“

Dankbarkeit

In der Seeschlacht von Trafalgar, während die Kugeln sausten und die Mastbaume krachten, fand ein Matrose noch Zeit, zu fragen, wo es ihn biß, nämlich auf dem Kopf Auf einmal streifte er mit zusammengelegtem Daumen und Zeigefinger bedächtig an einem Haare herab und ließ ein armes Tierlein, das er zum Gefangenen gemacht hatte, auf den Boden fallen Aber indem er sich niederbückte, um ihm den Caraus zu machen, flog eine feindliche Kanonenkugel ihm über den Rücken weg, paff, in das benachbarte

Schiff Da ergriff den Matrosen ein dankbares Gefühl, und überzeugte, daß er von dieser Kugel wäre zerschmettert worden, wenn er sich nicht nach dem Tierlein gebückt hätte, hob er es schonend von dem Boden auf und setzte es wieder auf den Kopf „Weil du mir das Leben gerettet hast“, sagte er, „aber laß dich nicht zum zweiftenmal attrapieren, denn ich kenne dich nimmer“

Tod vor Schrecken

Als einmal der Hausfreund mit dem Doktor von Brassenheim an dem Kirchhof vorbei ging, deutete der Doktor auf ein frisches Grab und sagte „Selbiger ist mir auch entwischt Den haben seine Kameraden gelicfert“

Im Witschhaus, wo die Schreiber beisammen saßen bei einem lebhaften Disputat, schlug einer von ihnen auf den Tisch, „Und es gibt doch keine!“ sagte er, — nämlich keine Gespenster und Erscheinungen — — „Und ein altes Weib“, fuhr er fort, „ist der, der sich erschrecken laßt“ Da nahm ihn ein anderer beim Wort und sagt „Buchhalter, vermiß dich nicht, gilt's sechs Flaschen Burgunderwein, ich vergesse dich, und sag dir's noch vorher“ Der Buchhalter schlug ein „Es gilt“

Jetzt ging der andere Schreiber zum Wundarzt „Herr Landchirurgus, wenn Ihr einmal einen Leichnam zum Verschneiden bekommt, von dem Ihr mir einen Vorderarm aus dem Ellbogengelenk lösen könntet, so sagt mir's“ Nach einiger Zeit kam der Chirurgus „Wir haben einen toten Selbstmörder, einen Siebmacher Der Müller hat ihn aufgefangen am Rechen“, und brachte dem Schreiber den Vorderarm „Gibt's noch keine Erscheinungen, Buchhalter?“ — — „Nein, es gibt noch keine“ Jetzt schlich der Schreiber heimlich in des Buchhalters Schlafkammer und legte sich unter das Bett, und als sich der Buchhalter gelegt hatte und eingeschlafen war, fuhr er ihm mit seiner eigenen warmen Hand über das Gesicht Der Buchhalter fuhr auf und sagte, da er wirklich ein besonnener und herzhafter Mann war „Was sind das für Possen? Meinst du, ich merke nicht, daß du die Wette ge-

winnen willst?“ Der Schreiber war mausstill. Als der Buchhalter wieder eingeschlafen war, fuhr er ihm noch einmal über das Gesicht. Der Buchhalter sagte „Jetzt laß es genug sein, oder wenn ich dich erwische, so schaue zu, wie es dir geht.“ Zum drittenmal fuhr ihm der Schreiber langsam über das Gesicht und als er schnell nach ihm haschte, und als er sagen wollte „Hab ich’ dich?“ blieb ihm eine kalte tote Hand und ein abgeloster Armstummel in den Händen, und der kalte tofende Schrecken fuhr ihm tief in’s Herz und in das Leben hinein. Als er sich wieder erholt hatte, sagte er mit schwacher Stimme „Ihr habt, Gott sei es geklagt, die Wette gewonnen.“ Der Schreiber lachte und sagte „Am Sonntag trinken wir den Burgunder.“ Aber der Buchhalter erwiderte „Ich tunk ihn nimmer mit.“ Kurz, den andern Morgen hatte er ein Fieber, und den siebenten Morgen war er eine Leiche. „Gestern früh“, – sagte der Doktor zum Hausfreund, „hat man ihn auf den Kirchhof getragen, unter selbigem Grab liegt er, das ich Euch gezeigt habe.“

Glanziska

In einem unscheinbaren Dorfchen am Rhein saß eines Abends, als es schon dunkeln wollte, ein armer junger Mann, ein Weber, noch an dem Webstuhl und dachte während der Arbeit unter anderen an den König Hiskias, hernach an Vater und Mutter, deren ihr Lebensfaden auch schon von der Spule abgelaufen war, hernach an den Großvater selig, dem er einst noch auf den Knien gegessen und an das Grab gefolgt war, und war so vertieft in seinen Gedanken und in seiner Arbeit, daß er gar nichts davon merkte, wie eine schöne Kutsche mit vier stattlichen Schimmeln vor seinem Hauslein anfuhr und stille hielt. Als aber etwas an der Turfsche druckte und ein holdes jugendliches Wesen trat herein von weiblichem Ansehen mit wallenden schönen Haarlocken und in einem langen, himmelblauen Gewand, und das freundliche Wesen fragte ihn mit mildem Ton und Blick „Kennst du mich, Heinrich?“ da war es, als ob er aus einem tiefen Schlaf aufwachte, und war so erschrocken, daß er nicht reden konnte. Denn er meinte, es

sei ihm ein Engel erschienen, und es war auch so etwas der Art, nämlich seine Schwester Franziska, aber sie lebte noch. Erst hatten sie manches Korblein voll Holz barfuß miteinander aufgeslesen, manches Binsenkorbchen voll Erdbeeren am Sonntag miteinander gepflückt und in die Stadt getragen und auf dem Heimweg ein Stücklein Brot miteinander gegessen, und jedes aß wenig davon, damit das andere genug bekäme. Als aber nach des Vaters Tod die Armut und das Handwerk die Bruder aus der elterlichen Hütte in die Fremde geführt hatte, blieb Franziska allein bei der alten gebrechlichen Mutter zurück und pflegte ihrer, also daß sie dieselbe von dem kärglichen Verdienst ernährte, den sie in einer Spinnfabrik erwarb, und in den langen schlaflosen Nächten mit ihr wachte und aus einem alten zerrissenen Buch aus Holland erzählte, von den schönen Häusern, von den großen Schiffen, von der grausamen Seeschlacht bei Doggersbank, und ertrug das Alter und die Wunderlichkeit der kranken Frau mit kindlicher Geduld. Einmal aber früh um zwei Uhr sagte die Mutter „Bete mit mir, meine Tochter. Diese Nacht hat für mich keinen Morgen mehr auf dieser Welt.“ Da betete und schluchzte und küßte das arme Kind die sterbende Mutter, und die Mutter sagte „Gott segne dich, und sei“ – – und nahm die letzte Hälfte ihres Muttersegens „und sei dein Vergelter!“ mit sich in die Ewigkeit. Als aber die Mutter begraben und Franziska in das leere Haus zurückgekommen war und betete und weinte und dachte, was jetzt aus ihr werden sollte, sagte etwas in ihrem Innwendigen zu ihr „Geh nach Holland“, und ihr Haupt und ihr Blick richtete sich langsam und sinnend empor, und die letzte Träne für diesmal blieb ihr in den blauen Augen stehen. Als sie von Dorf zu Stadt und von Stadt zu Dorf betend und bittend und Gott vertrauend nach Holland gekommen war und so viel ersammelt hatte, daß sie sich ein sauberes Kleidchen kaufen konnte, in Rotterdam, als sie einsam und verlassen durch die wimmelnden Straßen wandelte, sagte wieder etwas in ihrem Innwendigen zu ihr „Geh in selbiges Haus dort mit den vergoldeten Gittern am Fenster.“ Als sie aber durch den Ausgang an der marmornen Treppe vorbei in den Hof gekommen war, denn sie hoffte zuerst jemand anzutreffen, ehe sie

an der Stubentur anpochte, da stand eine betagte freundliche Frau von vornehmerm Ansehen in dem Hofe und futterte das G. flugel, die Hühner, die Tauben und die Pfauen

„Was willst du hier, mein Kind?“ Franziska faßte ein Herz zu der vornehmen freundlichen Frau und erzählte ihr ihre ganze Geschichte „Ich bin auch ein armes Huhnlein, das Eures Brotes bedarf“, sagte Franziska und bat sie um Dienst Die Frau aber gewann Zutrauen zu der Bescheidenheit und Unschuld und zu dem nassen Auge des Mädchens und sagte „Sei zufrieden, mein Kind, Gott wird dir den Segen deiner Mutter nicht schuldig bleiben Ich will dir Dienst geben und für dich sorgen, wenn du brav bist“ Denn die Frau dachte Wer kann wissen, ob nicht der liebe Gott mich bestimmt hat, ihre Vergelsterin zu sein, und sie war eines reichen Rotterdammers Witwe, von Geburt aber eine Engländerin Also wurde Franziska zuerst Hausmagd, und als sie gut und treu erfunden ward, wurde sie Stubenmagd, und ihre Gebieterin gewann sie lieb, und als sie immer feiner und verstandiger ward, wurde sie Kammerjungfer Aber jetzt ist sie noch nicht alles, was sie wird Im Frühling, als die Rosen blühten, kam aus Genua ein Vetter der vornehmen Frau, ein junger Engländer zu ihr auf Besuch nach Rotterdam, er besuchte sie fast alle Jahre um diese Zeit, und als sie eins und das andere hinüber und herüber redeten und der Vetter erzählte, wie es ausfiel, als die Franzosen vor Genua in dem engen Paß in der Bocchetta standen und die Österreicher davor, trat reizend und lachelnd mit allen Reizen der Jugend und Unschuld geschmückt, Franziska in das Zimmer, um etwas aufzuräumen oder zurecht zu legen, und dem jungen Engländer, als er sie erblickte, ward so sonderbarlich um das Herz, und die Franzosen und die Österreicher verschwanden ihm aus den Sinnen „Lante“, sagte er zu seiner Base, „Ihr habt ein bildschönes Mädchen zur Kammerjungfer Es ist schade, daß sie nicht mehr ist als das“ Die Lante sagte „Sie ist eine arme Waise aus Deutschland Sie ist nicht nur schön, sondern auch verständig, und nicht nur verständig, sondern auch fromm und tugendhaft, und ist mir lieb geworden als mein Kind“ Der Vetter dachte, das lautet nicht bitter Den andern oder dritten Morgen aber, als er mit der

Lante im Garten spazierte „Wie gefällt dir dieser Rosenstock“, fragte die Lante, der Vetter sagte „Sie ist schon, sehr schon“ Die Lante sagte „Vetter, du redest irr Wer ist schon? Ich frage ja nach dem Rosenstock“ Der Vetter erwiderte „Die Rose, –“ „oder vielmehr die Franziska?“ fragte die Lante „Ich hab's schon gemerkt“, sagte sie Der Vetter gestand ihr seine Liebe zu dem Mädchen, und daß er es heiraten mochte Die Lante sagte „Vetter, du bleibst noch drei Wochen bei mir Wenn es dir alsdann noch so ist, so habe ich nichts darwider Das Mädchen ist eines braven Mannes wert“ Nach drei Wochen aber sagte er „Es ist mir nimmer wie vor drei Wochen Es ist noch viel arger, und ohne das Magdlein weiß ich nicht, wie ich leben soll“ Also geschah der Verspruch Aber es gehörte viel Zureden dazu, die Demut der frommen Magd zu ihrer Einwilligung zu bewegen

Jetzt blieb sie noch ein Jahr bei ihrer bisherigen Gebieterin, aber nicht mehr als Kammermadchen, sondern als Freundin und Verwandte in dem reichen Haus mit vergoldetem Fenstergitter und noch in dieser Zeit lernte sie die englische Sprache, die französische, das Klavierspielen „Wenn wir in höchsten Nothen sein“ usw., „Der Herr, der aller Enden“ usw., „Auf dich, mein lieber Gott, ich traue“ usw. – und was sonst ein Kammermadchen nicht zu wissen braucht, aber eine vornehme Frau, das lernte sie alles Nach einem Jahr kam der Bräutigam, noch ein paar Wochen vorher, und die Trauung geschah in dem Haus der Lante Als aber von der Abreise des neuen Ehepaares die Rede war, schaute die junge Frau ihren Gemahl bittend an, daß sie noch einmal in ihrer lieben Heimat einkehren und das Grab ihrer Mutter besuchen und ihr danken möchte, und daß sie ihre Geschwister und Freunde noch einmal sehen möchte Also kehrte sie jenes Tages bei ihrem armen Bruder, dem Weber, ein, und als er ihr auf ihre Frage „Kennst du mich, Heinrich?“ keine Antwort gab, sagte sie „Ich bin Franziska, deine Schwester“ Da ließ er vor Bestürzung das Schiffein aus den Händen fallen, und sein Schwester umarmte ihn Aber er konnte sich anfanglich nicht recht freuen, weil sie so vornehm geworden war, und scheute sich vor dem fremden Herrn, ihrem Gemahl, daß sich in seiner Gegenwart die Armut und

der Reichtum so geschwinsterlich umarmen und zueinander sagen sollen Du, bis er sah, daß sie mit dem Gewande der Armut nicht die Demut ausgezogen und nur ihren Stand verändert hatte, nicht ihr Herz. Nach einigen Tagen aber, als sie alle ihre Verwandten und Bekannten besucht hatte, reiste sie mit ihrem Gemahl nach Genua, und beide leben vermutlich noch in England, wo ihr Gemahl nach einiger Zeit die reichen Güter eines Verwandten erbte.

Der Hausfreund will aufrichtig gestehen, was ihn selber an dieser Geschichte am meisten ruhrt. Am meisten ruhrt ihn, daß der liebe Gott dabei war, als die sterbende Mutter ihre Tochter segnete, und daß er eine vornehme Kaufmannsfrau in Rotterdam in Holland und einen braven reichen Engländer am welschen Meer bestellt hat, den Segen einer armen sterbenden Witwe an ihrem frommen Kinde gütlich zu machen.

Weg hat er aller Wege,
an Mitteln fehlt's ihm nicht

Hochzeit auf der Schildwache

Ein Regiment, das sechs Wochen lang in einem Dorfbezirk in Kantonerung gelegen war, bekam unversehens in der Nacht um zwei Uhr den Befehl zum ploßlichen Aufbruch. Also war um drei Uhr schon alles auf dem Marsch, bis auf eine einsame Feldwache draußen im Feld, die in der Eile vergessen wurde und stehen blieb. Dem Soldaten auf der einsamen Schildwache wurde jedoch zurüst die Zeit nicht lang, denn er schaute die Sterne an und dachte: Gleiße ihr so lange, wie ihr wollt, ihr seid doch nicht so schön, als zwei Augen, welche jetzt schlafen in der unteren Mühle. Gegen fünf Uhr jedoch dachte er: es konnte jetzt bald drei sein. Allein, niemand wollte kommen, um ihn abzulösen. Die Wachtel schlug, der Dorfhahn krächte, die letzten Sterne, die selbigen Morgen noch kommen wollten, waren aufgegangen, der Tag erwachte, die Freiheit ging ins Feld, aber noch stand unser Musketier unabgelöst auf seinem Posten. Endlich sagte ihm ein Bauersmann, der aus seinem Acker wandelte, das ganze Bataillon sei ausmarschirt.

schon um die Uhr, kein Gamaschenknopf sei mehr im Dorf, noch weniger der Mann dazu. Also ging der Musketier unabgelöst selber ins Dorf zurück. Des Hausfreundes Meinung war, er hätte jetzt den Doppelschritt angeschlagen und dem Regiment nachziehen sollen. Allein der Musketier dachte: Brauchen sie mich nimmer, so brauch ich sie auch nimmer. Zudem dachte er: Es ist nicht zu trauen. Wenn ich ungerufen komme und mich selber abgelöst habe, so kann's spanische Nudeln absetzen, er meinte Rohrlein. Zudem dachte er: Der untere Müller hat ein hübsches Magdlein, und das Magdlein hat einen hübschen Mund, und der Mund hat holde Kusse, und ob sonst schon etwas mochte geschehen sein, geht den Hausfreund nichts an. Also zog er das blaue Rocklein aus und verdingte sich in dem Dorf als Bauernknecht, und wenn ihn jemand fragte, so antwortete er wie jener Huninger Deserteur, es sei ihm ein Unglück begegnet, sein Regiment sei ihm abhanden gekommen. Brav war der Bursche, hübsch war er auch, und die Arbeit ging ihm aus den Händen flink und recht. Zwar war er arm, aber desto besser schickte sich für ihn des Müllers Tochterlein, denn der Müller hatte Bakken. Kurz, die Heirat kam zustande. Also lebte das junge Paar in Liebe und Frieden glücklich beisammen und bauten ihr Nestlein. Nach Verlauf von einem Jahr aber, als er eines Tages von dem Felde heim kam, schaute ihn seine Frau bedenklich an. „Süddolin, es ist jemand dagewesen, der dich nicht freuen wird“ — — „Wer?“ — — „Der Quartiermacher von deinem Regiment, in einer Stunde sind sie wieder da.“ Der alte Vater lamentierte, die Tochter lamentierte und sah mit nassen Augen ihren Säugling an. Denn überall gibt es Verräther. Der Süddolin aber nach kurzem Schrecken sagte: „Laßt mich gewahren. Ich kenne den Obrist.“ Also zog er das blaue Rocklein wieder an, das er zum ewigen Andenken hatte aufbewahren wollen, und sagte seinem Schwiegervater, was er tun soll. Hernach nahm er das Gewehr auf die Achsel und ging wieder auf seinen Posten. Als aber das Bataillon eingerückt war, trat der alte Müller vor den Obristen. „Habt doch ein Einsehen, Herr General, mit dem armen Menschen, der vor einem Jahr auf den Posten gestellt worden ist draußen an der Waldspitze. Ist es auch permittiert, eine Schild-

wache ein geschlagenes Jahr lang stehen zu lassen auf dem namlichen Fleck und nicht abzulösen?" Da schaut der Obrist den Hauptmann an, der Hauptmann schaute den Unteroffizier an, der Unteroffizier den Gefreiten, und die halbe Kompanie, alte gute Bekannte des Vermissten, liefen hinaus, die einjährige Schildwache zu sehen, und wie der arme Mensch müsse zusammengesmoret sein, gleich einem Vorstdorfer Apfelein, das schon vier Jahre lang am Baum hängt. Endlich kam auch der Gefreite, der namliche, der ihn vor zwölf Monaten auf den Posten geführt hatte, und löste ihn ab. „Präsentiert das Gewehr, das Gewehr auf die Schulter, Marsch“, nach soldatischem Herkommen und Befehl. Hernach mußte er vor dem Obristen erscheinen, und seine junge hübsche Frau mit ihrem Säugling auf den Armen begleitete ihn und mußten ihm alles erzählen. Der Obriste aber, der ein gutiger Herr war, schenkte ihm einen Federntaler und half ihm hernach zu seinem Abschied.

Der gläserne Jude

Im letzten Krieg floh ein polnischer Jude vor einem Husaren, der ihn zusammenhauen wollte, in das Haus seines Schwagers. Der Schwager, der sonst sein Freund nicht war, steckte ihn gleichwohl in einen Kornsaß und legte ihn auf den Boden. „Nausel, rühr dich nicht, sonst sind wir beide Kapores“ – – „Doved, ich rühr' mich nicht.“ Kommt auf einmal der Husar mit zornigem Sabel zur Tür herein, und „wo ist der Spißbub“, schrie er mit grimmiger Gebärde, der Schwager erwiderte „Na, gestrenger Herr Unteroffizier! daß mein Haus keine Spißbuben-Herberge ist. Bin ich nicht ein ehrlicher Jud?“ Der Husar erwiderte „Wo der Spißbub ist, will ich wissen, der mich um vier Taler betrogen hat“, und visitierte in allen Winkeln herum. „Was habt Ihr in diesem Saße da?“ fuhr er den Schwager an und hielt ihm den blanken Sabel über den Kopf. „Grausamer Herr Unteroffizier, was werd ich haben in dem Saß do? Glas.“ Da hieb im Zorn der Husar zuerst mit flachem Sabel, hernach mit dem Rücken des

Sabels aus Leibeskräften auf den Sack So viel Liebe, so viel Schwielen Der Jude aber, der darin steckte, dachte Ich will meinen Schwager nicht stecken lassen, mich noch weniger, und machte unaufhörlich mit reiner Stimme Kling, Kling, daß der Husar meinen sollte, er hore Glas klingen Item, es half etwas Denn der Einfall kam dem Husaren selbst so lächerlich vor, daß schon sein halber Zorn gebrochen war Also schlug er auch noch die andere Hälfte desselben an dem Sack heraus, und der Jud inwendig tonte immer schneller Kling, Kling, Kling Als aber der Husar fort war und der Jude blutrunstig aus dem Sack schlupfte und sich beschaute „Gottes Wunder“, sagte er, „mein Lebenlang will ich um vier Taler kein Glas mehr werden“

Einer oder der andere

Es ist nichts lieblicher, als wenn bisweilen gekronte Häupter sich unerkannt zu dem gemeinen Menschen herablassen, wie König Heinrich der Vierte in Frankreich, sei es auch nur zu einem gutmütigen Spaß

Zu König Heinrichs des Vierten Zeiten ritt ein Bauerlein vom Lande her des Weges nach Paris Nicht mehr weit von der Stadt gesellte sich zu ihm ein anderer gar stattlicher Reiter, welches der König war, und sein kleines Gefolge blieb absichtlich in einiger Entfernung zurück „Woher des Landes, guter Freund?“ – „Da und dort her“ – – „Ihr habt wohl Geschäfte in Paris?“ – – „Das und das, auch möchte ich gerne unsern guten König einmal sehen, der so väterlich sein Volk liebt“ – – Da lachelte der König und sagte „Dazu kann Euch heute Gelegenheit werden“ – – „Aber wenn ich nur auch wüßte, welcher es ist unter den vielen, wenn ich ihn sehe!“ – – Der König sagte „Dafür ist Rat Ihr dürft nur Acht geben, welcher den Hut allein auf dem Kopf behaltet, wenn die anderen ehrerbietig ihr Haupt entbloßen“ Also ritten sie miteinander in Paris hinein, und zwar das Bauerlein hübsch auf der rechten Seite des Königs Denn das kann nie fehlen Was die liebe Einfalt Ungeschicktes tun kann, sei es gute

Meinung oder Zufall, das tut sie Aber ein gerader und unvorkunstelter Bauersmann, was er tut und sagt, das tut und sagt er mit ganzer Seele und steht nicht um sich, was geschieht, wenn's ihn nichts angeht Also gab auch der unsrige dem König auf seine Fragen nach dem Landbau, nach seinen Kindern, und ob er auch alle Sonntage ein Huhn im Topf habe, gesprächige Antwort und merkte lange nichts Endlich aber, als er doch sah, wie sich alle Fenster öffneten und alle Straßen mit Leuten sich füllten, und alles rechts und links auswich und ehrerbietig das Haupt entbloßt hatte, ging ihm ein Licht auf „Heil“, sagte er und schaute seinen unbekannten Begleiter mit Bedenlichkeit und Zweifel an, „entweder seid Ihr der König oder ich bin's Denn wir zwei haben noch allein die Hute auf dem Kopf“ Da lachte der König und sagte „Ich bin's Wenn Ihr Euer Köpfelein eingestellt und Euer Geschäft versorgt habt“, sagte er, „so kommt zu mir in mein Schloß Ich will Euch alsdann mit einem Mittagsfüpplein aufwarten und Euch auch meinen Ludwig zeigen“

Von dieser Geschichte her ruhrt auch das Sprichwort, wenn jemand in einer Gesellschaft aus Vergessenheit oder Unverstand seinen Hut allein auf dem Kopf behalt, daß man ihn fragt „Seid Ihr der König oder der Bauer?“

Die Probe

In einer ziemlich großen Stadt, wo nicht alle Leute einander kennen, auch nicht alle Hatzschiere, ging ein neu angenommener Hatzschier in ein verdächtiges Wirtshauslein hinein und hatte einen braunen Überrock an Denn er dachte weil ich noch nicht lange angenommen bin, so kennt mich niemand, und niemand nimmt sich bei mir in acht, vielleicht gibt's etwas zu fischen Ein bejahrter Mann in burgerlicher Kleidung folgt ihm nach und geht auch in das Wirtshauslein Der neue Hatzschier fordert einen Schoppen, der betagte Mann setzt sich an den namlichen Tisch und fordert auch einen Schoppen Unter ihnen und ober ihnen und an anderen Tischen saßen mehrere Leute und sprachen in Friede und Eintracht

von allerlei, von dem Elefant, von dem großen Diebstahl, von den Kriegsoperationen. Einer zog mit dem Finger einen Strich von Wein über den Tisch und sagte „Zum Exempel, dies wäre die Donau.“ Drauf legte er ein Stücklein Kasrinde daneben und sagte „Jetzt, das war' Ulm.“ Ein anderer, als er Ulm nennen hörte, sagte zu dem betagten Mann „Ich bin von Ulm und hatte Haus und Gewerbe daselbst. Aber die alten Zeiten sind nicht mehr.“ Der betagte Mann sagte „Landsmann, Ulm ist überall, die guten Zeiten sind nirgends mehr“, und fing an zu hadern und sich zu vermaßen über die Zeit und über die Abgaben und über die Obrigkeit, wie es sich nicht geziemt. Da wurde der Hatzschieß im braunen Überrock aufmerksam und stille und sagte endlich „Guter Freund, ich warne Euch.“ Der betagte Mann aber sagte „Was habt Ihr mich zu warnen?“ und trank ein Glas voll Wein nach dem andern aus und schimpfte über die Obrigkeit nur noch arger. Der verkleidete Hatzschieß sagte „Guter Freund, ich kenn Euch nicht. Aber ich will Euch noch einmal gewarnt haben.“ Der Betagte erwiderte „Warnen hin und warnen her! Was wahr ist, muß man reden dürfen. Was bleibt einem noch übrig als die freie Rede?“, und so und so. Da schlug der verkleidete Hatzschieß den braunen Überrock zurück und zeigte sich vor, wie er war, in einem hechtgrauen Rocke mit roten Aufschlägen und einem Bändelriem. „Jetzt, guter Freund“, sagte er, „jetzt kommt mit mir!“ Da stellte sich der Mann, als er an dem Rock den Hatzschieß erkannte, auf einmal wie umgewendet. „Guter Freund“, sagte er, „Ihr werdet doch meinen Spaß nicht für Ernst angesehen haben und nicht erst heute auf die Welt gekommen sein. Ich sehe schon“, sagte er, „wir müssen eine Bouteille miteinander trinken, daß Ihr mich besser kennen lernt“, und forderte noch eine Bouteille und winkte der Wirtin „Bonni Guten.“ Allein der Hatzschieß sagte „Ich habe keinen Wein mit Euch zu trinken“, und faßte ihn wohl oben am Arm, und fort zur Türe hinaus. Unterwegs fuhr der Arrestant fort zu reden „Ihr meint zum Beispiel, ich sei ein Feind von Abgaben, weil ich über die Abgaben geschimpft habe. Aber nein, ich will Euch das Gegenteil beweisen, denn Ihr seid auch eine obrigkeitliche Person, und ich habe vor Eueragleichen Respekt.“ Also zog er einen Kronen-

taler aus der Tasche und wollte sich damit loskaufen. Aber der Hatzschiefer sagte „Ihr habt mir keine Abgaben zu bezahlen.“ Eine Gasse weiter fuhr der Arrestant fort „Was gilt's, Ihr seid noch nicht verheiratet und habt für keine Frau noch Kinder zu sorgen, weil Ihr keine Abgabe von mir braucht. Ich will Euch zu einem schönen Weibsbild führen.“ Der Hatzschiefer erwiderte „Ihr habt mich zu keinem Weibsbild zu führen, aber ich Euch zu einem Mannsbild.“ Als sie aber miteinander in den Polizeihof und vor den Herrn Stadtvogt gekommen waren, fing der Stadtvogt an laut zu lachen, dann er ein gar lustiger Mann ist, und sagte „Welcher von euch zweien bringt den andern?“ Denn es ist jetzt Zeit, dem geneigten Leser zu sagen, daß der Arrestant selber ein alter Hatzschiefer war, und hatte sich verkleidet und war dem neuen nachgegangen, nur um ihn zu prüfen, ob er seine Pflicht tut. Deswegen sagte der Stadtvogt „Welcher von euch zweien bringt den andern?“ Der junge wollte anfangen, der alte aber, der vermeintliche Arrestant, schaute ihn gebieterisch an und sagte „Es ist an mir zu reden, ich bin alter im Dienst Eurer Gnaden, Herr Stadtvogt“, sagte er, „dieser junge Mann ist probat, und wir können uns verlassen auf ihn, denn er hat mich arretiert mit Manier und in der Art und hat sich nicht von mir bestechen oder breitschlagen lassen, noch mit Wein, noch mit Geld, noch mit Weibsleuten.“ Da lachelte der Stadtvogt gar freundlich, daß ihm solches wohlgefallen, und schenkte jedem einen kleinen Taler.

Stern, an einem solchen Ort mag es nicht gut sein, ein Spitzbube zu sein, wo ein Hatzschiefer selber dem anderen nicht trauen darf.

Dies Stücklein ist noch ein Vermächtnis von dem Adjunkt, der jetzt in Dresden ist. Hat er nicht dem Hausfreund einen schönen Pfeifenkopf von Dresden zum Andenken geschickt und ist ein geflügelter Knabe darauf und ein Magdlein und machen etwas miteinander. Aber er kommt wieder, der Adjunkt.

Zu Oggersheim gegenüber von Mannheim, um die Wahl etwas weiter oben oder unten, je nachdem man sich stellt, als im dreißigjährigen Krieg unversehens die Spaniolen vor Oggersheim anrückten, flohen fast alle Einwohner nach Mannheim. Nur zwanzig Hausvater blieben zurück und hatten das Herz, die Zugbrücke aufzuziehen und die Tore zu schließen. Es gehört nicht viel Herz zum Schließen, aber zum Öffnen. Denn als der spanische Feldhauptmann Don Gonfalso hineintrompeten ließ „Wenn ihr bis morgen um diese Zeit den Platz nicht übergebt“, ließ er hineintrompeten, „alsdenn gebt acht, wer am Leben bleibt, wenn ich den spanischen Sturmmarsch schlagen lasse und doch hineinkomme“, da sahen die Helden einander an und sagten „Der Weg nach Mannheim ist doch der sicherste.“ Nur einer dachte: Was soll ich tun? Meine Frau steht an ihrem Ziel. Soll sie unterwegs oder gar auf dem Rhein ins Rindbett kommen? In Gottes Namen, ich bleibe da. — Als nun die andern alle sich geflüchtet hatten und er noch allein in dem Stadtlein war, trat er mit einem weißen Fahnen auf die Stadtmauer und rief in das spanische Lager „Rund und zu wissen sei euch im Namen des Herrn Kommandanten von Oggersheim, der Garnison und der ehrfamen Bürgerschaft! Ihr sollt uns versprechen, das Eigentum zu schonen und die protestantische Religion unangefochten zu lassen. Wenn ihr dieses tun und halten wollt, so sollen euch in einer Stunde die Stadttore geöffnet werden. Ich, der Trompeter.“ — Da sahen der Feldhauptmann und seine Leute einander an. Ja, Nein — Nein, Ja. „Was sollen wir katholisches Blut vergießen lassen“, sagte endlich der Feldhauptmann, „um einen eßersischen Altar umzuwerfen, oder was werden wir in diesem Bauernstadtlein für Schätze finden?“ und rief mit lauter Stimme „Uffordiert!“ Nach einer Stunde, als der Feind mit geschlossenen Reihen und Gliedern, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel einzog, am äußern Tor war niemand. — „Sie werden am innern sein.“ Am innern Tor war auch niemand. — „Sie werden auf dem Platz sein.“ — Auf dem Platz stand mutterseelallein mit dem weißen Fahnen der

herzhafte Bürgermann „Was soll das heißen? Wo ist der Kommandant und die Besatzung, wo ist der Bürgermeister und der Rat?“ Da fiel der Bürgermann vor dem Feldhauptmann auf die Kniee nieder „Gnadiger Herr, ich bin der einzige, der sich Eurer Großmut anvertraut hat Die anderen sind nach Eurer Aufforderung alle nach Mannheim geflohen Nur meine Frau ist noch bei mir im Stadtlein, aber ein ellenlanger Rekrut wird nächster Tage eintreffen Unterdessen bin ich mein eigener Kommandant und mein Trompeter, mein Gemeiner und mein Profos Wenn ich seit gestern hatte desertieren wollen, ich hatte mich selber wieder einfangen und Spießruten jagen müssen“ Da lachte der Feldhauptmann und hieß ihn aufstehen, und obgleich die Spanier zur Zeit des dreißigjährigen Krieges keinen Spaß verstanden, so leistete er doch, was er versprochen hatte, und noch mehr Denn als den andern Morgen der brave Bürgermann wieder zu dem Feldhauptmann kam „Ihro Gnaden,“ sagte er, „wolltet Ihr mir nicht auf eine Viertelstunde Euern Geldpatei leihen, wenn er evangelisch taufen kann? Der ellenlange Rekrut ist angekommen und schon einquartiert,“ da sagte der Feldhauptmann „Ja, braver Kamerad, und ich will Bevattermann sein und dein Kind zur Laufe halten“ Also hielt der General das Kind zur Laufe und schenkte ihm ein spanisches Goldstück zum Andenken Den folgenden Tag zogen die Spanier wieder weiter

Die Schlafkammeraden

Eines Abends kam ein fremder Herr mit seinem Bedienten im Wirtshaus zu der goldenen Linden in Braßenheim an und ließ sich bei dem Nachtessen beiderlei wohl schmecken, nämlich das Essen selbst und das köstliche Getränk Denn der Lindenvirt hat Guten Der Bediente aber an einem andern Tisch dachte Ich will meinem Herrn keine Schande machen, und trank wie im Zorn ein Glas und eine Bouteille nach der andern aus, sagend zu sich selbst „Der Wirt soll nicht meinen, daß wir Knicker sind“ Nach dem Essen sagte der Herr zu dem Lindenvirt „Herr Wirt, ich hab’ an

Eurem Noten sozusagen eine gefahrlche Entdeckung gemacht Bringt mir noch eine Flasche voll in das Schlafstublein " Der Bediente hinter dem Rücken des Herrn winkte dem Wirt „Nur auch eine!“ Denn sein Herr ließ sich vieles von ihm gefallen, weil er auf Reisen auch sein Leibgardist war und immer mit ihm in der namlichen Stube schlafen mußte, und je einmal, wenn er sich zu viel Freiheit heraus nahm, war der Herr billig und dachte Ich will nicht wunderlich sein Es ist ja nicht das erstemal, daß er's tut Also trank an seinem Tisch der Herr und las die Zeitung, und am andern Tisch dachte der Bediente Es ist ein harter Dienst, wenn man trinken muß, anstatt zu schlafen, zumal so starken Gleichwohl, als er dem Herrn die zweite Flasche holen mußte, nahm er für sich auch noch eine mit vom namlichen Der Herr fing endlich an, laut mit der Zeitung zu reden, und der Bediente nahm wie ein Echo zwischen der Türe und dem Fenster auch Anteil daran, aber wie? Der Herr las von dem großen Mammuts-knochen, der gefunden wurde Der Bediente, der eben das Glas zum Munde fuhrte, lachte für sich „Soll leben der Mohammeds-knochen“ Oder als der Herr von dem Seminaristen las aus dem Seminarium in Pavia, der mit Lebensgefahr eines Schiffs-gießers Kind aus den Flammen rettete, ergriff er das Glas, und „Bravo“, sagte er, „wackerer Seminarist!“ Der Bediente stammelte für sich „Soll leben, der wackere Seeminister“, und goß richtig das halbe Glas über die Liberei hinab „Hast du's gehört, Anton? So eine Tat wiegt viele Meriten auf“, fuhr der Herr fort — „Sollen auch leben, die Minoriten“, erwiderte der Diener, und so oft jener z B sich rausperte oder gahnte, rausperte und gahnt der Anton auch Endlich sagte der Herr „Anton, jetzt wollen wir ins Bett“ Der Anton sah seine Flasche an und erwiderte „Es wird ohnehin niemand mehr auf sein in der Wirtschast“ Denn seine Flasche war leer Aber in der Flasche des Herrn war noch ein Restlein Früh gegen zwei Uhr weckte es den Anton, daß noch ein Restlein in der Flasche des Herrn sei Also stand er auf und trank es aus Sonst verrieht es, dachte er Als er aber sich wieder legen wollte, kam er ein wenig zu weit rechts an das Bett seines Herrn Denn beide Betten standen an der nam-

lichen Wand mit den Fußstatten gegeneinander. Also legte sich der Anton neben seinen Herrn, mit dem Kopf unten, und mit den Füßen oben, neben des Herrn Gesicht, weil er meinte, er liege wieder in seinem eigenen. Eine Stunde vor Tag aber, als der Herr erwachte, kam es ihm vor, er wußte selbst nicht recht, wie soll ich denn gestern Abend haben Backsteinkas herauf kommen lassen? dachte er. Als er aber sich umdrehen wollte, ob ein Schranklein in der Wand sei, fühlte er auf einmal neben sich etwas Lebendiges und Warmes, und das Warme und Lebendige bewegte sich auch. Jetzt rief er „Anton, Anton“, mit angstlicher und leiser Stimme, daß der unsichere Schlafkamerad nicht aufwachen sollte, und derjenige, den er meßten wollte, war doch der Schlafkamerad „Anton“, schrie er endlich in der Herzensangst, so laut er konnte „Was befehlen Ihre Hochwürden“, erwiderte endlich der Anton – – „Komm mir zu Hilfe! Es liegt einer neben mir“ – – „Ich kann nicht, neben mir liegt auch einer“, erwiderte der Bediente und wollte sich strecken, so zwar, daß er mit dem linken Fuß unter des Herrn Kinn kam „Anton, Anton“, rief der Herr, „meiner reißt mir den Kopf ab“, und suchte ebenfalls mit den Füßen eine Habung „Meiner will mir die Nase aufschlißen“, schrie noch viel alger der Anton – – „Wirf deinen heraus“, schrie der Herr, „und komm mir zu Hilfe“ – – Also faßte der Bediente seinen Mann an den Beinen, und dieser, als er Ernst sah, faßte er seinen Mann ebenfalls an den Beinen, und rangen also die beiden miteinander, daß keiner dem andern konnte zu Hilfe kommen, und der Bediente fluchte wie ein Türke, der Herr aber fluchte zwar nicht, aber doch rief er die unsichtbaren Mächte an, sie sollten seinem Gegner den Hals brechen, was auch fast hatte geschehen können, denn auf einmal horte unten der Wirt, der schon auf war, einen Fall, daß alle Fenster zitterten, und der Perpendikel an der Wanduhr sich in die Ruhe stellte. Als er aber geschwind mit dem Licht und dem Hauschlüssel hinauf geeilt war, ob ein Unglück sich zugetragen habe, denn er kannte seinen Koten, lagen beide miteinander ringend auf dem Boden und schrien Peter Mordio um Hilfe. Da lachte der Wirt in seiner Art, als ob er sagen wollte, der Kote hat gut gewirkt, die gefährliche Entdeckung. Die beiden aber schau-

ten einander mit Verwunderung und Staunen an „Ich glaube gar, du bist es selbst, Unton“, sagte der Herr – „So seid nur Ihr es gewesen“, erwiderte der Diener, und legten sich wieder, ein jeder in sein Bett, worein er gehörte

Der Herr Wunderlich

Nicht nur wird die Einfalt von dem Mutwillen irre geführt, oft auch von dem Zufall Seltener erlost sich der Zufall wieder aus den Gangstricken des Mutwillens. Wie erging es jenem Bauersmann, der in der Stadt einem Bürger namens Wunderlich einen Wagen voll Holz verkauft hatte auf dem Marktplatz? „Fahrt jetzt nur dort die Straße hinaus“, sagte der Bürger, „bis zum Eisenladen, hernach links in die Gasse, hernach beim ersten Brunnen wieder rechts, hernach beim roten Löwen wieder links. Numero 428 ist mein Haus, Jakob Wunderlich.“ Und bis soweit gut. Der Bauersmann aber dachte: Ist's nicht noch früh am Vormittag, hab' ich nicht das Holz um einen guten Preis verkauft, will ich nicht zuerst noch ein Schoppenlein trinken in der Kneipe da? und repetierte für sich „Eisenladen, – links – rechts – links – Numero 428.“ Aber in der Kneipe saßen bei einem Saueressen auch schon ein paar lustige Gesellen, und als sie ihn sahen herein kommen, stieß einer den andern mit den Ellenbogen, und der andere fing an, als wenn er fortführe „Drum muß man's selber gesehen haben“, sagte er, „und bei den Russen gewesen sein, wenn man's glauben soll, wo der Mann im mittleren Glied, ich will vom Flugelmann nicht reden, 20 Ellen mißt, auch weniger. Jeder Finger ist eine Pistole, die Zähne sind Palisaden mit Fellschlangen dazwischen, die Nase ein Hollwerk, die Augen Bombenköpfe. Jedes Barthhaar ist ein Bajonett, jedes Haupthaar ein Sabel. Ein solcher Sabel laßt sich auseinander ziehen wie ein Perspektiv, für in die Nahe zu fechten und in die Weite verliert ihn einer, so zieht er einen andern aus dem Haar. An den Füßen sind ihnen Schiffe gewachsen, und es ist ihnen einerlei, ob auf dem Wasser oder auf dem Land.“ Der Mann schultert sein Uhrfand=

vierzigpfunder Jeder hat sieben Leben Totet ihr ihm eins, so hat
 er noch sechs Jeder Gemeinde hat Majorsrang " Der geneigte
 Leser wird an diesem Musterlein genug haben Unserm Bauers-
 mann aber verging Hören und Sehen, und so weit war es nicht
 gut Denn als er wieder auf die Straße kam, waren ihm vor
 Staunen und Entsetzen der Eisenladen, die Gasse links, die Gasse
 rechts und der Herr Wunderlich aus dem Gedächtnis heraus ver-
 schwunden, und wenn er fragte, „Guter Freund“, wußt Ihr mir
 nicht zu sagen, wo der Herr wohnt, dem ich das Holz verkauft
 habe, so und so sieht er aus,“ der gab ihm keine Antwort oder eine
 falsche Da eine sagte „Am obern Tore Numero 1“ Dort sagte
 ein anderer „Nein, er ist ausgezogen und wohnt jetzt in der un-
 tern Vorstadt Numero 916“ Glücklicherweise fuhrte ihn sein
 Weg nach der untern Vorstadt durch die Schulgasse, und einige
 Schulen standen vor der Türe Die Burschlein, dachte er, wissen
 sonst den Bescheid in der Stadt herum am besten, weil sie der
 Wind aus allen Gassen zusammen weht „Junger Herr“, sagte er
 zu einem, „wolltet Ihr mir nicht sagen, wo der Herr wohnt, der
 mir dieses Holz abgekauft hat“, und so und so Der Schuler, ein
 durchtriebener Kopf, erwiderte „Guter Freund, ich bin noch nicht
 in der schwarzen Kunst, ich bin noch in der Philosophie, (so hieß
 die Klasse, worin er saß) Wenn Ihr aber“, sagte er, „zu dem
 Herrn in der obern Stube gehen wollt, der das große Buch hat,
 wo Gribis Grabis darin steht Lunkus, Blemsum, Schalelei,
 Kfmack und Norma, der schlägt's Euch auf für zwei Schillinge“
 In der obern Stube legte er zwei Schillinge auf den Tisch „Herr
 Magister, ich habe vergessen, wie der Herr heißt und wo er wohnt,
 dem ich mein Holz verkauft habe Wolltet Ihr nicht so gut sein
 und es mir aus Eurem Gribis Grabisbuch dort sagen“ Der Schul-
 heit aber schaute diese Zumutung mit ungemeinem Staunen an,
 also daß er zuletzt die Brille abhob und den baumwollenen Schlaf-
 rock übereinander nahm „Guter Freund“, wollte er sagen, „das
 ist wohl wunderbarlich von Euch, daß Ihr meint, ich konnte Euch aus
 meinen Büchern sagen, was Euch im Kopf fehlt“ Als er aber
 angefangen hatte, „Guter Freund, das ist wohl wunderbarlich“, fiel
 ihm der Bauersmann mit freudiger Verwunderung in die Rede

„Ganz richtig“, sagte er, „es ist Herr Wunderlich Sapperment“, sagte er, „daß heiß’ ich ins Schwarze getroffen gleich auf den ersten Schuß und ohne Buch“, und entsetzte sich jetzt noch viel mehr über die allwissende Gelehrsamkeit des Schulherrn als vorher über die furchterlichen Soldaten in der Kneipe. Der Schulherr aber gab ihm seine zwei Schillinge wieder und ließ ihn hernach durch ein Bublein zeigen, wo der Herr Wunderlich wohnt. Also hat dem Mann ein lacherlicher Zufall wieder auf die Spur geholfen, von welcher er abgeleitet worden durch den Nutzwillen.

Veronika Hafmann

Der geneigte Leser hat viel gute Gedanken gehabt, als er in dem Kalender des Jahres 1813 die Geschichte von jenen zehn frommen alten Dienstboten las, und kennt noch alle, wie sie heißen und aussehen. Dem Hausfreund aber ist es in diesem Augenblick zu Mute, wie wenn er im Spätjahr seinen Apfelbaum im Garten abgepflückt hat, und meint, jetzt sei nichts mehr daran. Aber nach einiger Zeit, wenn die Blätter abfallen, erblickt er unerwartet noch einen einsamen schönen Apfel an einem Zweiglein, und heimst ihn auch noch ein, und der eine macht ihm schier so große Freude als die anderen alle.

Im Jahre 1744, als der Kurfürst Karl Theodor in der Pfalz die Regierung angetreten hatte, trat in Mannheim Veronika Hafmann als Magd in das Haus eines dortigen Burgers und trug sein Sohnlein auf den Armen herum und hütete sein, und als das Sohnlein zum Mann heran gewachsen und selber wieder Vater geworden war, allbereits nach dem Hubertusburger Frieden, da war sie noch immer im Hause und trug und pflegte nun seine Kinder, wie sie ihn getragen hatte, und es geht noch lange so fort. Denn als zuletzt auch dem Urenkel ihres ersten Dienstherrn ein Sohn geboren war und lieblich heran wuchs, allbereits nach dem Frieden von Amiens, war sie auch noch im Hause, zwar nicht mehr als Dienstmagd, sondern sozusagen als ein wertgewordenes Erbstück der Familie, und eines Tages, als ihr die vergangene Zeit

wie ein Traum durch die Seele ging, kam es sie wie ein Sehnen an, und „Du“, sagte sie zu ihrem Brotherrn, „gib mir dein Kind ein wenig“, denn sie machte nicht viel Komplimente mit ihm, und die Magd nannte den Herrn Du, der Herr aber aus Respekt vor ihrem Alter und vor ihrer Frommigkeit und weil sie ihn erzogen hatte, sagte zur Magd Ihr „Warum verlangt Ihr das“, fragte er sie, „so doch Eure Arme nicht mehr imstande sind, etwas zu tragen, und Eure Kniee kaum Euch selber halten können?“ Sie erwiderte „Ich habe dich und deinen Vater und deinen Großvater auf den Armen gewiegt, so möchte ich gerne auch dein Kind noch in die Arme nehmen, ehe ich sterbe.“ Da traten dem Vater und der Mutter des Kindes vor Rührung die Tränen in die Augen, und er hieß die alte, treue Greisin niedersitzen, und nebenstehende Stuhl zeigt, wie er ihr das Kind auf den Schoß legt „Gott lohne Euch“, sagte er zu ihr, „alles, was Ihr an mir und meinen Vätern getan habt.“ Sie sagte „Er wird mich bald zu sich nehmen.“ Einundsechzig Jahre war sie im Dienst und Brod des namlichen Hauses und starb anno 1805 im achtzigsten Jahre ihres Lebens.

Der Friedensstifter

Wie die rechten Mittel zu wählen weiß, der kommt zum Zweck, zum Exempel der Herr Theodor. Zwei junge Burgersmänner in seiner Nachbarschaft hatten sich gegenseitig im Wirthshaus beleidigt und waren doch zu honett, einander anzugreifen, und zu eigensinnig, einander zu vergeben. Also nahiten sie den Unfrieden in ihrem Herzen. Das klagte jemand dem Herrn Theodor, und wie alle Mittel vergeblich seien, sie miteinander zu versöhnen. Der Herr Theodor sagte „Laßt mich gewahren. Ich kenne sie. Bis morgen sind sie gute Freunde.“ Also bat er jeden insbesondere, ob er nicht heute bei ihm zu Nacht essen wollte, und setzte sie an den Tisch nebeneinander. Keiner gönnte dem andern ein Wort oder einen Blick. Beide dupften fleißig mit dem Herrn Theodor an, aber keiner mit dem andern. Da löschte der Herr Theodor das Licht aus, als wenn er die Kerze hatte pußen wollen, und sagte

„Nichts für ungut! Ich will's gleich wieder anzünden“ Indem er aber hinaus ging, gab er dem einen von der Seite her, wo der andere saß, im Dunkeln eine Ohrfeige Also gab dieser dem andern zwei, und also setzten sie das Multiplikationsegempel miteinander fort und zerschlugen sich, wo jeder im Finstern hintraf, bis der Herr Theodor wieder kam, der etwas lange ausblieb Als der Heil Theodor wiederkam und traf sie an in wildem Kampf und Handgemenge, sagte er „Das ist recht gut und loblich, ehienwerthe Nachbarn und Gäste, daß Ihr Euch gegeneinander egpliziert, ich hab's schon den ganzen Abend gemerkt, daß Ihr etwas gegen einander auf dem Herzen habt Ich sehe, daß es Euch aufrichtig um Aussohnung zu tun ist, weil jeder dem andern seine Meinung unverhohlen zu verstehen gibt“ – „Ihr hattet nicht sagen sollen, daß ich Trumpf verleugne“, sagte der eine, „so ich doch Farbe angegeben habe“ Der andere sagte „Ihr hattet nur nicht gleich schimpfen dürfen Ein Herz ist bald für einen Eckstein angesehen Ihr wißt, wie schmutzig die Karten sind“ Drauf ließ sich der Heil Theodor den Handel von ihnen erzählen und schlichtete ihn vollends aus, den andern Tag waren sie wieder gut Freund

Verloren und gefunden

An einem schönen Sommerabend fuhr der Herr Bogt von Trudenberg in seinem Kaleschlein noch spät vom Brassenheimer Fruchtmarkt zurück, und das Kopslein hatte zwei zu ziehen, nämlich den Herrn Bogt und seinen Kausch Unterwegs am Straßwirthshaus schauten noch ein Paar lustige Köpfe zum Fenster heraus, ob der Herr Bogt nicht noch ein wenig einkehren und eines Bescheid tun wolle, die Nacht sei mondhell Der Herr Bogt scheute sich weniger vor dem Bescheid als vor dem Ab- und Aufsteigen in das Kaleschlein, maßen es ihm schon am Morgen schwer wird, aber am Abend fast unmöglich Der Herr Theodor meinte zwar „Wir wollen das Kaleschlein auf die Seite umlegen und ihn abladen,“ aber kurzer war es doch, man ging mit der Flasche zu ihm hinaus Aus einer Flasche wurden vier, und die Redens-

arten manquirten ihn immer mehr, bis ihm der Schlaf die Zunge und die letzte Besinnung band Als er aber eingeschlafen war, fuhrten die lustigen Köpfe das Kocklein in den Stall und ließen ihn auf der Straße sitzen Früh aber, als ihn vor dem Fenster des Wirts die Wachtel weckte, kam er sich kurios vor, und wußte lange nicht, wo er sei und wo er sich befinde Denn nachdem er sich eine Zeitlang umgesehen und die Augen ausgerieben hatte, sagte er endlich „Jetzt kommt alles darauf an, ob ich der Vogt von Trudnbach bin oder nicht Denn bin ich's, so hab' ich ein Kocklein verloren, bin ich's aber nicht, so hab' ich ein Kaleschlein gefunden“

Glück und Unglück

Wie hat zu einem Bauersmann ein Doktor gesagt? „Ihr Landleute“, sagte er, „habt's doch immer gut Wenn des Getreides wenig gewachsen ist, so verkauft Ihr es zu einem theuern Preis Ist es wohlfeil, so habt Ihr viel zu verkaufen und loset auch viel Geld“ — „Umgekehrt, Herr Doktor“, sagte der Bauersmann, „wir kommen auf keinen grünen Zweig Denn wenn das Getreide theuer ist, so haben wir nicht viel zu verkaufen Wenn wir aber viel haben, ist es wohlfeil und macht uns doch nicht reich“ — Auch gut gegeben

List gegen List

Einem namhaften Goldschmied hatten zwei vornehm gekleidete Personen für 3000 Taler kostbare Kleinode abgekauft und auf die Krönung in Ungarn Hernach bezahlten sie ihm tausend Taler bar, legten alles, was sie ausgesucht hatten, in ein Schachtelchen zusammen, siegelten das Schachtelchen zu und gaben es dem Goldschmied gleichsam als Unterpfand für die noch fehlende Summe wieder in Verwahrung, wenigstens kam es dem Goldschmied so vor, als wenn es das nämliche wäre „In vierzehn Tagen“, sagten sie, „bringen wir Euch die fehlende Summe und nehmen alsdann das Schachtelchen in Empfang“ Alles wurde schriftlich gemacht Allein, es vergehen drei Wochen, niemand meldet sich Der König

nungstag geht vorüber, es gehen noch vier Wochen vorüber. Niemand will mehr nach dem Schachtelein fragen. Endlich dachte der Goldschmied: Was soll ich euch euer Eigentum hufen auf meine Gefahr und mein Kapital tot darinnen liegen haben? Also wollte er das Schachtelein im Beisein einer obrigkeitlichen Person eröffnen, und die bereits empfangenen 1000 Taler hinterlegen. Als es aber geöffnet ward, „lieber, guter Goldschmied“, jagte der Aktuar, „wie seid Ihr von den zwei Spißbuben angeschnitten?“ Nämlich in dem Schachtelein lagen statt Edelgestein Kieselstein und Fensterblei statt Goldes. Die zwei Kaufleute waren spißbubische Taschenspieler, böhmische Juden, brachten das wahre Schachtelein unvermerkt auf die Seite und gaben dem Goldschmied ein anderes zurück, welches ebenso aussah. „Goldschmied“, sagte der Aktuar, „hier ist guter Rat teuer. Ihr seid ein unglücklicher Mann.“ Undem trat wohlgekleidet und ehrbar ein Fremder zu Ture herein und wollte dem Goldschmied allerlei krummgebogenes Silbergeschirr und einsechztige Schnallen* verkaufen und sah den Spektakel. „Goldschmied“, sagte er, als der Aktuar fort war, „Euer Uebelang muß Ihr Euch nicht mit den Schreibern einlassen. Haltet Euch an praktische Männer. Habt Ihr das Herz, eine Wurst an eine Speckseite zu setzen, Euch ist zu helfen. Wenn Euer Schachtelein oder der Wert dafür noch in der Welt ist, ich schaff' Euch die Spißbuben wieder ins Haus.“ – „Wer seid Ihr, um Vergebung“, fragte der Goldschmied? – „Ich bin der Zundelfrieder“, erwiderte der Fremde mit Vertrauen und mit einem recht lebenswürdig freundlichen Spißbuben gesicht. Wer den Frieder nicht persönlich kennt, wie der Hausfreund, der kann sich keine Vorstellung davon machen, wie ehrlich und gutmütig er sich anstellen und dem vorsichtigesten Menschen so unwidderstehlich das Herz und das Vertrauen abstehlen kann wie das Geld. Auch ist er in der Tat so schlimm nicht, als man ihn zwischen Bühl und Achern dafür halt. Ob nun der Goldschmied noch überdies an das Sprichwort dachte, daß man Spißbuben am besten mit Spißbuben fangen könne, oder ob er an ein anderes Sprichwort dachte, daß wer das Roß geholt hat, der hole auch

* „Einschztige Schnallen“ sind solche, wo vom gleichen Paar nur eine vorhanden ist.

den Baum (wegen einer guten Freundin will ihn der Hausfreund nicht mit Namen nennen), kurz, der Goldschmied vertraut sich dem Frieder an „Aber ich bitte Euch“, sagte er, „betrugt mich nicht“ „Verlaßt Euch auf mich“, sagte der Frieder, „und erschreckt nicht allzusehr, wenn Ihr morgen früh wieder um etwas kluger geworden seid!“ Vielleicht ist der Frieder auf einer Spur? Nein, er ist noch auf keiner. Aber wer in selbiger Nacht dem Goldschmied auch noch vier Duzend silberne Löffel, sechs silberne Salzbuschalein, sechs goldene Ringe mit kostbaren Steinen holte, das war der Frieder. Mancher geneigter Leser, der auf ihn nicht viel halten will, wird denken: Das geschah dir recht. Desto besser. Denn dem Goldschmied war es auch recht. Nämlich auf dem Tisch fand er von dem Zundelfrieder einen eigenhändigen Empfangsschein, daß er obige Artikel richtig erhalten habe, und ein Schreiben, wie sich der Goldschmied nun weiter zu verhalten habe. Nämlich er zeigt jetzt nach des Frieders Anleitung den Diebstahl bei Amt an und bat um einen Augenschein. Hernach bat er den Amtmann, die verlorenen Artikel in allen Zeitungen bekannt zu machen. Hernach bat er, auch das versiegelte Schachtelein mit seiner ganzen Beschreibung mit in das Verzeichnis zu setzen, um etwas. Der Amtmann sah ins Klare und bewilligte ihm den Wunsch. Einem honetten Goldschmied, dachte er, kann ein Mann, der eine Haushaltung führt, etwas zum Gefallen tun. Also verläuft es sich in alle Zeitungen, dem Goldschmied sei gestohlen worden das und das, unter anderen ein Schachtelein so und so, mit vielen kostbaren Edelsteinen, die alle benannt wurden. Die Nachricht kam bis nach Augsburg. „Lob“, schmunzelte dort ein böhmischer Jude dem andern zu, „der Goldschmied wird nie erfahren, was in dem Schachtelein war. Weißt du, daß es ihm gestohlen ist?“ – „Desto besser“, sagte der Lob, „so muß er uns auch unser Geld zurück geben und hat gar nichts.“ Kurz, die Betrüger gehen dem Frieder in die Falle und kommen wieder zu dem Goldschmied. „Seid so gut und gebt uns jetzt das Schachtelein!“ Nicht wahr, wir haben Euch ein wenig lange warten lassen?“ – „Liebe Herren“, erwiderte der Goldschmied, „Euch ist unterdessen ein großes Unglück geschehen, das Schachtelein ist Euch gestohlen

Habt Ihr's noch in keiner Zeitung gelesen?" Der Lob erwiderte mit ruhiger Stimme „Das ware uns leid, aber das Unglück wird wohl auf Eurer Seite sein Ihr liefert uns das Schachtelein ab, wie wir's Euch in die Hände gegeben haben, oder Ihr gebt uns unser vorausbezahltes Geld zurück Die Kionung ist ohnehin vorüber“ – – Man sprach hin, man sprach hei, „und das Unglück wird eben doch auf Eurer Seite sein“, nahm wieder der Goldschmied das Wort Denn im nächsten Augenblick traten jetzt mit seiner Frau vier Hatzhiere in die Stube, handfeste Männer, wie sie sind, und faßten die Spißbuben Das Schachtelein war nimmer aufzutreiben, aber das Zuchthaus und so viel Geld und Geldeswert, als nötig war, den Goldschmied zu bezahlen Aus Dankbarkeit zerriß der Goldschmied hernach den Empfangsschein des Frieder Aber der Frieder brachte ihm alles wieder und verlangte nichts für seinen guten Rat „Wenn ich einmal etwa von Eurer Ware benötigt bin“, sagte er, „so weiß ich ja jetzt den Weg in Euern Laden und zu Euren Kastlein Wenn ich nur alle Spißbuben zu Grunde richten konnte“, sagte er, „daß ich der einzige ware“ Denn eifersüchtig ist er

Hilfe in der Not

Als im verwichenen Spatzjahr der Zirkelschmied mit seiner Frau ungegessen ins Bett gehen wollte, – – schon seit drei Tagen war kein Feuer mehr in die Küche gekommen, und das letzte Mauslein hatte sich ausquartiert, – da schickte ihm, wie gerufen, der Barbier von Brassenheim einen fetten Schinken, so groß als manches Saulein, was noch ganz ist, und drei Würste dazu, so lang wie Glockenseiler, und der Zirkelschmied wußte nicht warum, der geneigte Leser weiß es auch nicht Aber er erfahrt's

Schon vor Jahr und Tagen war in Brassenheim ein fremder Mann in das Wirtshaus zu den drei Rosen gekommen, und der Zirkelschmied saß damals auch schon drin, etwa beim dritten Schopplein oder beim vierten Als der Fremde eine Zeitlang da war und dem Zirkelschmied weniger pffiffig als ehrlich ausah,

dachte der Zirkelschmied Ich will ein Gespräch mit ihm anfangen
 Vielleicht laßt er sich über den Löffel balbieren „Ihr seid wohl
 auch zum erstenmal hier, seitdem der Rosenvirt dies schöne Haus
 gebaut hat, weil Ihr so lange an einem Nagel gesucht habt für
 Euern Kaputrock?“ Der Fremde sagte „Ich bin auch ein Wirt,
 aber ich tauschte mein Haus noch nicht gegen dieses, wenn eins
 nicht wäre“ „Habt Ihr noch namhafte Schulden drauf?“ –
 „Das nicht“ – – „Oder riecht der Abtritt?“ – – „Das auch
 nicht“ – – „Oder habt Ihr ein böses Weib im Haus?“ – – „Das
 auch nicht, aber sonst nichts Gutes“ Endlich erfuhr der Zirkel-
 schmied nach einigem Hin- und Herreden von dem Fremden, wie
 er das Unglück habe in seinem Haus mit einem grausamen Ge-
 spenst, das alle Nacht auf seinem Speicher erwache und Ziegel
 fiesse, wie man an den Brosamen sehe und an den Lücken im
 Dach Der wohlbelehrte Leser des Rheinländischen Hausfreundes
 ist darüber im Klaren, ehe man ihm sagt, daß dieses Gespenst nur
 ein boshafter Mensch, ein Feind des Hausbesizers könne gewesen
 sein Nämlich, es war sein eigener Schwager, der ihm das Haus
 verleiden und feil machen wollte Der Zirkelschmied sagte „Wenn
 Ihr mit Wissen noch kein Menschenfleisch gegessen und noch kei-
 nem Roß das Emmaleins abgehört habt, so ist Rat, wenn's Euch
 auf zwei große Taler nicht ankommt, einen sogleich, den andern,
 wenn Euch geholfen ist“ Der Fremde griff sogleich in die Tasche
 „Jetzt geht zum Barbier“, sagte der Zirkelschmied halb leise, ob-
 gleich sonst niemand in der Stube war, „und klagt ihm Eure
 Not Anfanglich wird er Euch kein Gehör geben, denn es ist ihm
 bei Strafe verboten Wenn Ihr aber nicht nachlaßt, so bekommt
 Ihr das Mittel (oder den Buckel voll Schläge, dachte für sich
 der Zirkelschmied) Als aber der Fremde zu dem Barbier ge-
 kommen war, der ein gar vernünftiger Mann ist, fuhr der Bar-
 bier ihn an „Wer hat Euch zu mir geschickt?“ – – „Einer in
 einem abgeschabenen Rocklein und in einer schwarzen Halsbinde,
 hinten mit einer messingenen Schnalle, drei Finger hoch über den
 Rockkragen, hinten auf dem Kopf hat er noch vierundzwanzig bis
 dreißig Harlein und doch ein Kamm drin“ Da hob der Barbier
 drohend den Zeigefinger auf und sagte „Wart', vermaledeiser

Zirkelschmied, hab ich dich einmal ausgekundschaftet“ Der Fremde aber fiel ihm ins Wort „Stellt Euch nicht so kurios, Herr Doktor, ich weiß alles, und helfe mir von meinem Ziegelfresser, von meinem Gespenst“ Der Barbier bekam gute Laune, weil er den Zirkelschmied ausgekundschaftet hatte „Ich will Euch ein stinkendes Rauchpulver geben“, sagte er, „mit dem geht dem Geist auf den Leib und schlägt ihn, Ihr seid ein handfester Mann, mit einem braven Weidenstumpfen lederweich, bis er vor Euch zur Erde fällt, nur nicht zu tot, denn die Geister halten nichts darauf, wenn man sie zu tot schlägt. Hernach geht Ihr Eures Weges, damit der Geist auch unbeschrien nach Hause kann“

Solchen Rat gab dem fremden Mann der Barbier und dachte nicht daran, was die Sache für ein schlimmes Ende nehmen konnte. Aber sie nimmt ein gutes Ende. Der Hausfreund weiß es schon.

Denn, wie gesagt, im verwichenen Spätjahr am Katharinentag, als der Barbier nach Oberwaldsheim gehen wollte, sechs Stunden von Brassenheim, wohin sonst sein Weg nicht war, kehrt er unterwegs ein in einem Wirtshaus, wie es einem einfallen kann, wenn man einen Schild sieht. Als er aber in der Stube war und den Wirt erblickte, erschrak er gar sehr und dachte: O weh, wie werd' ich wieder da heraus kommen, und machte in der Geschwindigkeit ein krummes Maul, daß ihn niemand kennen sollte, denn der Wirt war der nämliche, dem er das Rauchpulver gegeben hatte, und er wußte nicht, wie der Handel ausgegangen war. Der Wirt aber, während er ihm ein Schopplein holte, sann hin und her „Den Mann sollt' ich kennen. Wenn er nicht das Maul so verdammt krumm im Gesicht hatte, so war's der Barbier von Brassenheim, der brave Mann, der mich vom Gespenst erlöst hat. Ich will nur sehen, wie er den Wein hineinbringt.“ Und als er hernach die ersten Ehrentragen an ihn gefan hatte „Woher des Landes und wohin?“, sagte er „Herr Landsmann, nehmt meine Neugierde nicht zum Vorwiß auf! Wenn Euer Mund besser im Blei läge, so wollt' ich glauben, Ihr seid der Gregorius (Chirurgus wollte er sagen) von Brassenheim.“ Dem Barbier ging der Anaschweiß aus „Wenn Euch mein krummes Maul irre macht“, sagte er, „so muß der Barbier von Brassenheim ein

gerades haben, und folglich kann ich nicht der nämliche sein. Zu dem so bin ich der Papiermüller von Neuhausen.“ Ist erzählte ihm der Wirt die ganze Geschichte, und unmerklich, wie sie immer besser lautete, zog sich sein Mund immer gerader in die Linie „Und Ihr seid es doch,“ rief endlich der Wirt „Steilich bin ich's“, erwiderte der Barbier, „und ich habe Euch nur ein wenig verieren wollen, ob Ihr mich noch kennt. Aber nicht wahr“, sagte er, „das Mittel hat geholfen?“ – „Gleich aufs erstemal“, erwiderte der Wirt und rief voll Freude und Dankbarkeit die Frau und die Kinder herein und bestellte ein gutes Mittagessen für seinen ehrenwerten Gast, sinnend, ob er ihm nicht noch eine Ehre antun könne. Als daher der Barbier sich entschuldigte, daß er noch nach Waldsheim auf den Katharinenmarkt gehen und ein Saulein kaufen wolle, da ging eine freundliche Heiterkeit über das Angesicht des Wirts, und sagte er zu ihm „Ci, steht Euch keine von meinen an?“ Jetzt ließ er ihm sechs gemästete Schweine, eines größer als das andere in den Hof herauspringen „Da sucht Euch ein braves heraus, Herr Doktor.“ Der Barbier kam in Verlegenheit, so ein Schwein könne er nicht bezahlen, auch nicht gewaltigen in seiner kleinen Haushaltung. Aber der Wirt faßte kurzweg eine am Bein „Die ist Euer.“ Also blieben sie beisammen über den Mittag, und als sie genug gegessen und getrunken hatten, befahl der Wirt dem Knecht, das Waglein anzuspinnen und den Herrn Doktor und die Sau nach Brassenheim zu fahren. – Deswegen schickte der Barbier dem Zirkelschmied tags drauf den Schinken und die Wurste, weil sein Mutterwillen ihm dazu verholffen hatte. „Sieh Barbel“, sagte der Zirkelschmied zu seiner Frau, „du hast mich schon oft verkannt. Mit einem Mann, wie ich bin, ist eine Frau versorgt.“

Der Bod

Einst im strengen Winter, an einem Sonntag, abends, fuhr eine fremde wunderschöne Frau den Schliengener Berg hinauf, und als aufeinmal die Pferde still standen, waren sie auch kluger als ein Bauersmann, der vor ihnen mitten im Weg und im

Schnee lag und schloß. Denn die Pferde hatten nur Haber im Leib, aber der Bauersmann Brantwein und kam von unten herauf, wollte nach Randern gehen, verfehlte aber in Schlingen den Rast. Die wunderschöne Frau ließ ihn wecken „Sohlt Euch etwas, guter Mann, oder seid Ihr sonst in den Schnee gefallen?“ – „Nein“, stammelte der Bauersmann, „da ist mir eine schwarze Kaze mit feurigen Augen vor meinen Augen herumgeackelt und hat mich irre gefuhrt und schlaftrunken gemacht, und wenn ich weiß, wo ich bin, – so weiß es das Kind im Mutterleib“, wollte er etwa sagen, aber er brachte es nicht heraus – „Ihr seid betrunken, guter Mann, und wenn Ihr hier liegen bleibt, mußt Ihr erfrieren“ – „Wenn ich betrunken bin“, fragte er, „habt Ihr mir den Rausch bezahlt, oder habe ich ihn bezahlt, oder bin ich ihn nicht vielmehr noch schuldig?“ Als aber die Frau, so freundlich sie ist und sein kann, ihm zuredete, vorn auf den Boß zu sitzen bis zum nächsten Ort! – Boß sitzen? dachte er in seinem erschrecklichen Rausch und fing auf einmal an, aus einem anderen Ton zu sprechen „Ihr seid die schwarze Kaze und habt Euch in eine heidnische Prinzessin verwandelt. Um Gottes willen verschont mich nur diesmal“, denn er dachte an einen andern Boß, auf dem die Hegen reiten, und jetzt geh’ es zum Pech- und Schwefelbrunnlein und nicht zur kalten Herberge, die auf dem Schlingener Berg steht, sondern zur heißen. In seinem Leben wollte er keinen Rausch mehr trinken. Allein das half alles nichts, sondern der Rauscher, der Postillon von Mülheim, band ihn auf den Boß. Und so fuhr er mausstill und in angstlicher Erwartung seines Schicksals mit bis zur Station. Auf der Station aber, auf Kaltenherberge, legten ihn die Postknechte in einen warmen Ruhstall und ließen ihn seinen Rausch dort ausschlafen. Aber noch bis auf diese Stunde glaubt der Mann, er sei verhezt und bezaubert gewesen, und hat seitdem keinen Rausch mehr gekrunken, ausgenommen an den Werktagen.

Dies Geschicklein ist wahr, wenn’s auch nicht zwischen Schlingen und Kaltenherberge sollte geschehen sein, und der Hausfreund kennt die schöne Frau. Hat sie’s ihm nicht selber geschrieben von Freiburg aus im Neckland?

Es gibt so wunderliche Herrschaften, daß es niemand bei ihnen aushalten konnte, wenn es nicht ebenso schlaues Gesinde gabe.

Einer verlangte früh im Bette ein Glas voll Wasser von seinem Bedienten. Das Wasser war nicht frisch genug. „Geschwind ein anderes!“ Der Bediente stellte das Glas draußen auf den Tisch und holte dem Herrn ein zweites. Das Glas war nicht sauber genug. „Geschwind ein anderes!“ Der Bediente stellte es draußen auf den Tisch und holte ein drittes. Das Wasser war nicht rein genug. „Geschwind ein anderes!“ Der Bediente stellte das dritte auf den Tisch und brachte das erste wieder. Das trank sein Herr mit großem Gelust. „Hattest du mir dieses nicht gleich zuerst bringen können? Geschwind noch so eins!“ Da brachte ihm der Bediente das zweite wieder und also auch das dritte und gestand nachgehends seinem Herrn, daß es immer das nämliche gewesen sei.

Ein anderer, ein junger Edelmann, hatte sein Leben gern Freude gehabt am Morgenrot und am frischen Maenduft und Vogel-sang untereinander, wenn er nicht noch größeres Vergnügen gefunden hatte am Schlafen. Deswegen befahl er seinem Bedienten, daß er ihn jeden Morgen um fünf Uhr wecken und ihm keine Ruhe lassen sollte, bis er aufstunde. „Und sollt's bis zu Schlagen kommen“, sagte er, „aber es bleibt unter uns.“ Item, zu Schlagen kam es fast allemal, aber wer sie davon trug, war der Bediente, und war's nicht früh um fünf, wenn er den Herrn weckte, so war es Vormittag um zehn oder elf Uhr, wenn er ihn schlafen ließ, ausgenommen denn, der Bediente gebrauchte eine List. Eines Morgens, als der Herr noch so ganz fest zu schlafen schien, strich er ihm die Achsel und den Rücken, so weit er zukommen konnte, mit roter und blauer Farbe an und deckte ihn wieder zu. Um zehn Uhr, als der Herr erwachte und die Sonne schon hoch über das Kirchendach herabschaute, fuhr er zornig aus dem Bette heraus und auf den Bedienten los. „Warum hast du mich heute nicht geweckt?“ – „Hab ich Euch nicht geweckt? Warum seid Ihr nicht aufgestanden?“ – „Warum hast du nicht Gewalt gebraucht?“ – „Hab ich Euch nicht braun und blau geschlagen?“

„Siehst nur Deine Uebel in dem Spiegel“ Als aber der Herr in dem Spiegel die blauen und roten Striemen sah, ward sein Zorn zufrieden und legte sich „Das laß dir gut sein“, sagte er zu dem Bedienten, „daß du mich so zerschlagen hast“

Brassenheimer Siegesnachrichten vom Jahre 1813

Im Spätjahr 1813 erfuhren wir Brassenheimer von dem Krieg in Sachsen auch lange nichts anders als lauter Liebes und Gutes, weil nämlich französisch gesinnt war, und niemand hatte bei Zorn strafe das Herz, etwas anderes zu wissen, noch viel weniger zu sagen, ausgenommen ein lustiger Kumpen, der Spielmann in der unteren Gasse, hat's gemerkt Was tut der Spielmann? Er geht ins Amtshaus „Herr Amtmann, die Hochzeit und Kirchweih tanze wollen heuer garnicht recht geraten Wolltet Ihr mir und meinen Kameraden nicht erlauben, dann und wann an einem Sonntag abends im roten Löwen eine Komodie zu spielen für ein Geringes?“ Der Amtmann erwiderte „Reichenauer, das lob ich an Euch, daß Ihr Euch lieber auf eine geziemliche Art forthelfen und Euern Mitbürgern einen lustigen Abend dafür machen wollt, als daß Ihr wieder Schulden macht oder stehlt“ Also kunden sie auf den nächsten Sonntag eine nagelneue Komodie an Es sei die neueste, sagten sie, die es gibt In derselben Komodie mußte einer mitspielen, der hieß Franz, und hatte eine Frau mit Namen Viktoria, ein gar stattliches handfestes Weibsbild Im Verlauf der Komodie mußte es sich schicken, daß der Franz mit einem fremden Mann Verdruß bekam Der Zanf gebär Schimpf, der Schimpf gebär Schlage, und wer die meisten bekam, war nicht der fremde Mann, sondern der Franz, also daß er zuletzt seine Frau zu Hilfe rief Weil sie aber Viktoria hieß, konnte er nicht Apollonia oder Kunigunda rufen, und also fugte es sich, daß je mehr er Schlage bekam und je besser sie aufsaßen, desto lauter rief er „Viktoria! Viktoria!“ Daran haben wir Brassenheimer, was verständige Leute unter uns sind, zum erstenmal gemerkt, wie es

damals in Sachsen stehen mochte, und was es zu bedeuten hatte, wenn man schrie „Victoria! Victoria!“ Der Herr Amtmann hat zum Glück nichts gemerkt

Ein Hausmittel

Ein fremder Mann in einem Wirtshause bemerkte lange bei seinem Schopplein, wie die Frau Vogtin (der Vogt fuhrte die Wirtschaft) unaufhorlich am Stricken gehindert wurde durch etwas anderes. Endlich sagte er „Es scheint, Ihr wollt ander Wetter prophezeien, Frau Vogtin Eure braunen Lierlein machen Euch viel Zeitvertreib.“ Die Wirtin ward dessen fast verschämt und sagte „Ihr habt mir nicht sollen zusehen.“ Darauf erwiderte der Fremde „Ein Floh ist doch auch ein Geschopplein, und ich weiß nicht, warum man nicht davon reden soll. Wenn sie Euch aber zur Plage sind und es kommt Euch auf einen Vierundzwanziger nicht an, ich wollte Euch wohl sagen, was Ihr tun müßtet, damit Ihr nie in Eurem Leben einen Floh bekamt.“ Die Wirtin sagte „Einen Vierundzwanziger war' es wohl noch wert“, und als er sich denselben voraus hatte bezahlen lassen, sagte er mit schelmischem Lacheln „Namlieh wenn Euch ein Floh am rechten Arm beißt, müßt Ihr ihn am linken suchen. Beißt er Euch aber am linken, so sucht Ihr ihn am rechten. Alsdann bekommt Ihr gewiß keinen. Ich hab's von der Polizei in Braunsenheim gelernt“, sagte er. Es war der Zirkelschmied.

Der fromme Rat

Ein achtzehnjähriger Jungling ging, noch unerfahren, katholisch und fromm, zum erstenmal aus der Eltern Haus auf die Wanderschaft. In der ersten großen Stadt auf der Brücke blieb er stehen und wollte rechts und links ein wenig umschauen, weil er fürchtete, es mochten ihm nimmer viel solche Brücken kommen, an welche unten und oben solche Städte angebaut seien wie diese

Als er aber nichts umschaute, kam daher von einer Seite ein Pater und trug das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig ist und es recht meint. Als er aber links umschaute, kam von der andern Seite der Brücke auch ein Pater und trug auch das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig ist und es recht meint, und beide waren ihm schon ganz nahe, und beide waren im Begriff, an ihm vorbeizugehen im nämlichen Augenblick, der eine links von daher, der andere rechts von dorthier. Da mußte sich der arme Mensch nicht zu helfen, vor welchem hochwürdigen Gut er niederknien und welches er mit Gebet und Liebe grüßen soll, und es war ihm auch schwer zu raten. Als er aber den einen Pater mit Betümmeln anschaute und ihn gleichsam mit den Augen fragte und bat, was er tun sollte, lachte der Pater wie ein Engel freundlich die fromme Seele an und hob die Hand und den Zeigefinger gegen den hohen und sonnenreichen Himmel hinauf. Nämlich vor dem dort oben soll er niederknien und ihn anbeten. Das weiß der Hausfreund zu loben und hochzuachten, obwohl er noch nie einen Rosenkranz gebetet hat, sonst schrieb' er den lutherischen Kalender nicht.

Zwei Weissagungen

Die erste ist sehr merkwürdig, wenn sie wahr ist, und man behauptet's. Als vor Jahr und Tag viele vornehme polnische Herren bei Spiel und Tanz sich erlusteten, trat ein leichtes wegfertiges Weibsbild, eine Zigeunerin, in den lustigen Saal und bot ihnen ihre Weissagungen an. Da kam auch ein feines junges Herrlein, der nachmalige Fürst Poniatowsky, der nach der Leipziger Schlacht am 19. Oktober 1813 das Leben verloren hat, und streckte ihr die garte Hand entgegen. „Weissage mir auch etwas Gutes, Mutterlein! Was, meinst du, will aus mir werden?“ Da sah die junge Heze den jungen Fürsten freudig und wieder mitleidig an. „Ei, du schmuckes Herrlein,“ sagte sie, „du gelangst einst zu seltsamem Stand und Ehren! Möchte die Freude daran nur auch langer wahren. Nimm vor den Elstern dich wohl in acht! Eine Elster dir

den Baraus macht“ Darob und ob anderen Weissagungen dieses Weibes lachten sie lange, und wie eine Elster daher flog, sagten zu Poniatorowsky seine Freunde „Nehmt Euch in acht, Prinz! Seht Ihr, was dort fliegt?“ Aber Poniatorowsky erwiderte „Seltsam Amt und Ehre ist noch nicht da“ Als aber Polen von den drei Adeln vernichtet war, richteten die Polen ihre Augen und ihre Hoffnungen auf Frankreich, und viele nahmen französische Dienste, hoffend, daß durch Frankreich ihre königliche Republik wieder sollte zu Leben kommen Also hatte auch Poniatorowsky diese Wahl ergriffen und kämpfte in den Tagen der Schlacht um Leipzig unter den Augen Napoleons, ein achtbarer Streitgenosse, mit Tapferkeit und Glück, so viel der 16. Oktober erleiden mochte, also daß ihn der Kaiser Napoleon selbiges Tages zum Marschall von Frankreich ernannte Das war seltsam Stand und Würde Aber schon am 19. auf der Flucht, als alles drunter und drüber ging, ertrank der neue Marschall in der Elster Elster heißt der Fluß, in welchem er ertrank Mancher wohl bewanderte Leser wird sie kennen Also ward auf eine unerwartete Weise die Prophezeiung der Zigeunerin erfüllt Den Leichnam des Ertrunkenen hat nachher mit allen seinen goldenen Ringen und Kostbarkeiten ein Fischer im Wasser gefunden und um Geld gezeigt, aber von allen Kostbarkeiten an seinen Fingern und in seinen Taschen hat er nichts entwendet, sondern ein Angehöriger des Prinzen hat ihn nachher in Empfang genommen und den Fischer mit einer ansehnlichen Geldsumme belohnt

Die zweite Weissagung läßt sich zwar ganz natürlich erklären Nicht minder aber ist sie merkwürdig

Bekanntlich konnte man dem großen König Friedrich von Preußen nicht nachreden, daß er leichtgläubig gewesen sei in Ansehung der übernatürlichen Dinge Vielmehr hatte er manchmal seinen Spaß mit solchen, die es waren, aber nicht immer gelang es ihm Eines Tages versicherte man ihn von einem Prediger, daß er weisagen konnte Alles, was er vorher sage, treffe ein Der König befahl, den neuen Propheten vor ihn zu bringen Unterdeß er kundigte sich der König, ob kein Soldat in Arrest sei, der das Leben verwirkt habe Ja, es war einer drinnen Also befahl er,

den Delinquenten auf die bestimmte Stunde vor sein königliches Wohnzimmer auf die Schildwache zu stellen Als aber der Prediger kam „Habt Ihr den heiligen Geist empfangen?“ fragte ihn der König – „Ihre Majestät“, sagte der Prediger, „es wäre gut, wenn ihn alle hatten“ – – „Besitzt Ihr die Gabe der Weissagung?“ – – „Etwas davon, wie die Leute sagen“ – – „Zum Exempel“, fuhr der König fort, „was soll ich geschwind fragen? – Man bringe den Burschen herein, der draußen Schildwache steht! Wie alt wird dieser Mensch werden“, fragte er den Prediger, „woran wird er sterben?“ Der Prediger erwiderte, dieser Mensch werde nach vielen Jahren in einem hohen Alter sterben – – „Ihr seid in Eurer Probe schlecht bestanden“, versetzte hinwiederum der König „Wißt Ihr“, sagte er, daß ich morgenden Tages diesen Burschen hängen lasse? Er ist ein Delinquent“ Der Prediger sagte „Es wäre der erste, der meiner Weissagung entliefe“ Item, der Delinquent wurde den andern Morgen zur Hinrichtung aus Potsdam hinaus geführt Item, die Schwester des Königs, die Herzogin von Braunschweig, und die Prinzessin Analia fuhren desselbigen Morgens nach Potsdam hinein, daß sie dem König einen guten Morgen sagen und ihm mit ihrem Besuch eine unvermutete Freude machen wollten Denn derselbige Morgen war schon, fast zu schon zum Hängen Als sie aber an dem Zug vorbei fuhren und den armen Menschen auf seinem schweren Todesgang erblickten, zuckte durch ihre fürstlichen Seelen ein zarter Schmerz „Was soll mit diesem armen Menschen werden?“ – – „Ihre Hoheit, nimmer viel Er wird gehängt“ – – „Was hat er begangen?“ – – „Das und das“ – – Es war zum Hängen und zum Laufenlassen, wie man wollte Die Prinzessin befahl, mit der Hinrichtung noch inne zu halten, bis neue Ordre käme Der König aber empfing seine Schwestern mit brüderlicher Freude „Wir haben eine Bitte an Euch, geliebter Bruder“, sagten sie, „die Ihr uns wohl gewahren moget, so Ihr wollt Gebt uns darauf Euer königliches Wort!“ Der König war in guter Laune und tat's „Wenn's möglich ist“, sagte er, „so soll's nicht Nein sein“ Denn er meinte, sie seien deswegen gekommen und wollten etwas verlangen für sich Sie baten aber zu

seinem Erstaunen um die Begnadigung des Delinquenten – – Was war zu tun? Das Wort war gegeben Also schickte er einen Aufkäufer mit einem weißen Tuchlein hinaus, daß man den Delinquenten wieder zurückbrachte Der König segnete das Festliche den 17 August 1786

Der Musketier kann in diesem Augenblick noch leben

Gleiches mit Gleichem

Der geistliche Herr von Trudenberg stand eines Nachmittags am Fenster Da ging mit seinem Zwerchsaß der Jud von Brassenheim vorbei „Kaufel“, rief ihm der geistliche Herr, „wenn du mir zu meinem Roß einen guten Käufer weißt, zwanzig Dublonen ist es wert, so bekommst du “ – „Na, was bekomm’ ich?“ – „Einen Saß Haber “ Es vergingen aber drei Wochen, bis der Jud den rechten Liebhaber fand, der nämlich sechs Dublonen mehr dafür bezahlte, als es wert war, und unterdessen stieg der Preis des Habers schnell auf das Doppelte, weil die Franzosen überall aufkauften, damals kauften sie noch Also gab der geistliche Herr dem Juden statt eines ganzen Sackes voll einen halben Vielleicht bekehr’ ich ihn, dachte er, wenn er sieht, daß wir auch gerecht sind in Handel und Wandel

Das war nun zu nehmen, wie man wollte Der Jud nahm’s aber für recht und billig Wart nur, Gallech, dachte er, du kommst mir wieder

Nach Jahresfrist stand der geistliche Herr von Trudenberg am Fenster, und der Jud von Brassenheim ging durch das Dorf „Kaufel“, rief ihm der geistliche Herr, „wenn du mir zu meinen zwei fetten Ochsen “ – – „Na, was bekomm’ ich, wenn ich Euch einen guten Käufer schaffe?“ – – „Zwei Große Taler “

Jetzt ging der Jud zu einem verunglückten Metzger, der schon lange kein Messer mehr fuhr, weil alles gut tut nur so lange es mag, z B das Schuldigbleiben Endlich sagte er zu seinen zwei letzten Kunden „Ich weiß nicht, ich bin seit einiger Zeit so weichmütig, daß ich gar kein Blut mehr sehen kann“, und schloß die

Meßig zu Seitdem heißt er zum Ubernamen der Meßger Blutscheu und nährte sich wie der Zirkelschmied von kleinen Künsten und Projekten, wie wirklich eins im Wert ist Denn an ihm suchte und fand der Jud seinen Mann und sagte ihm, was zu fangen sei und auf welche Art Nach zwei Tagen kamen die beiden zu dem geistlichen Herrn Aber wie war der Meßger ausgestattet? In einem halbneuen brauntuchenen Rock, in langen schon gestreiften Beinkleidern von Parchent, um den Leib eine leere Geldgurt, am Finger einen loschweren silbernen Ring, ein dito Herz im Hemd unter dem scharlachenen Brusttuch, hinter sich her einen wohlgenährten Hund, alles auf des Juden Burgschaft zusammengeborgt, nichts sein eigen als das rote Gesicht Die Ochsen wurden kunstmäßig umgangen, betastet, mit den Augen gewogen und wie mit einer Klasterschnur gemessen — — „Na, wie lauter?“ „Zwanzig Dublonen“ — — „Siebenzehn!“ — — „Herr Adlerrwirt“, sagte der Jud, „macht neunzehn draus, Ihr verkauft Euch nicht“ — — „Die Ochsen sind brav“, sagte der Blutscheu, „wenn ich's zwei Stunden früher gewußt hatte, als mein Gurt noch voll war, daß ich sie also gleich fassen konnte, so waren sie mir ein paar Dublonen mehr wert Aber am Freitag hol' ich sie für achtzehn“, und zog den ledernen Beutel aus, als wenn er etwas darauf geben wollte Unterdessen flüsterte der Jude dem geistlichen Herrn etwas ins Ohr, und „wenn Ihr für die Jungfer Kochin zwei große Taler in den Kauf geben wolltet“, sprach er dem Meßger zu, „so könnt Ihr die Ochsen gleich mitnehmen für neunzehn Ihr seid ein Ehrenmann, und der Herr Dechant ist auch so einer Am Freitag bringt Ihr ihm das Geld“ Der Kauf war richtig, zwei große Taler gingen auf die Hand „Herr Adlerrwirt“, sagte der Jude, „Ihr habt einen guten Handel gemacht“

Also trieb der Blutscheu die schöne fette Beute fort Die meisten geneigten Leser aber werden bereits merken, daß der Herr Dechant sein Geld am Freitag nicht bekam Eines Nachmittags nach vier Wochen oder nach sechs stand der geistliche Herr von Trudenbach am Fenster, und der Jud ging durch das Dorf „Kaufel“, rief der geistliche Herr ihm zu „Wo bleibt der Adlerrwirt? Ich habe mein Geld noch nicht“ — — „Na, wo wird er bleiben“, sagte der

Nausel „Er wird warten, bis eine Dublone das Doppelte gilt, alsdann bringt er Euch statt neunzehn neun und eine halbe Bei liert Ihr etwas dabei? Hab' ich vor einem Jahr an meinem Haber etwas verloren?“

Da ging dem Herrn Dechant ein Licht auf

Das artigste an dieser ganzen Geschichte ist die Wahrheit Der Jud hat es nachgehends selber erzählt und gerühmt, wie ehlisch der Metzger an dem Scheideweg im Wald mit ihm geteilt habe „Was er getan hat“, sagte er, „den schönsten hat er für sich behalten und mir den geringeren gegeben“

Der verachtete Rat

Man darf nie weniger geschwind tun, wenn etwas geschehen soll, als wenn man auf die Stunde einhalten will Ein Fußgänger auf der Basler Straße drehte sich um und sah einen wohlbeladenen Wagen schnell hinter sich her eilen Dem muß es nicht arg pressieren, dachte er — „Kann ich vor Loieschluß noch in die Stadt kommen?“ fragte ihn der Fuhrmann — „Schwerlich“, sagte der Fußgänger, „doch wenn Ihr recht langsam fahrt, vielleicht Ich will auch noch hinein“ — „Wie weit ist's noch?“ „Noch zwei Stunden“ „Gut, dachte der Fuhrmann, das ist einfältig geantwortet Was gilt's, es ist ein Spaßvogel Wenn ich mit Langsamkeit in zwei Stunden hinein komme, dachte er, so zwing ich's mit Geschwindigkeit in anderthalben, und hab's desto gewisser Also rief er die Pferde an, daß die Steine davon flogen und die Pferde die Eisen verloren Der Leser merkt etwas Was gilt's, denkt er, es fuhr ein Rad vom Wagen? Es kommt dem Hausfreund auch nicht darauf an Eigentlich aber, und die Wahrheit zu sagen, brach die hintere Achse Kurz, der Fuhrmann mußte schon im nächsten Dorf übernacht bleiben An Basel war nimmer zu denken Der Fußgänger aber, als er nach einer Stunde durch das Dorf ging und ihn vor der Schmiede erblickte, hob er den Zeigefinger in die Höhe „Hab' ich Euch nicht gewarnt“, sagte er, „hab' ich nicht gesagt Wenn Ihr langsam fahrt?“

„Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand“, sagte zu dem Vogt von Gilmannshofen endlich der Obmann Namlich der Vogt war Tages vorher in der Stadt gewesen und hatte sich bei dem Herrn Amtmann Rates erholt in irgend einer Sache „Es ist ganz gut“, sagte der Amtmann, „daß Ihr da seid, hier sind vier Oberamtsbefehle an Euch, die konnt Ihr nun selber mitnehmen“ Als der Vogt in den roten Löwen zurück gekommen war, während er fortfuhr, wo er vorher war stehen geblieben, nämlich am fünften Schopplein, zog er die vier Befehle aus der Tasche, ob er ihnen nicht vor der Hand augen ansehen könne, was intwendig stehen mochte, wie man bisweilen seltsamer Weise tut Hernach schob er die Befehle wieder in die Rocktasche Hernach bei dem sechsten Schopplein legte er die Arme auf den Tisch und den Kopf in die Arme und schloß ein Lustige Herren saßen am andern Tisch, und der durchtriebene von ihnen, einer wie der Herr Theodor, sagte „Ich will einen Spaß machen“ Namlich, er schrieb einen falschen Befehl, daß, da morgen den 15 drei Juden sollen gehenkt werden, so habe sich der Vogt von Gilmannshofen mit vierundzwanzig Mann und einem Obmann nicht minder sämtlichen Schulkindern bei dem Talhauser Galgen früh um neun Uhr unfehlbar einzufinden Hernach zog er dem Vogt einen Befehl heimlich aus der Tasche und schob an dessen Stelle den falschen hinein Auf dem Heimwege nach Gilmannshofen fing doch der Vogt an, die Befehle aufzutun, was der Amtmann wieder mit ihm wollte, und als er anfang den falschen Befehl zu lesen „Das muß ein Irrtum sein“, sagte er zu sich selber und ging in die Stadt zurück, um den Amtmann darüber zu befragen Der Amtmann und seine Frau und der Herr Oberrevisor und seine Frau ergoßten sich nach des Tages Last und Arbeit mit einem Kartenspiel „Was wollt Ihr schon wieder“, fuhr ihn der Amtmann an, „seht Ihr nicht, daß Gesellschaft bei mir ist?“ Der Vogt wollte ihm erklären, daß er einen Anstoß habe an einem von den Befehlen und daß er meine – – „Ein unruhiger Kopf seid Ihr“, sagte der Amtmann, wie er's denn auch wirklich war „Ihr habt

nichts zu meinen – – Gehoriam habt Ihr zu leisten, was man Euch befiehlt, und damit Punktum Seid Ihr noch nicht genug gestraft worden?“ Demnach so ging der Vogt wieder seines Wegs, und den anderen Morgen zog er mit einer Rotte von vierundzwanzig Mann und einem Obmann und der Herr Schulmeister mit der Schuljugend und viele Freiwillige nach dem Talhauser Galgen, der linker Hand auf einer kleinen Anhöhe steht, wenn man von der Neuhauser Mühle in die Stadt geht „Es ist schade“, sagte der Vogt zum Obmann, „daß es so entsetzlich regnet Es wird mancher daheim bleiben“ Als sie vor den Talhauser Wald hinaus kamen, und den Galgen noch mutterseelallein im Felde stehen sahen, „wir sind die ersten“, sagte der Vogt zum Obmann, „es ist noch niemand da“ Der Freiwilligen suchte sich jeder einen guten Platz aus, wo man's gut sehen kann Einige setzten sich zum Voraus auf nahe stehende Bäume, andere standen einsteilen unter Aber es geschah nichts Wandersleute, die in ihren Geschäften des Weges zogen, blieben auch im Regen stehen und wollten abwarten, was aus dem seltsamen Aufzug werden wolle Aber es geschah nichts „Sie werden warten“, sagte der Vogt, „bis es nimmer so arg schüttet“ Der Herr Schulmeister hielt zur Zeitverkürzung eine Standrede um die andere an die Schuljugend, daß, ob es gleich nur Juden seien, sollten sie doch ein christliches Exempel daran nehmen Aber es wollte noch nichts kommen Es lautete schon Mittag in allen Dorfern, aber der Mittag lautete auch nichts herbei Deswegen sagte zuletzt der Obmann zu dem Vogt „Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand Oder wir sind gar zuletzt Eure Narren“, sagte er „Es wäre kein Wunder, wir hängten Euch selber dran, damit die Leute nicht umsonst da gewesen sind“ – Kurz, es kam eben niemand

Seitdem, wer durch Gilmannshofen geht und fragt in guter Meinung oder aus Muthwillen, ob schon lang niemand mehr am Talhauser Galgen gehängt worden sei oder so, der wird geschlagen

Ein rechtschaffener Kalendermacher, zum Beispiel der Hausfreund, hat von Gott dem Herrn einen vornehmen und freudigen Beruf empfangen, nämlich daß er die Wege aufdecke, auf welchen die ewige Vorsehung für die Hilfe sorgt, noch ehe die Noth da ist, und daß er kund mache das Lob vortheilhafter Menschen, sie mögen doch auch stecken, fast wo sie wollen

Der Schneider in Pensa, was ist das für ein Mannlein! Sechszwanzig Gesellen auf dem Brett, jahraus jahrein für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld, aber ein froher, heiterer Sinn, ein Gemut treu und kostlich wie Gold, und mitten in Asien deutsches Blut rheinländischer Hausfreundschaft

Im Jahre 1812, als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Beresina oder in Wilna, ging eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagreisen weit von Lahr oder Pforzheim entfernt ist und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, sondern ein paar Stunden zu spät In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Stadthalters in Asien, wenn man aus Europa herein kommt Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben und übernommen und alsdann weiter abgeführt in das tiefe fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat und niemand mehr das Vaterunser kennt, wenn's nicht einer gleichsam als eine fremde Ware aus Europa mitbringt Also kamen eines Tages mit Franzosen meliert auch sechzehn rheinländische Herren Leser, badische Offiziere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost in Pensa an und fanden in diesem unheimlichen Land kein Ohr mehr, das ihre Sprache verstand, kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden erbarmte Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte „Was wird aus uns werden?“ oder „Wann wird der Tod unserem Elend ein Ende machen, und wer wird den letzten begraben?“ da vernahmen sie mitten durch das russische und kosakische Raudermelch

wie ein Evangelium vom Himmel unvermuthet eine Stimme „Sind keine Deutsche da?“, und es stand vor ihnen auf zwei nicht ganz gleichen Füßen eine liebe, freundliche Gestalt Das war der Schneider von Pensa, Franz Anton Egetmaier, gebürtig aus Bretten im Neckarkreis, Großherzogthum Baden Hat er nicht im Jahr 1779 das Handwerk gelehrt in Mannheim? Hernach ging er auf die Wanderschaft nach Nurnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein Ein Pfälzer Schneider schlägt sieben bis achtmal hundert Stunden Wegs nicht hoch an, wenn's ihn inwendig treibt In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Kavallerie-Regiment als Regimentschneider engagieren und ritt mit ihnen in die fremde russische Welt hinein, wo alles anders ist, nach Pensa, bald mit der Nadel stehend, bald mit dem Schwert In Pensa aber, wo er sich nachher häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Mannlein Will jemand in ganz Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er zu dem deutschen Schneider in Pensa Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist und mit dem Kaiser reden darf, so hat's ein guter Freund vom andern verlangt, und hat auf dreißig Stunden Weges ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Pensa an, er findet bei ihm, was ihm fehlt, Trost, Rath und Hilfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, nur kein Geld

Einem Gemüthe, wie dieses war, das nur in Liebe und Wohlthun reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freudenерnte Sooft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Schere und Elle weg und war der Erste auf dem Platze, und „Sind keine Deutsche da?“ war seine erste Frage Denn er hoffte von einem Tag zum andern, unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute sich, wie er ihnen Gutes antun wollte, und liebte sie schon im Voraus ungesehenerweise, wie eine Frau ihr Kindlein schon liebt und ihm Brei geben kann, ehe sie es hat Wenn sie nur so oder so aussahen, dachte er Wenn ihnen nur auch recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweisen kann Doch nahm er, wenn keine Deutschen da

waren, auch mit Franzosen verlieb und erleichterte ihnen, bis sie weiter gefuhrt wurden, ihr Elend, als nach Kräfte er konnte. Diesmal aber, und als er mitten unter so viele geneigte Leser, auch Darmstädter und andere, hineinrief „Sind keine Deutsche da?“ – er mußte zum zweitenmal fragen, denn das erstemal konnten sie vor Staunen und Ungewißheit nicht antworten, sondern das süße deutsche Wort in Asien verklang in ihren Ohren wie ein Haufenton, und als er hörte „Deutsche genug“, und von jedem erfragte, woher er sei – er war mit Mecklenburgern oder Kurachsen auch zufrieden gewesen, aber einer sagte „Von Mannheim am Rheinstrom“, als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hätte, wo Mannheim liegt, der andere sagte „Von Bruchsal“, der dritte „Von Heidelberg“, der vierte „Von Gochsheim“, da zog es wie ein warmes, auflösendes Laumetter durch den ganzen Schneider hindurch „Und ich bin von Bretten“, sagte das herrliche Gemute, Franz Anton Egetmaier von Bretten, wie Joseph in Agypten zu den Kindern Israel sagte „Ich bin Joseph, Euer Bruder“ – und die Tränen der Freude, der Wehmut und der heiligen Heimatsliebe traten allen in die Augen, und es war schwer zu sagen, ob sie einen freudigern Fund an dem Schneider oder der Schneider an seinen Landsleuten machte, und welcher Teil am geruhigsten war. Jetzt fuhrte der gute Mensch seine teuren Landsleute im Triumph in seine Wohnung und bewirtete sie mit einem erquicklichen Mahl, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zum Stadthalter und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute in Pensa behalten dürfe. „Anton“, sagte der Stadthalter, „wann hab’ ich Euch etwas abgeschlagen?“ Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, welche in seinem Hause nicht Platz hatten, bei seinen Freunden und Bekannten die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er seine Gäste einen nach dem anderen „Herr Landsmann“, sagte er zu einem, „mit Euerem Weißzeug sieht’s windig aus. Ich werde Euch für ein halbes Duzend neue Hemden sorgen – „Ihr braucht auch ein neues Rocklein“, sagte er zu einem andern, – „Euers kann auch gewendet und ausgebessert werden“, zu einem dritten, und

so zu allen, und augenblicklich wurde zugehauen, und alle sechs und zwanzig Gefellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine wertten rheinländischen Hausfreunde. In wenigen Tagen waren alle neu oder anständig ausgestattet. Ein guter Mensch, auch wenn er in Not ist, mußbraucht niemals fremde Gutmutigkeit, deswegen sagten zu ihm die rheinländischen Hausfreunde „Herr Landsmann, verrechnet Euch nicht. Ein Kriegsgefangener bringt keine Münze mit. So wissen wir auch nicht, wie wir Euch für Eure großen Auslagen werden schadlos halten können und wann.“ Darauf erwiderte der Schneider „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl, Ihnen helfen zu können. Benutzen Sie alles, was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den Ihrigen an.“ So kurz weg und ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn eingefast in Würde die Güte hervorblüht. Denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmut, sondern auch die liebe hausliche Demut gibt, ohne es zu wissen, bisweilen den Herzen königliche Sprüche ein, Gesinnungen ohnehin. Jetzt fuhrte er sie freudig wie ein Kind in der Stadt bei seinen Freunden herum und machte Staat mit ihnen. Der Kalender hat jetzt nimmer Zeit und Raum genug, alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es. Jeden Tag erfand er neue Mittel, ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimat ein hohes Geburts- oder Namensfest, es wurde am nämlichen Tag auch von den Lieben in Asien mit Gastmahl mit Vivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren falsch gehen. Kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der hohen Allerten in Deutschland an, der Schneider war der erste, der sie wußte und seinen Kindern, er nannte sie nur noch seine Kinder, mit Freudenstränen zubrachte, darum, daß sich ihre Erlösung nahte. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterland ankam, war die erste Sorge, ihrem Wohltäter seine Auslagen zu vergüten. „Kinder“, sagte er, „verbittert mir meine Freude nicht.“ – „Vater Egetmaier“, sagten sie, „tut unserem Herzen

nicht wehe!“ Also machte er ihnen zum Schein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betruben und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopete aus den Händen war. Das gute Geld war für einen andern Gebrauch zu bestimmen, aber man kann nicht an alles denken. Denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, gesellte sich zur Freude ohne Maß der bittere Schmerz der Trennung und zu dem bitteren Schmerz die Not. Denn es fehlte an allem, was zur Notdurft und zur Vorseorge auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des russischen Winters und einer unwirtbaren Gegend nötig war, und ob auch auf den Mann, so lange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich 13 Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das wenige nirgends hin. Darum ging in diesen letzten Tagen der Schneider, sonst so frohen leichten Mutes, still und nachdenklich herum, als der etwas im Sinn hat, und war wenig mehr zu Hause. „Es geht ihm recht zu Herzen“, sagten die rheinländischen Herren Hausfreunde und merkten nichts. Aber auf einmal kam er mit großen Freudenschriften, ja mit verklärtem Antlitz zurück. „Kinder, es ist Rat. Geld genug!“ – Was war’s? Die gute Seele hatte für zweitausend Rubel das Haus verkauft. „Ich will schon eine Unterkunft finden“, sagte er, „wenn nur Ihr ohne Leid und Mangel nach Deutschland kommt.“ O du heiliges, lebendig gewordenes Spruchlein des Evangeliums und seiner Liebe. „Verkaufe, was du hast, und gib es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben.“ Der wird einst weit oben rechts zu erfragen sein, wenn die Stimme gesprochen hat. „Kommt, Ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist, ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet, ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen.“ Doch der Kauf wurde zu großem Trost für die edlen Gefangenen wieder rückgängig gemacht. Nichts desto weniger brachte er auf andere Art noch einige hundert Rubel für sie zusammen und notigte sie, was er hatte, von kostbarem russischen Pelzwerk mitzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären oder einem ein Unglück widerfahre. Den Abschied will der Hausfreund nicht beschreiben. Keiner, der dabei war, ver-

mag es Sie schießen unter tausend Segenswünschen und Lianen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestand, daß dieses der schmerzlichste Tag seines Lebens sei. Die Reisenden aber sprachen unterwegs unaufhörlich und noch immer von ihrem Vater in Pensa, und als sie in Bialystock in Polen wohlbehalten ankamen und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar das vorgeschossene Geld zurück.

Das war das Gotteskind, Franz Anton Egetmaier, Schneidermeister in Asien. Der Hausfreund wird im künftigen Kalender noch ein freudiges Wort von ihm zu reden wissen, und es wäre nimmer der Mühe wert, einen Kalender zu schreiben, wenn sich die geneigten Leser nicht auf sein Bildnis freuen wollten, was er ihnen zu stiften verspricht.

Die Wachtel

Zwei wohlgezeugene und erziehbare Nachbarn lebten sonst miteinander immer in Frieden und Freundschaft, jetzt zwar auch noch, aber einer von ihnen hatte eine Wachtel. Zu ihm kommt endlich der Nachbar und sagt „Freund, begreift Ihr nicht, daß mein Euer Laimenmacher, Euer Lambour da für unangelegen sein kann, wenn ich morgens noch ein Stundlein schlafen möchte, und daß Ihr Euch unwert macht bei der ganzen Nachbarschaft?“ – Ihm erwiderte der Nachbar „Ich begreife das Gegenteil. Ist's nicht aller Ehren wert, daß meine Wachtel der ganzen Nachbarschaft den Morgen umsonst ansagt und die Gefellen weckt, auch sonst Kurzweil macht, und ich trage die Abzugskosten allein?“ Als alle Vorstellungen nichts verfangen wollten und die Wachtel immer früher schlug und immer heller, kommt endlich der Nachbar noch einmal und sagt „Freund, war' Euch Eure Wachtel nicht feil?“ Der Nachbar sagt „Wollt Ihr sie tot machen?“ „Das nicht“ – – erwiderte der andere – – „Oder fliegen lassen?“ – – „Nein, auch nicht“ – – „Oder in eine andere Gasse stiften?“ – – „Auch das nicht, sondern hier vor mein Fenster will ich sie stellen, damit Ihr sie auch noch hören könnt alle Morgen.“ Der Nachbar

meinte nichts, denn er war nicht der Kluger von beiden. Er dachte er, wenn ich sie vor deinem Fenster umsonst hören kann und bekomme auch noch Geld dazu, so ist's besser -- „Ist sie Euch ein Zweiguldenstück wert?“ fragte der Nachbar. Der Nachbar dachte zwar, es sei viel Geld, doch soll's ihm nicht verloren sein, und noch in der nämlichen Stunde wurde die Wachtel umquartiert.

Am anderen Morgen, als sie ihren vorigen Besitzer aus dem Schlaf weckte und er eben denken wollte: „Ei, meine gute Wachtel ist auch schon munter, -- halbwegs des Gedankens fällt's ihm ein: „Nein, es ist meines Nachbars Wachtel, das undankbare Vieh“, sagte er endlich am dritten Morgen, „ein Jahr lang hat sie bei mir gelebt und gute Tage gehabt, und jetzt halt sie es mit einem andern und lebt mir zum Schabernack -- Der Nachbar sollte verstandiger sein, und bedenken, daß er nicht allein in der Welt sei, wenigstens nicht allein in der Stadt.“ Nach mehreren Tagen aber, als er vor Verdruss es nimmer aushalten konnte, redete er ihmwiederum den Nachbar an. „Freund“, sagte er, „Eure Wachtel hat in der vergangenen Nacht wieder einen kurzen Schlaf gehabt.“ -- „Es ist ein braver Vogel“, erwiderte der Nachbar, -- „ich habe mich nicht daran verkauft.“ -- „Er ist recht brav worden in Eurem Futter“, fuhr jener fort. „Was verlangt Ihr Aufgeld, daß er Euch wieder feil werde?“ Da lachte der andere und sagte: „Wollt Ihr sie vielleicht tot machen?“ -- „Nein.“ -- „Oder fliegen lassen?“ -- „Das auch nicht.“ -- „Oder in eine andere Gasse vermachen?“ -- „Auch das nicht.“ „Aber an ihren alten Platz will ich sie wieder stellen, wo Ihr sie ja ebenso gut hören könnt wie an ihrem jetzigen.“ -- „Freund“, erwiderte ihm hierauf der Nachbar, „vor Euer Fenster kommt die Wachtel nimmermehr, aber gebt Ihr mir meine zwei Gulden wieder, so laß ich sie fliegen.“ Der Nachbar dachte bei sich: Wohlfleier kann ich sie nicht los werden als für sein eigenes Geld. Also gab er ihm die zwei Gulden wieder, und die Wachtel flog.

Der geneigte Leser wolle hieran gelegentlich erkennen, wenn er es nötig hat, was für ein großer Unterschied es sei, ob etwas vor dem eigenen Fenster und in dem eigenen Haus geschieht oder in

einem andern, fernei — denn es braucht keine Wachtel dazu — ob einer in einer Gesellschaft selber pfeift und auf den Tisch trommelt, oder ob es ein anderer anhoren muß, item ob einer selber bis nachts um zehn Uhr eine langweilige Geschichte erzählt, und ob ein anderer dabei sein und von Zeit zu Zeit sich verwundern und etwas dazu sagen muß, gleich als ob er acht gäbe

Bequeme Schifffahrt, wer's dafür halten will

Ein Schiff wurde von Mannheim den Neckar hinauf nach Heidelberg gezogen. Kommt hinterdrein mit vollem Selleisen und ein Paar heraushangender Stiefelschuhe ein Handwerksbursche „Darf ich auch mit fur Geld und gute Worte? Was muß ich geben?“ Der Schiffmeister, der ein gar lustiger Kumpen war, sagte „Funfzehn Kreuzer, wenn Ihr in's Schiff wollt sitzen. Wollt Ihr aber helfen ziehen, nur sechs. Das Selleisen konnt Ihr mir in das Schiff werfen, es hindert Euch sonst nur.“ Der Handwerksbursche fing an zu rechnen „Funfzehn Kreuzer — Sechs Kreuzer — — sechs von funfzehn bleibt neun.“ Die neun Kreuzer, dachte er, kann ich verdienen. „Wenn's denn erlaubt ist“, sagte er und warf das Selleisen in das Schiff. Hernach schlang er eins von den Seilern über die Achsel und half ziehen, was er nach Leibeskräften vermochte. „Wir kommen eher an Ort und Stelle“, dachte er, „wenn ich nicht laß bin.“ In Heidelberg aber entrichtete er sechs Kreuzer Fahrgeld — fur die Erlaubnis mitzuziehen, und nahm das Selleisen wieder in Empfang.

Der vorteilhafte Roßhandel

Folgende glaubhafte Geschichte wird erzählt, nicht zur Nachahmung für leichtfertige Söhne, sondern zur Warnung für leichtglaubige Väter. Ein leichtglaubiger und unerfahrener Mann, zwar ein Gelehrter, aber eben deswegen, hatte ein braunes Roßlein und einen lustigen Sohn. Aber um den Sohn und um die

Haushaltung bekümmerte er sich weniger als um seine chaldaischen Bücher. So bekümmerte sich der Sohn weniger um den Vater als um die Kannen und Gläser, und weniger um das Zahlen als um das Trinken, und war ein Student. Fragte jemand den Vater, wenn er vom Tisch aufstand, ob er Sauerkraut oder Apfelsmus zu Mittag gegessen habe, er wußt' es nicht. Fragte jemand den Sohn, wo der beste Wein im Stadtlein verzapft werde, er wußt's. Eines Abends aber, als er aus dem Löwen nach Hause gehen wollte, nahm ihn der Löwenwirt auf die Seite. „Herr Benedikt, wie haben wir's endlich miteinander? Es sind jetzt vier Monate“ — Als er nach Hause ging, begegnete ihm der Ritterwirt. „Ei, Herr Benedikt, sieht man Euch auch wieder einmal? Es scheint, Ihr konnt die Rittergasse gar nimmer finden. Was gilt's, ich finde die Cure?“ Als er um das Eck herum ging, lief er dem Anschl-Hirsch in die Hände. „Na, Herr Benedikt, wie lange soll ich auf Johanni warten? Oder was fuhrt Ihr für einen Kalender? — den hundertjährigen?“ Als er aber nach Hause kam, war sein erstes, er fuhrte das Roß aus dem Stall und redete etwas mit dem Knecht, und den andern Morgen, als der Herr den chaldaischen Morgensegen gebetet hatte, fragte ihn der Sohn. „Wißt Ihr auch, Herr Vater, daß heute nacht das Braunlein krepirt ist?“ — „Was hat ihm gefehlt?“ fragte der alte Herr, nicht ohne Schmerz, „man muß ein anderes kaufen“ — „Wenn wir nur geschwind wieder so eins hatten“, erwiderte der Sohn.

Den zweiten Morgen oder dritten bindet er das Rößlein wieder in den Hof und ruft dem alten Herrn am Fenster, er habe ein Rößlein im Handel. „Sieht ein Ei dem andern gleich“, sagte er, als der alte Herr heraus kam, „so tut's das alte Roß und das neue. Und nur achtzehn Louisd'or. Wenn Ihr's kauft“, sagte er, „so habt Ihr zwölf Louisd'or reinen Profit. Denn unter dreißig hättet Ihr das alte nicht hergegeben, und ist auf und nieder das nämliche.“ Der Vater sagte. „Ein wenig kleiner, mein' ich, sei es — wie man sich tauschen kann“ — „Um's Erkennen“, erwiderte der schlaue Sohn. Kurz, das Braunlein gefiel dem alten Herrn, und der Handel wurde richtig. Der alte Herr gab dem Sohn die achtzehn Louisd'or, und der Sohn zahlte den Löwenwirt, den

Ritterwirt und den Juden, hat seitdem auch gut gelernt Wasſer
rinken als Abſchreiber in einer Wurzburgiſchen Schreibſtüb

Der Furtwanger in Philippsburg

Im Jahre 1734, als der Franzos Sturm lief auf Philippsburg, und die Reichstruppen lagen darin, ſteht ein Reſeut, ein Furtwanger, auf einem einsamen Poſten ſeitwärts vom Angriff und denkt Wenn's nur nicht hier her kommt! Undem wacht ganz leiſe eine franzöſiſche Grenadier-Kappe hinter dem Rempart herauf und kommt ein Kopf nach mit einem Schnauzbart, wie wenn der Mond aufgeht hinter den Bergen Denn ein paar Duſend Waghälſe hatten drauſen eine Sturmleiter angelegt, um unbeſchrien auf den Rempart zu kommen, und ſahen die Schildwache nicht, daß eine da ſei Springt der Furtwanger heiße und gibt dem Franzoſen einen Stich Pfeifen auf einmal Kugeln genug um ihn her aus Windbüchſen, und geht ein zweites Franzoſengeſicht auf hinter dem Rempart Gibt ihm der Furtwanger auch einen Stich und ſagt „Über jezt kommſt du nimmer“ Stren es kam der dritte und der vierte und bis zum zwölften Als der Sturm abgeſchlagen war und der Platzkommandant auf dem Platz heruntirr, ob alles in Ordnung ſei, ſieht er von weitem die Sturmleiter und zwölf tote Franzoſen dabei, und wie er zu dem Poſten kommt, fragt er den Furtwanger „Was hat's hier gegeben?“ – „So“ ſagt der Furtwanger, „Ihr habt gut fragen Wißt Ihr, daß mir einer mehr zu ſchaffen gemacht hat als Euch alle Nun zwölfmal hinter einander hat er angeſetzt Unten im Graben muß er liegen“ Denn er meinte, es ſei immer der nämliche geweſen, und es konnte nur mit dem Toſen zugegangen ſein, daß ihm allemal hinter dem Bajonett die Wunde wieder heilte Da lachelte der Kommandant und die Offiziere, ſo mit ihm waren, und nahmen ihm ſeinen Unverſtand nicht übel, ſondern er ließ ihm für jeden ein Halbguldenſtück Stechgeld bezahlen, und durfte er überdies ſelbigen Abend auf Rechnung der Reichs-Operationskaſſe Wein trinken und Speck eſſen, ſo viel er wollte

Ein Advokat, der am Ende seines Lebens fast eine Unruhe des Gewissens darüber empfand, daß ihn sein Beruf so reich gemacht hatte, stiftete sein ganzes schönes Vermögen in das Narren- oder Tollhaus. Aus Achtung für so manchen verständigen und rechtlichen geneigten Leser, der aus rechter Überzeugung und Pflicht in einen Prozeß verwickelt sein kann, will der Hausfreund nicht verraten, was der Advokat für eine Beruhigung darin gefunden habe. Auch kann sich der Advokat genüt haben, ab- und er meinte wenigstens, es sei billig.

Einer Edelfrau schlaflose Nacht

Es ist nichts lehrreicher, als die Aufmerksamkeit, wie im menschlichen Leben alles zusammen hängt, wenn man es zu entdecken vermag, 3 B Zahnschmerzen und das Glück eines Ehepaars, und wie selbst das, was unrecht und verboten ist, wieder gut gemacht werden kann, wenn's an den rechten Mann und die rechte Frau kommt, und wie in dem großen unaufhörlichen Wechsel der Dinge alles einzelne wieder verschwindet, daß man ihm nimmer nachkommt, und doch gefast bleibt und nicht verloren geht, es sei gut oder böse. Gleich als wenn man ein Glas Wasser in den Rhein ausgießt, kein Sterblicher ist im Stand, es wieder heraus zu schöpfen, sondern es ist jetzt dem Rhein vermählt und augenblicklich verschwemmt in der großen Flut. Ja, wenn die Sonne Wasser aufzieht, wie man zu sagen pflegt, sind ein paar Tropfen davon vielleicht auch dabei, und fallen irgendwo in Bayern oder Lotharingen wieder aus einer Wasserwolke vom Himmel herab und erquickten ein Blümlein.

Eine Dienstmagd, jung und brav, auch hübsch, und ein Knecht gleicher Qualität, dienten miteinander auf einem Edelhof, und hatten nicht so gerne Kaffee getrunken oder alle Tage Braten gegessen, als vielmehr einander geheiratet. Allein sie waren Leib eigene, insofern, daß sie verpflichtet waren, eine gewisse Zeit Hof-

dienste zu tun, und die Edelfrau wollte sie nicht früher aus dem Dienst entlassen, weil sie so brav waren in ihrer Aufführung und so fleißig und treu in ihren Geschäften. Deswegen saßen sie oft beisammen und weinten, oder sie weinte und er nagte an einem Holzsplitter. Ein andermal, wie die menschliche Laune wechselt, sprachen sie sich Mut ein, daß es ja nur noch um zwei Jahrlein zu tun sei, und freuten sich schon im Voraus ihres zukünftigen Glücks. „Wenn du mein Weib bist“, sagte er, „und ich dein Mann“, und einmal vergaßen sie sogar die Zukunft und meinten, es sei jetzt. Nach Verlauf aber eines Jahres hat die Frau auf dem Edelhof in der Nacht desparates Zahnweh, nicht gerade deswegen. Sie steht aus dem Bette auf und wirft sich auf einen Stuhl, sie läuft aus einer Stube in die andere, aus der andern in die dritte. In der dritten setzt sie sich gegenüber einem Fensterlein, das in die Küche geht, mit einem weißen Vorhang davor, und das Zahnweh wird ihr nun bald vergehen. Sie sitzt jetzt am rechten Ort dazu. Denn auf einmal sieht sie hell werden hinter dem weißen Vorhang und hört etwas sich bewegen, sie hört etwas flüstern und knistern, sie schiebt leise das Vorhanglein weg, und in der Küche stehen der Knecht und die Magd an einem Feuerlein nachts um zwölf Uhr und legen Späne an das Feuer, und auf dem Feuer steht ein Pfannlein. Bereits gibt das Zahnweh ein wenig nach. – „O Ihr gottloses Lumpenpack“, sagte sie inwendig für sich. „So ist denn keinem Menschen mehr zu trauen. Habt Ihr nicht alle Tage Euer ordentliches Essen? Ist es Euch nicht gut genug? Mußt Ihr mich noch in der Nacht bestehlen und Leckerbissen kochen?“ Nach einiger Zeit stellt das Weibsbild das Pfannlein von dem Feuer, als ob sie jetzt die Leckerbissen verzehren wollten, der Knecht aber geht zur Tür hinaus. – „Wie der Tag anbricht, laß ich beide in das Gefangnis werfen“, so fuhr die Edelfrau fort, „und jage sie weg, ohne ehrlichen Abschied. Am Ende wird mir die Dirne auch noch schwanger von dem Burschen, in meinem eigenen Haus. So weit soll's mir nicht kommen.“ Undem kommt der Knecht zurück und bringt ein vierteljähriges Kind auf dem Arme und gibt's der Mutter auf den Schoß. Da hörte plötzlich das Zahnweh der Edelfrau auf wie weggeflogen. Die Mutter gibt dem

Kindlein aus der Pfanne den Brei, sie legt es an die mütterliche Brust, und der Schein des abnehmenden Feuers ging zur rechten Zeit über ihr Angesicht, als sie mit nassen Blicken ihr Kindlein noch einmal beschaute und dem Vater zurück gab und etwas zu ihm sagte. Denn da ward das Herz der Edelfrau wunderbar bewegt und kam auf andere Gedanken. Denn es war ihr, als ob die Mutter mit den nassen Blicken gesagt hatte „Gott wird des armen Wurmleins sich auch erbarmen“, und als ob sie dazu bestimmt wäre. Ja, es fuhr ihr mit Grausen durch die Seele, was für ein Unglück in ihrem Hause hatte geschehen können, wenn nicht Gott das Herz der Eltern vor einem schweren Verbrechen bewahrt hatte.

Am frühen Morgen ließ sie beide Eltern vor sich bescheiden. Beide sahen einander an. „Was gilt's“, sagte sie, „wir bekommen unsere Freiheit“ – – „Oder auch nicht“, sagte er. Die Edelfrau aber, als sie herein getreten waren, redete sie ernsthaft und gebieterisch an. „Wo habt Ihr euer Kind?“ Da glaubten beide in den Boden zu versinken vor Schrecken und Scham und schauten einander verstohlenweise an, gleichsam ob das andere noch da sei. „Wo Ihr euer Kind habt“, wiederholte die Edelfrau – – „Weil wir denn doch eins haben“, stotterte endlich der Vater, „in der Holzkammer hinter einer Beige.“ Als es aber der Bursche holen mußte, bracht' er es, wie es war, in einem alten Felleisen. Es war reinlich gehalten und gebuschelt auf einem Bettlein von Heu und weinte, als ob es schon wußte, wie man es machen muß. Da erbarmte sich das Herz der Edelfrau noch mehr, und als die treue Magd und Mutter reuevoll und mit Tränen bat, sie und ihr unschuldiges Kind nicht unglücklich zu machen, konnte die Edelfrau ihre Ruhrung nicht mehr verbergen. „Nein, ich will euch nicht unglücklich machen“, sagte sie. „Ich will euch die Härte vergelten, die ich an euch begangen habe. Ich will euch den Kummer versetzen, den ihr getragen habt. Ich will eure Sünde wieder gut machen. Ich will euch die Barmherzigkeit vergelten, die ihr an eurem Kinde getan habt.“ Meint man nicht, man höre den lieben Gott reden in den Propheten oder in den Psalmen? Ein Gemut, das zum Guten bewegt ist und sich der Elenden annimmt und die

Gefallenen aufrichtet, ein solches Gemut zieht namlich das Ebenbild Gottes an und fällt deswegen auch in seine Sprache -- „Ihr konnt euch am Sonntag in aller Stille zusammen geben lassen“, sagte die Edelfrau -- „Ich will euch ein angenehmes Heiratsgut stiften Ich will aus eurem Kinde etwas werden lassen Ist's ein Bublein?“ -- Also wurden sie am nachsten Sonntag auf Geheiß der Edelfrau zusammen gegeben und lebten seitdem in Liebe und Frieden ehlich beisammen Das Bublein aber kann jetzt schon Haselnusse aufbeißen und leint fleißig und hat runde rote Backen -- Was aber weiter daraus werden soll, weiß der, der den Himmel mit der Spanne mißt und den Staub der Erde mit einem Dreiling

Reise nach Frankfurt

Zu ehemaligen Reichszeiten bestand auch ein großes Reichskammergericht zu Weßlar, welches noch manchem geneigten Leser in teuerem und wertem Andenken sein kann, wenigstens in teuerem Viel weltberühmte Rechtsgelehrte, Advokaten und Schreiber saßen dort von Rechts wegen beisammen Wer daheim einen großen Prozeß verloren hatte, an dem nichts mehr zu finden und zu braten war, konnte ihn in Weßlar noch einmal aufbrühen lassen und noch einmal verlieren Mancher hessische, württembergische und badische Bache ist dort hingewandelt und hat den Heimweg nimmer gefunden

Als aber im Jahre 1806 der große Schlag auf das deutsche Reich geschah, stürzte auch das Reichskammergericht zusammen, und alle Prozesse, die darin lagen, wurden tot geschlagen, maustot, und keiner gab mehr ein Zeichen von sich, ausgenommen im Jahre 1817 in Gera in Sachsenland hat einer wieder gezeugt

Ein Leinwandweber daselbst ließt in der Dresdner Zeitung, daß der Bundestag in Frankfurt sich mit dem Unterhalt der Angehörigen des Reichskammergerichts lebhaft beschaffte Nämlich, daß der Bundestag für den Unterhalt und die Schadloshaltung der Räte, Advokaten und Schreiber sorgen wollte, welche seit 1806 keinen Sold mehr zogen und nichts mehr zu verdienen

hatten, ob sie gleich taglich, wie die andern, Mittag laufen horten und schone Schilde sahen an den Wirtshausein

Auf dem Speicher des Leinewebers aber fing es auf einmal an in den Ästen zu rauschen, fast wie in den Lofengebeinen, von welchen der Prophet Ezechiel schreibt Der Leineweber glaubte nämlich nichts anderes, als das Reichs-Kammergericht habe nur einen neuen Rock angezogen und heiße nun Bundestag, und der Bundestag habe nichts Wichtigeres zu tun, als die alten Prozesse, wenigstens den seinen, wieder anzuzetteln

Also ließ er sich einen guten Paß nach Frankfurt schreiben, und mit Ästen schwer beladen trat er die lange Reise an Als er aber in Frankfurt angekommen war, war sein erstes, er fragte die Schildwache am Thor, wo der Bundestag sich angeßet habe in Frankfurt Die Schildwache erwiderte, sie stehe da so neben draus und erfahre nicht viel, was im Innern der Stadt geschehe Ihres Wissens aber, seit sie da stehe, sei kein Bundestag eingepaffiert Da fing der Leineweber im Fortgehen an, sich zu betrüben und zu ergrimmen „O Deutsche“, sagte er in seinem Innern, „wie tief seid ihr gesunken! Ein Deutscher zu sein, noch dazu eine Frankfurter Schildwache, und nichts vom Bundestag wissen! Guter Freund“, sagte er zu einem Vorbeigehenden, „könnt Ihr mir auch nicht sagen, wo der Bundestag sein Wesen hat?“ Der Vorbeigehende konnte es ihm auch nicht sagen „O Patriotismus“, fuhr er mit sich selber fort, „wohin bist du verschwunden?“ Fast müsse man sich schämen ein Deutscher zu heißen, wenn man nicht unter seines Gleichen wäre „Guter Freund“, redete er einen Dritten an, „wißt auch Ihr nicht, wo hier der Bundestag einquartiert ist?“ – „Lieber guter Mann“, entgegnete der Dritte, „hier ist kein Bundestag einquartiert Hier ist Frankfurt an der Oder Der Bundestag ist in Frankfurt am Main“ – Der wohlverfahrene Leser weiß nämlich zum Voraus schon, daß es zwei Frankfurt gibt, die nicht weniger als 66 Meilen voneinander entfernt sind, und der Leineweber war im unrechten „Ihr habt übrigens nur noch 66 Meilen nach Frankfurt“, fuhr der Dritte fort, „und wenn Ihr daher seid, wo Ihr sagt, so seid Ihr über hier nur 63 Meilen umgegangen!“ „Das ist jetzt ein Lun“, sagte der Leineweber „Sag’

ich A gesagt, so will ich auch B sagen Zwanzigtausend Taler sind Geld, ohnehin bin ich es meinem seligen Großvater schuldig. Hat er den Prozeß angefangen und ist ein armer Mann daran geworden, so ist es meine Schuldigkeit, daß ich ihn fortsetze und wieder reich werde.“ „Ha ha“, sagte der Dritte, „was gilt's, das sind Älten, die Ihr da aufgepackt habt und fast drunter zusammenbrecht?“ — „Es sind auch noch ein wenig Lebensmittel dabei“, versetzte der Weber in kleinmütiger Stimme, „aber nimmer viel.“

Der geeignete Leser fangt an, einigen Spaß an der Sache zu finden. Von hier an aber bis Frankfurt am Main geht die Reise etwas langsam vonstatten. Derselbe darf herzlichst einstweilen noch ein gutes Pfeiflein stopfen, wiewohl er kann zum Voraus sehen, wie alles gehen und enden wird. Denn die Chronik will wissen, daß, als einst die Phönizier erforschen wollten, ob der große Weltteil Afrika zu Wasser könne umfahren werden, rechneten sie die erforderliche Zeit der Reise auf ungefähr zwei Jahre, gleichwohl, als sie hinter Ägypten in dem Roten Meer sich einschifften, der bibelfeste Leser kennt's von Moses' Zeiten her, nahmen sie nicht sonderlich viel Lebensmittel-Vorrat mit, aber etwas Ackergerate. Sahen sie nun, daß die Lebensmittel bald zu Ende gehen wollten, stiegen sie an das Land, saßen von Getreide und Gemüsegattungen, was die Jahreszeit mit sich brachte, wiewohl in Afrika ist fast immer Sommer und ein schneller kräftigertrieb in allem Wachstum. Alsdann warteten sie die Reifung ab und brachten jedesmal nach wenigen Wochen einen neuen Vorrat in das Schiff und zogen wieder weiter, kamen auch richtig nach zwei Jahren wieder zum Vorschein durch die Meerenge von Gibraltar hinein, die der zeitungskundige Leser ebenfalls noch kennt von General Elliots Zeiten her, dessen Andenken noch bis auf diese Stunde auf Tabakspapieren gefeiert wird. Also auch der Weber auf seiner langen Reise mußte sich zu helfen, wenn Geld und Vorrat zu Ende war, „Kunst bettelt nicht“, sagte er zu sich selbst im stolzen Gefühl, „Kunst geht nach Brot.“ Demnach wenn er mittags oder abends in einem Städtlein oder Flecken eintraf, erkundigte er sich nach einem Hunsfarron, und „Habt Ihr nichts für mich zu weben“, redete er den Meister an, „um Aßung und um einiges B'hrgeld?“

Stellte ihn nun der Meister ein, so blieb er einige Tage bei ihm, bis er sich ausgefuttert und wieder einige Basen verdient hatte, und webte sich solchergestalt glücklich an dem Main hinauf und nach Frankfurt. In Frankfurt pochte ihm das Herz hoch vor Freuden, daß er nun an dem Ziele seiner Reise sei und so nahe an seiner Geldquelle, die er jetzt nur anbohren dürfe, und als er in die Bundeskanzlei kam, gleich in der vordersten Stube, wo die Herren sitzen, die am schönsten schreiben können, grüßte er sie freundlich und vertraut. „Findet man euch endlich einmal“, sagte er, „und seid ihr jetzt hier?“ Einer von den Herren, der Vornehmste von ihnen, nimmt die Feder aus dem Mund und legt sie auf den Tisch. „Wir sind noch niemand aus dem Bag gegangen“, sagte er, „und was habt Ihr hier zu schaffen? Was bringt Ihr Neues, Bietechiges in Eurem Hangekorb? Eine Bundeslade? Es fehlt uns noch eine.“ „Spaß“, erwiderte der Weber, „meinen Prozeß von Anno Eintausendsiebenhundertsiebenundsechzig.“ – Es ist nun mehr nichts weiter an der Sache zu erzählen. Natürlich nahm sich niemand seines Prozesses an, weil der Bundestag sich mit Prozessen nicht gemein macht, und die lange beschwerliche Reise war umsonst getan. Die Erzählung nimmt daher ein kahles Ende, der Hausfreund fühlt es fast soll er noch was anschiffen. Statt dessen aber will er hieneben eine Abbildung des Leinewebers stiften, wie er auf der Heimreise einmal ausruht und eine Standrede hält.

„Es ist mir in diesen sechs Wochen vieles klar geworden“, sagte er.

„Man muß einem deutschen Manne nicht sogleich Vorwürfe machen, wenn er in Vaterlandsachen ein wenig unwissend und kalfsinnig ist. Denn man ist selber einer. Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge? Lerne zuerst selber und werde warm. Den guten Leuten in Frankfurt an der Oder ist von mir Lort geschehen. In Frankfurt am Main aber mir.“

Wenn Ihr in der Zeitung etwas leset oder im Plakat oder im Krautbuch und versteht es nicht, laßt Euch raten, achtbare Zuhörer, und geht um vorständige Belehrung aus, ehe Ihr etwas unternehmet, besonders wenn es ein Prozeß ist.

Der beste Prozeß ist ein schlechter, und auf dem Lager bessert er sich nicht. Der Habich ist besser als der Hattich. Friede ernährt, Unfriede zerstört.

Und nun, geliebte Akten, die ich jetzt hier ablege, gehabt Euch wohl und seid dem Mann empfohlen, der Euch finden und vielleicht glücklicher mit Euch sein wird als ich.“

Indem er aber die Akten absetzen wollte, klopfte ihm von hinten her ein Mann auf die Achsel, der auch desselben Wegs ging. (Man sieht ihn aber kaum auf der Abbildung, nichts desto weniger ist's der Gewurzframer aus dem nächsten Stadtlein — —) „Guter Freund“, sagte er, „mit wem redet Ihr da so allein?“ „Mit niemand“, erwiderte der Weber, „wenn Ihr mir aber meinen Prozeß abkaufen wollt, mit Euch lupft ihn einmal! Was gebt Ihr mir dafür?“ Der Mann sagte, „Anderthalb Kreuzer für das Pfund, wenn das Papier daran gut ist. Kommt mit mir.“ Also verkaufte er dem Gewurzhandler die Akten für einen Gulden vierundzwanzig Kreuzer, die vollends zum Rest der Reise hinreichten, und kam mit leerem Korb und Beutel wieder in der Heimat an. „An meine Frankfurter Reise“, sagte er, „will ich denken. Diesmal in Frankfurt gewesen.“

Zwei Kriegsgefangene in Vobruiss

Wei viel merkwürdige Begebenheiten aus dem russischen Feldzug wissen will, der muß ihn entweder selbst mitgemacht haben oder aber, er muß mit vornehmen Kriegs Hauptleuten bekannt sein, die dabei waren. Der Kalendermann ruhmte sich dessen, und wenn er mittags um den Paradeplatz geht zum Hofapotheker, grüßen sie ihn. Mitgemacht den Feldzug hat er nicht.

Folgendes ist ein seltener Beweis von Edelmut und Leichtsinne und noch einmal von Edelmut. Zwei polnische Offiziere wurden als Kriegsgefangene in einem russischen Dorf bis den andern Morgen einquartiert. Sonst sollen die Polen und die Russen auf den bloßen Namen hin nicht immer die besten Freunde sein. Allein der russische Edelmann, der in demselben Dorf wohnte, dachte daran

in seinem schönen Schloß und in seiner warmen Stube, wie er auch einmal in seiner Jugend Kriegsgefangener gewesen war, in fremdem Land ohne Geld, ohne Freund, ohne Trost, und wie er in dem Hause eines edlen Menschen eine freundliche Aufnahme gefunden hatte, und wie solches dem Herzen wohl tut. Also suchte er gleich die Gefangenen auf, nahm sie in sein Schloß, bewirtete sie wie Brüder oder Freunde und suchte sie durch Trost und teilnehmende Reden zu erheitern. Denn das ist ein schönes und heiliges Schuld- und Wechselrecht, das in dem Herzen aller gutgearteten Menschen aufgerichtet ist, wer einmal unter fremden Leuten in der Not und Betrübniß eine Liebe oder Wohlthat erfahren hat, sieht sie als ein empfangenes Darlehen an und zahlt sie, wenn er daheim ist, wieder an einen andern Fremdling heim, der in gleicher Not und Betrübniß zu ihm kommt, als eine Schuldigkeit, ob er gleich keine Handschrift darüber ausgestellt hat, und das nicht einmal, sondern zehnmal, wenn er kann, wie ein ausgestreutes Saatkorn nicht allein, sondern selbzeht oder funfzeht aus der Erde zurückkehrt.

„Wißt ihr schon“, fragte die Gefangenen der Edelmann, „wo der Ort eures Aufenthalts sein wird?“ Die Gefangenen sagten „In den kaukasischen Gebirgen“ – – „Seid ihr denn auch mit etwas Reisegeld versehen auf einem so langen Weg?“ Die Gefangenen zuckten die Achseln. Hierauf sprach der Edelmann ihnen mit heiterer Miene zu, zu essen und zu trinken und wohl bei ihm zu schlafen, und des anderen Morgens, als der Transport weiter ging und sie von ihrem Wohltäter Abschied nahmen, schenkte er ihnen funfhundert Rubel russischen Geldes auf die Reise. Nein, er wollte nicht einmal den Namen haben, daß er es ihnen schenkte. „Ich will es euch leihen“, sagte er, „wenn euch einst Gott in eure Heimat und zu den eurigen zurückführt, so könnt ihr mir's wieder schicken.“

Die Geschichte konnte hier aus sein. Sie wäre schon des Erzählens wert gewesen. Allein, sie fangt erst recht an. Der nächste Tagmarsch der Kriegsgefangenen ging nach einer altrussischen Grenzfestung namens Bobrußk. Man muß schon ein festiges Mundstück haben, wenn man so einen russischen Namen mit

Leichtigkeit will aussprechen können Der Hausfreund kann's In Bobruisk aber, wo die Gefangenen bei guter Tageszeit anlangten, gingen die zwei Polen noch ein wenig herum, die Stadt zu besuchen, und als sie an ein schönes, großes Wirthshaus kamen, dachten sie, wollen wir nicht ein wenig hinein gehen und unserem Wohlthater seine Gesundheit trinken? In dem Wirthshaus saßen viele russische Herren und Edelleute, die redeten oder tranken miteinander oder spielten Pharaon Pharaon ist ein sehr gefährliches Spiel, in welchem man viel Geld verspielen kann, also, daß man es nicht Pharaon nennen sollte, sondern das Rote Meer, weil viele, die hinein gehen, drin ertrinken, ausgenommen die Kinder Israel

Selbigen Tages aber kam auch der wohlthätige russische Edelmann nach Bobruisk, um bei seinen guten Freunden daselbst einen vergnügten Abend zuzubringen, und indem er in das namliche Wirthshaus hinein tritt, was geschieht, wen sieht er mitten unter seinen reichen Freunden und Bekannten am Spieltische sitzen? Wen sieht er ein Dußend Rubel nach dem anderen setzen und verspielen? Seine leichtsinnigen Gäste, die zwei Polen Die Polen hatten auch lieber einen Wolf als ihn gesehen und spielten nicht um das besser oder glücklicher, als er sich ebenfalls an den langen Spieltisch setzte und ein Dußend Rubel nach dem andern gewann, waren gerne davon geschlichen, wenn sie nicht die gute Hälfte ihres Geldes hatten müssen im Stich lassen, das sie wieder zu gewinnen hofften Als sie aber in kurzer Zeit ganz vom Samen waren und die letzte Kopeke dahin war und jetzt trostlos und verzweifelt zur Thür hinaus schlichen, ging ihnen der russische Edelmann nach, und mancher geneigte Leser, dem man nicht so kommen dürfte, freut sich schon, wie er Justiz machen und den russischen Stab wird walten lassen Nichts nuß! Ein Kriegsgefangener ist ohne Schläge geschlagen genug, und Strafe erbittert nur, aber Großmut kann beschämen und bessern „Meine Freunde,“ sagte er zu ihnen sanft und gutig, „ihr müßt wohl besser bei Geld sein, als ich gestern geglaubt habe Nehmt mir meine Voreiligkeit nicht übel auf Ich danke euch, daß ihr mein gutgemeintes Anerbieten nicht beschämt habt“ Die Gefangenen waren nicht im Stande, eine Silbe zu antworten, ausgenommen sie schlugen die Augen nieder, als wenn

sie sagen wollten, daß er sich gestern nicht an ihnen versehen habe, aber jetzt Da sprach er zu ihnen „Ihr seid nunmehr gewißigt, und ich hoffe, meine Güte sei zum zweitenmal besser an euch angewendet als zum erstenmal,“ und als er ihnen mit einem guten Wechselbrief von funfhundert Rubel ihren ganzen Verlust ersetzte, konnten sie noch weniger als vorher sprechen, sondern küßten ihm mit Tränen des Dankes und der Rührung die Hände Hernach aber hat er nichts mehr von ihnen erfahren Diese Erzählung ist unverfehrt aus Rußland heraus gekommen und hat ihre Wahrheit

König Friedrich und sein Nachbar

Der König Friedrich von Preußen hatte acht Stunden von Berlin freilich ein schönes Lustschloß und war gerne darin, wenn nur nicht ganz nahe daneben die unruhige Mühle gewesen wäre Denn erstlich stehen ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut nebeneinander, obgleich, das Weißbrot schmeckt auch in dem Schloß nicht ubel, wenn's die Mühle fein gemahlen und der Ofen wohl gebacken hat Außerdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war und nicht an den Nachbar dachte, auf einmal ließ der Müller das Wasser in die Rader schießen und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar, und die Gedanken des Königs stellten das Raderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Rader die Gedanken des Königs Der geneigte Lesei sagt „Ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab und laßt sie niederreißen?“ Der König wußte, warum Denn eines Tages ließ er den Müller zu sich rufen „Ihr begreifst“, sagte er zu ihm, „daß wir zwei nicht nebeneinander bestehen können Einer muß weichen Was gebt Ihr mir für mein Schloßlein?“ – Der Müller sagte „Wie hoch haltet Ihr es, königlicher Herr Nachbar?“ Der König erwiderte ihm „Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt Ihr nicht, daß Ihr mir mein Schloß abkaufen könnt Wie hoch haltet Ihr Eure Mühle?“ Der Müller erwiderte „Gnadigster Herr, so habt auch Ihr nicht so viel Geld, daß Ihr mir meine Mühle abkaufen

konnt Sie ist mir nicht feil“ Der König tat zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte, aber der Nachbar blieb bei seiner Rede „Sie ist mir nicht feil Wie ich darin geboren bin“, jagte er, „so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinen Vatern erhalten worden ist, so sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten und auf ihn den Segen ihrer Vorfahren ererben“ Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an „Wißt Ihr auch, guter Mann, daß ich garnicht nötig habe, viel Worte zu machen? Ich lasse Eure Mühle sagieren und breche sie ab Nehmt alsdann das Geld, oder nehmt es nicht!“ Da lachte der uneischockene Mann, der Müller, und erwiderte dem König „Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Hofgericht in Berlin nicht wäre“ Namlich, daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen Der König war ein gerechter Herr und konnte uberaus gnädig sein, also daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimutigkeit einer Rede nicht mißfällig war, sondern wohl gefiel Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft Der geneigte Leser darf schon ein wenig Respekt haben vor einem solchen Nachbar und noch mehr vor einem solchen Herrn Nachbar

Erlene Liebe

Mit dem Leichnam eines jungen Mannes im Schweizerland, der erschlagen wurde nicht weit vom Vierwaldstatter See, mit dem Leichnam ging es wunderbar zu Daß er nach dem Gefecht war begraben worden nachst der Walstatt, wußten mehr als zwanzig Männer aus dem namlichen Ort, die es taten und dabei waren, und ein Kreuz, wie man in der Geschwindigkeit eins machen kann, auf sein Grab steckten, daß, wer vorüberginge, auch ein Vater unser für seine Seele beten sollte Item, am Dienstag drauf, als der Siegrist frühe Morgens in die Kirche gehen und das Morgengebet anlauten wollte, lag der namliche Leichnam daheim auf dem Kirchhof, vor der Kuchture Man begrub ihn noch einmal mit allen Gebrauchen und Gebeten der Kirche in die geweihte

Erde Item, als es noch eininal Dienstag wurde, war der nainliche Leichnam wieder aus dem Grab und von dem Kirchhof weg verschwunden Sonst tut der Glaube Wunder Diesmal aber tat's des Glaubens fromme Schwester, die Liebe Er war als Freiwilliger mitgezogen, weil ihm die Gemeinde auf den Fall das Bürgerrecht angeboten hatte Denn er war nur Hintersatz und seiner Arbeit ein Maurer, was zwar nicht zur Sache, aber zur Wahrheit gehört Seine junge Frau angstigte sich daheim und weinte und betete, und jeder Schuß, den sie horte, ging ihr schauderhaft durch das Herz, denn sie fürchtete, er gehe durch das feinnige Einer ging dadurch, und als die andern am dritten und vierten Tag nach Hause kamen, blachten sie ihr das blutige Gewand ihres Mannes, sein Gebetbuelein und seinen Rosenkranz „Dem Mann“, sagten sie, „hat jetzt ein anderes Bürgerrecht angetreten Er liegt im oberen Ried Ein Kreuz steht auf seinem Grab Es hatte jeden treffen können“, sagten sie Die arme Frau verging fast in Tränen und Wehklagen „Mein Mann erschossen“, sagte sie, „mein einziges und alles – – und im Ried begraben, in ungeweihter Erde!“ Da raffte sie sich plötzlich auf, und in der Nacht, als alles schlief, ging sie allein mit einer Schaufel und mit einem Sack in das Ried hinauf, suchte das Grab und die geliebte Leiche und trug sie heim auf den Kirchhof Solche Herzhaftigkeit und Stärke hatte ihr der Schmerz und die Liebe gegeben Als sie aber hernachmals Tag und Nacht sich fast nimmer von dem Grabe entfernen und nicht essen und nicht trinken wollte, sondern unaufhorlich mit ihren Tränen das Grab beneßte und mit dem Verstorbenen redete, als ob er sie horen konnte, alle Vorstellungen waren fruchtlos, da sagte endlich der Vorsteher des Ortes, es sei kein anderes Mittel übrig, als man grabe den Toten heimlicherweise noch einmal aus und bringe ihn auf einen andern Kirchhof, sonst vergehe noch die arme Frau Also brachte man sie mit viel Zureden und Mühe in ihre leere Wohnung zurück und brachte in der Nacht den Leichnam auf einen andern Kirchhof Nur wenige Menschen wußten davon, wohin er war gebracht worden Den frommen Leser ruht diese Geschichte, und er sagt, solcher beispiellosen ehelichen Liebe und Treue können nur noch Schweizerherzen fähig sein Gehl ge-

sprochen! Beide, die unglückliche Frau und ihr verstorbener Gatte waren Fremdlinge, und zwar aus Deutschland. Doch kein Schmerz dauert ohne Ende, der heftigste am wenigstens. Die nämliche Frau gewann in der Folge einen zweiten braven Gatten, ebenfalls einen Deutschen, und die Gemeinde erteilte – diesem das Bürgerrecht, das sein Vorfahrer mit seinem Leben erkaufte hatte.

Diese Geschichte hat dem Hausfreund und seinen Reisegefahrten auf dem See zwischen Winkel und Stansstadt ein Augenzeuge erzählt und von Ferne den Ort gezeigt, wo sie vorgefallen war.

Der sinnreiche Bettler

Const bemessen die Bettler ihre dankbaren Wünsche nach dem Wert der Gabe, die ihnen gereicht wird. Derjenige, von welchem hier die Rede ist, sagt, das sei grundfalsch. Wer ihm viel gibt, dem wünscht er eine hundertfaltige Vergeltung von Gott. Wer ihm aber wenig gibt, dem wünscht er eine tausendfaltige, oder wenn's noch weniger ist, eine hunderttausendfaltige Vergeltung. Denn er sagt: „Ich muß einen gleich guten Willen bei allen voraussetzen. Wer wenig reicht, wird wenig haben. Ich muß ihm also mehr wünschen. Soll ich das Meinige auch noch dazu beitragen, daß zuleßt die Reichen alles bekommen?“

Mohammed

Dem Mohammed wollten es anfanglich nicht alle seine Landsleute glauben, daß er ein Prophet sei, weil er noch keine Wunder getan hatte wie Elias. Dazu sagte Mohammed ganz gleichgültig, wie einer, der eine Pfeife Tabak raucht und was dazu redet. „Das Wunder“, sagte er, „macht den Propheten nicht aus. Wenn ihr's aber verlangt, so werden ich und jener Berg dort geschwind bei einander sein.“ Nämlich er deutete auf einen Berg, der eine Stunde weit oder etwas entfernt war, und rief ihm mit gebietender Stimme, daß der Berg sich solle von seiner Stätte

erheben und zu ihm kommen Als aber dieser keine Bewegung machen und keine Antwort geben wollte, wiewohl keine Antwort ist auch eine, so ergriff Mohammed sanftmütig seinen Stab und ging zum Berg, womit er ein merkwürdiges und nachahmungswertes Beispiel gab, auch für solche Leute, die keine Propheten zu sein verlangen, nämlich daß man dasjenige, was man selbst tun kann, nicht von einem wunderbaren Verhängnis oder von Zeit und Gluck oder von andern Menschen verlangen soll Zum Beispiel, hast du etwas Notwendiges und Wichtiges mit jemand zu reden, so warte nicht, bis er zu dir kommt Weit geschwinder und vernünftiger gehst du zu ihm Ein hübscher Kirschenbaum in dem Garten wäre eine hübsche Sache Das Plätschen schickte sich dazu Warte nicht, bis er selber wächst, sondern setze einen Fener, ein Abzugsgraben, ein guter Weg durch das Dorf, wenigstens ein trockener Fußweg, ein Geländer am Wasser oder an einem schmalen Steg, damit die Kinder nicht hineinfallen, kommt viel geschwinder zu Stande, wenn man ihn macht als wenn man ihn nicht macht Man sollte nicht glauben, daß es Leute gibt, denen erst ein arabischer Prophet oder ein Kalenderschreiber so etwas muß begreiflich machen

Selbst der Kalenderschreiber, der doch einem Propheten nicht viel nachgibt, — es ließe sich noch ein Wort mehr sagen —, verlangt nicht, daß das alte Jahr fortdauern soll, bis der neue Kalender fertig ist, sondern er schreibt den neuen, wenn das alte noch währet

Summa Summarum

Schick dich in die Welt hinein,
Denn dein Kopf ist viel zu klein,
Daß die Welt sich schick' in ihn hinein.

Die lachenden Jungfrauen

Wer weiß, wo Saratow liegt? Der Hausfreund hat viel Bücher Er weiß alles Saratow liegt weit gegen Sonnenaufgang in das wilde Asien hinein und ist ebenfalls der Sitz einer russischen

Statthalterschaft, nämlich wie Penja, und war im Jahr 1812 ebenfalls der Sammelplatz, wo viel tausend unglückliche Kriegsgefangene abgegeben und dann tiefer hinein geführt wurden in das Elend

Ein Transport von gefangenen Deutschen wird eines Tages eingebracht Eine Menge von Einwohnern, wie zu geschehen pflegt, stehen auf den Gassen, die Neugierigen schauten, der Uebelmut tröste und spottete, die Nachsicht fluchte und schimpfte Keine Hand bot sich zur Pflege der Kranken, der Verwundeten, der verarmten Fremdlinge an, eher zu etwas anderem Niemand wehrte ihnen Denn die Kriegsgefangenschaft spinnt keine Seide, und man kann nicht glauben, wie erbittert damals die Russen über ihre Feinde waren, und keiner wurde vorher gefragt, ob er zu den Schlimmen gehöre, sondern man nahm ihn dafür Aber einem wohlbetagten Hauptmann und seinem Leutnant begegnete etwas Merkwürdiges Denn eben als der Hauptmann den Leutnant an der Hand ergriff und ihn trösten wollte „Fasse dich, junges Blut, auch das wird vorüber gehen und ein Ende nehmen, mit dem Frieden oder mit dem Tode“, — in dem Augenblicke hören sie zunächst vor sich ein mutwilliges Lachen, und indem sie unwillkürlich aufschauen, — sie hatten's bereits können gewohnt sein, — was erblickten ihre Augen? In einem vornehmen russischen Gefährt zwei Jungfrauen, schon wie zwei Sonnen, lieblich wie der Frühlingstag, wenn die Rosen blühen Beide Teile schauten einander an, aber ob auch die Jungfrauen sich wollten Gewalt antun, sie konnten sich nicht erwehren, und trat auch eine an deren auf den Fuß, so ward's noch arger Das griff schmerzhaft den sonst vielgeprüften Mut des bejahrten Hauptmanns an Noch so jung, dachte er, und schon so entartet, und der Leutnant dachte, so schon und doch so grausam, und der Schmerz des einen brach in eine Träne, der Unmut des andern aber in Worte aus „Tochter dieses unwirtlichen Landes,“ fing der Hauptmann an, „Ihr steht zwar meine Rede nicht“, — die Jungfrauen lachten auf's Neue, — „aber wollte Gott, ihr verstündet sie“, da lachten auf einmal die Jungfrauen nicht mehr „Gar unfein“, fuhr der Hauptmann fort, „steht das eurem Geschlechte, eurer Jugend und euren

schönen Kleide an, an dem Jammer schuldloser Menschen eure Augen zu weiden und mit solchem Hohngelächter unsere Herzen zu durchschneiden“ Da fiel ihm errotend die ältere der Jungfrauen in das Wort, sie war ungefähr achtzehn Jahre alt und die Jüngere siebzehn, und redete die Unglücklichen zu ihrem Erstaunen ebenfalls deutsch an, mitten in Saratow und mitten in Rußland, mehr als tausend Stunden weit von der Heimat deutsch „Edle Fremdlinge“, sagte sie, sanft wie ein Engel und mit tiefbewegter Stimme, „sprecht nicht also, daß wir gekommen seien, unsere Augen an eurem Elende zu weiden, und eure Herzen durch Verhöhnung zu martern, die wir die Absicht haben, euch zu bitten, daß ihr mit uns gehen wollet in die Wohnung unsrer Eltern und Pflege und Liebe anzunehmen, bis die Engel des Friedens euch zurückführen mögen zu euren Fahnen oder in die Umarmung eurer Angehörigen, daß ihr bei ihnen glücklich sein moget alle Tage eures Lebens“ Thi entgegnete hintwiederum erstaunt über diese Worte der Hauptmann „Edle Jungfrauen, wes herrlichen Geschlechts Töchter ihr sein moget, wenn dem also ist, wie ihr sagt, so vertrauen wir uns eurer Einladung an, die ihr aus deutschem Blute entsprossen scheint, so ihr das Unrecht verzeihen konnt, womit mein Schmerz euch beleidigt hat“

Als sie aber in den Wagen einstiegen und der Hauptmann wollte, wie es sich traf, neben die ältere der Jungfrauen sitzen, widerfuhr ihnen noch etwas Apathes, denn es zog ihn die jüngere sanft auf ihre Seite „Verzeiht mir“, sagte sie, „edler Fremdling, meine Ansprüche auf Euch sind mir zu wert Meine Freundin hat kein Recht an Euch“ Und zu dem Leutnant sprach die ältere ebenfalls „Meine Freundin hat kein Recht an Euch“ und zog ihn sanft und sitzsam auf ihre Seite Den zwei Kriegsgefangenen aber war alles recht, denn auch jedem andern hatte die Wahl zwischen beiden schönen Jungfrauen schwerer sein müssen, als jeder andern Jungfrau die Wahl zwischen einem funfzigjährigen Mann und einem zwanzigjährigen Jungling

Tragt sich nun, wer waren die Jungfrauen und wo fuhrten sie ihre Gefangenen hin? Antwort Es leben in Saratow zwei reiche und angesehene deutsche Familienväter, der Deutsche kommt, wie

das Quecksilber, überall durch, wenn er schon kein's ist. Beide Familien waren des Abends vorher wie gewöhnlich beisammen und sprachen von allerlei. „Ist's wahr“, sagte der eine, „daß morgen deutsche Kriegsgefangene ankommen?“ – „Sie sind schon angekommen“, erwiderte man ihm. „Die armen Menschen haben einen schweren Gang“, sprach wehmütig eine der Mütter. Da trat die ältere Jungfrau ihren Vater an. „Werden wir auch einen bekommen, mein Vater? Wie sorglich wollte ich gleich einer Tochter oder Schwester sein pflegen und ihn trösten.“ Der Vater erwiderte: „Den Gefangenen bettet man nicht auf Rosen. Sie werden in den Vorstädten in den dürftigsten Hütten untergebracht.“ – „Oder wolltet Ihr denn nicht selbst einen einladen oder Euch einen ausbitten, von dem Hauptmann ihrer Bewachung?“ – „Das könnte mir wohl übel gedeutet werden“, erwiderte der Vater, „sie sind Feinde des Vaterlandes, in welches wir selbst als Fremdlinge aus ihrer Heimat sind aufgenommen worden. Wie dürfen die Feinde nicht als unsere Landsleute erkennen. Doch wenn einen von ihnen mir das Schicksal ohne mein Zutun entgegenführt, will ich mich seiner nicht entschlagen“, und ebenso sprach auch der Vater der anderen Jungfrau. Da redeten die beiden Töchter miteinander, und leichtsinnig und gutmütig, wie die Jugend ist, beschloßen sie, wenn die Gefangenen kämen, zu tun, was sie taten.

Anfanglich fuhren sie etwas um den Transport herum, wie wenn man auf den Jahrmarkt geht, um einzukaufen. Man sieht zuerst die Waren an, was da ist, ehe man auf Geratewohl kauft, das Nächste, das Beste. Als aber die Jungfrauen den Hauptmann erblickten, wie er da stand, wenig gebeugt von seinen Leiden, und angestarrt an ihn den Jungling, den Leutnant, den das Schicksal zum erstenmal in die Schule der Prüfung genommen hatte, und zwar gleich in die oberste Klasse, sagten sie zueinander: „Diese zwei wollen wir nehmen.“ – „Willst du den Ältern?“ sagte scherzhaft die jüngere. – „Oder willst du ihn?“ sagte zu ihr ihre Freundin. Da nahm die jüngere zwei Stecknadeln aus ihrem Busengewand, eine längere und eine kürzere und zogen miteinander das Halblein mit Stecknadeln. Als aber die ältere den

Leutnant zog und die jüngere den Hauptmann behielt, in dem Augenblick, als dieser sagte, „auch das wird ein Ende nehmen“, lachten die Jungfrauen. Denn diesen Erbschaft theilt noch die Kindheit mit der Jugend, daß Schmerz und Freude leichter an ihr vorüber gehen und in schnelleren Ablosungen miteinander wechseln. Hernach aber, als der Hauptmann so ernsthaft sie anredete, „Euer Ohr versteht zwar meine Sprache nicht“, lachten sie von neuem. Denn wenn man einmal drin ist, man muß, und das Gefühl, daß es unschicklich sei, hilft nur dazu, die Unschicklichkeit zu begehen. Aber als sie den Schmerz erkannten, mit dem er nach einem süßen deutschen Wort in dieser fremden Welt wie nach einem Almosen seufzte, und sie hatten's in ihrem milden Herzen und konnten's ihm geben und waren deswegen da, da lachten sie nicht mehr und boten ihnen in deutscher Sprache und Rede die Pflege und Liebe ihrer Eltern an und führten sie zu ihnen. Die Vater hoben zwar die Finger gegen ihre Tochter auf, „Was habt ihr getan!“, aber im Herzen waren sie es froh. Sie zeigten so gleich der Obrigkeit an, was geschehen war, und der menschenfreundliche Statthalter gab ihnen gerne die Erlaubnis, auf ihre Burgschaft zwar, ihre gefangenen Landsleute bei sich zu behalten bis auf ein Weiteres.

Da gebrach ihnen auf einmal nichts mehr, da waren sie auf einmal aller ihrer Leiden quitt, da verzogen sich alle ihre Bekümmernisse. Der Hauptmann in dem Hause, das ihn aufgenommen hatte, wurde angesehen und geliebt als ein Bruder, der Leutnant in dem heimigen als ein Sohn, von seiner schönen Retterin auch noch ein wenig anders, nämlich eben so, wie sie von ihm, bis die Engel des Friedens kamen. Als aber die Engel des Friedens kamen, schangschierete der Leutnant seinen Glauben, nämlich daß er in der Uniform sterben werde. Er verschaffte sich den Abschied von seinem Regiment und erfreut sich jetzt als Gatte der Liebe und der Jugend seiner schönen Retterin. Der Hauptmann aber trennte sich von diesen edlen Menschen und von seinem jungen Freund mit einer Rührung und mit einem Schmerz, der mehr Tränen als Worte hat, und kam wohlbehalten wieder in Deutschland und bei den Seimigen an, und wer ihn sah und vorher ge-

kannt hatte, wunderte sich sein „Ei, wie seid Ihr so jung geworden, Herr Hauptmann, in Eurer Gefangenschaft, Euch muß es nicht ubel gegangen sein“

Der geneigte Leser darf an der Wahrheit dieser Erzählung nicht zweifeln, denn der Hausfreund hat sie aus dem zweiten Mund Namlich der Hauptmann hat sie selbst einem rheinlandischen Herrn Kriegsobristen also mitgeteilt, der auch weiß, wie man ubel die Beresina geht, und von dem Kriegsobristen aber hat sie der Hausfreund und hat seitdem schon manches Laublein mit ihm verzehrt und schon manches Schopplein mit ihm herausgemacht, Luchs oder Has

Der Wettermacher

Gleich wie einem Siebmacher oder einem Hafensbinder, wenn er in einem kleinen Ort zu Hause ist, konnen seine Mitbuerger nicht das ganze Jahr Arbeit und Nahrung geben, sondern er begibt sich auf Kunstlerreisen im Revier herum und geht seinem Verdienst nach, also auch der Zirkelschmied ist fleißig darauf im andern Revier und handelt nicht mit Zirkeln, sondern mit Trug und Schelmerei, um die Leute zu berücken und sich frei zu trinken im Wirtshaus Also erscheint er einmal in Oberehnungen und geht gerade zum Schulz „Herr Schulz“, sagte er, „konntet Ihr kein ander Wetter brauchen? Ich bin durch Eure Gemarkung gegangen Die Felder in der Tiefe haben schon zu viel Regen gehabt, und auf der Hohe ist das Wachstum auch noch zu ruck“ Der Schulz meinte, das sei geschwind gesagt, aber besser machen sei eine Kunst „Ei“, erwiderte der Zirkelschmied, „auf das reise ich ja Bin ich nicht der Wettermacher von Bologna? In Italien“, sagte er, „wo doch Pomeranzen und Zitronen wachsen, wird alles Wetter auf Bestellung gemacht Darin seid ihr Deutsche noch zuruck“ Der Schulz ist ein guter und freuherziger Mann und gehort zu denen, die lieber geschwind reich werden mochten als langsam Also leuchtete ihm das Anerbieten des Zirkelschmieds ein Doch wollte er vorsichtig sein „Macht mir morgen fruh einen heitern Himmel“, sagte er, „zur Probe, und ein paar leichte weiße

Wölklein dran, den ganzen Tag Sonnenschein und in der Luft so zarte, glänzende Faden Auf den Mittag konnt Ihr die ersten gelben Sommervogel loslassen, und gegen Abend darf's wieder kuhl werden“ Der Zirkelschmied erwiderte „Auf einen Tag kann ich mich nicht einlassen, Herr Schulz Es trägt die Kosten nicht aus Ich unternehm's nicht anderst, als auf ein Jahr Dann sollt Ihr aber Not haben, wo Ihr Euere Frucht und Euern Most unterbringen wollt“ Auf die Frage des Schulzen, wieviel er für den Jahrgang fordere, verlangte er zum Voraus nichts, als taglich einen Gulden und freien Trunk, bis die Sache eingerichtet sei, es könne wenigstens drei Tage dauern „Hernach aber von jedem Saum Wein, den Ihr mehr bekommt“, sagte er, „als in den besten Jahren, ein Viertel, und von jedem Malter Frucht einen Gester“ „Das war' nicht veil“, sagte der Schulz Denn dort zu Land sagt man veil statt viel, wenn man sich hochdeutsch explizieren will Der Schulz bekam Respekt vor dem Zirkelschmied und explizierte sich hochdeutsch Als er aber nun Papier und Feder aus dem Schranklein holte und dem Zirkelschmied das Wetter von Monat zu Monat vorschreiben wollte, machte ihm der Zirkelschmied eine neue Einwendung „Das geht nicht an, Herr Schulz! Ihr mußt auch die Burgerschaft darüber horen Denn das Wetter ist eine Gemeindesache Ihr konnt nicht verlangen, daß die ganze Burgerschaft Euer Wetter annehmen soll“ Da sprach der Schulz „Ihr habt recht! Ihr seid ein verständiger Mann“

Der geneigte Leser aber ist nun der Schelmerei des Zirkelschmieds auf der rechten Spur, wenn er zum Voraus vermutet, die Burgerschaft sei über die Sache nicht einig geworden In der ersten Gemeindeversammlung wurde noch nichts ausgemacht, in der siebenten auch noch nichts, in der achten kam's zu ernsthaften Redensarten, und ein verständiger Gerichtsmann glaubte endlich, um Fried und Einigkeit in der Gemeinde zu erhalten war's am besten, man zahlte den Wettermacher aus und schickte ihn fort Also beschied der Schulz den Wettermacher vor sich „Hier habt Ihr Eure neun Gulden, Unheilstifter, und nun tut zur Sache, daß Ihr fort kommt, eh' Mord und Totschlag in der Gemeinde ausbricht“ Der Zirkelschmied ließ sich nicht zweimal heißen Er nahm

das Geld, hinterließ eine Wirtsschuld von zirka vierundzwanzig Maß Wein, und mit dem Wetter blieb es, wie es war

Stein, der Zirkelschmied bleibt immer ein lehrreicher Mensch Merke, wie gut es sei, daß der oberste Weltregent bisher die Witterung nach seinem Willen allein gelenkt hat Selbst von Kalendermacher, Planeten und übrigen Landstände werden nicht leicht um etwas gefragt und haben, was das betrifft, ruhige Tage

Mißverstand

Von drei Schlafkameraden war der eine eben am süßen Einschlummern, als der zweite zum dritten sprach „Joachim, was soll das heißen, daß du seit am Montag nichts mehr mit mir redest, so wir doch unser Lebenlang gute Freunde gewesen sind Hast du etwas gegen mich, so sag's“ – Der dritte erwiderte dem zweiten „Wer mit mir nicht redet, mit dem rede ich auch nicht, mein guter Bartenstein Wie man in den Wald schreit, so schreit's wider“ Darauf sagte der zweite „So nennst du mich mit meinem Zunamen? Ich kann dich auch mit deinem Zunamen nennen, mein guter Marbacher Wie man in dem Wald schreit, so schreit's wider“ Der dritte sagte wieder zum zweiten „So war's nicht gemeint, Bastian Übrigens halte ich den Geschlechtnamen meines seligen Vaters für keinen Schimpf Ich hoffe, er hat dich als ein ehrlicher Mann zur Laufe gehoben“ Darauf entgegnete der zweite „Ich den meinigen auch nicht Ich hoffe, deine Mutter hat einen ehrlichen Mann zum Beistand Aber man erkennt etwas daran“ Der dritte sagt „Dein Vater ist ein braver Mann, der meiner Mutter mit gutem Rat redlich an die Hand geht“ Der zweite sagt „Dein Vater war auch ein braver Mann und hat mir viel Gutes erwiesen Aber sie redeten miteinander“ Der dritte fuhr gegen den zweiten fort „Eben darum An einem andern hatt' es mich nicht verdrossen, daß du mir den Montag keine Antwort gabst, als ich dich zum zweitenmal fragte, warum dich dein Meister fortgejagt hat“ Als endlich der erste des Zwistes müde war, weil er gern hatte schlafen mogen und nicht dazu kommen konnte, fuhr er unwillig

auf und sagte „Hat jetzt euer Disputat bald ein Ende, oder soll ich aufstehn und den Wirt holen, daß er Frieden schaffe, oder soll ich's selber tun?“ Dem erwiderte der dritte, weil er am Worte war „Seid doch nicht wunderlich, Herr Landsmann, Ihr hört ja, wir explizieren uns nur, warum keiner von uns mit dem anderen redet“

Die Ohrfeige

Ein Bublein klagte seiner Mutter „Der Vater hat mir eine Ohrfeige gegeben“ Der Vater aber kam dazu und sagte „Lugst du wieder? Willst du noch eine?“

Der geschlossene Magen

Als einst der Zirkelschmied wieder auf vier bis sechs Wochen in gute Umstände gekommen war, lebte er solange gar ehrbar und hauslich mit seiner Frau, der Barbel, und war in keinem Wirtshaus mehr zu sehen. Nein, er aß alle Mittags ein Pfundlein Fleisch mit ihr daheim und ließ eine halbe Maas Wein dazu holen aus dem Adler und gab auf ihre Ermahnungen Einmal jedoch, als es ihm besonders schmeckte, schickte er das Bublein nach dem Essen heimlich in das Wirtshaus, daß es noch eine Halbe holen sollte. Als aber das Bublein die zweite Halbe brachte und auf den Tisch stellte, schaute seine Frau ihn bittend an „Mannlein“, sagte sie, „laß es jetzt genug sein! Weißt du nicht, was in dem Doktorbuch steht, daß der Magen nach dem Essen geschlossen sei?“ Dem entgegen schaute der Zirkelschmied so lieb und freundlich zuerst den Wein, hernach die Barbel an „Liebes Weiblein“, sagte er, „sei unbesorgt! Soll der Magen auch geschlossen sein, so viel bring' ich wohl noch durch das Schluffelloch“

Ist der Mensch ein wunderliches Geschöpf

Einem König von Frankreich wurde durch seinen Kammerdiener der Namen eines Mannes genannt, der das 75 Jahr zurück gelegt habe und noch nie aus Paris heraus gekommen sei. Ei

wisse noch auf diese Stunde nicht anders, als vom Vorenstehen, was eine Landstraße sei oder ein Ackerfeld oder der Dieb. Man konnte ihm weismachen, die Welt sei schon vor zwanzig Jahren untergegangen. Er müsse es glauben. Der König fragte, ob denn der Mann kranklich oder geistlich sei. „Nein“, sagte der Kammerdiener, „er ist so gesund wie der Fisch im Wasser“ – – Und ob er klug sei – – „Nein, es ist ihm so wohl wie dem Vogel im Halm“, – – Und ob er durch seiner Hände Arbeit eine zahlreiche Familie zu ernähren habe – – „Nein, er ist ein wohlhabender Mann. Er mag eben nicht. Es nimmt ihn nicht wunder.“ Des verwunderte sich der König und wünschte diesen Mann zu sehen. Der Wunsch eines Königs von Frankreich ist bald erfüllt, zwar auch nicht jeder, aber dieser, und der König redete mit dem Menschen allerlei, ob er schon lange gesund und wohl sei. „Ja, Eure“, erwiderte er, „allbereits 75 Jahre“ – – Ob er in Paris geboren sei – – „Ja, Eure, es mußte kurios zugegangen sein, wie ich anders hineingekommen wäre, denn ich bin noch nie draußen gewesen“ – – „Das soll mich doch wundernehmen“, erwiderte der König. „Denn eben deswegen habe ich Euch rufen lassen. Ich höre, daß Ihr allerlei verdächtige Gänge macht, bald zu diesem Tor hinaus, bald zu jenem. Wißt Ihr, daß man schon lange auf Euch Achtung gibt?“ Der Mann war über diesen Vorwurf ganz erstaunt und wollte sich entschuldigen. Das müsse ein anderer sein, der seinen Namen führe, oder so. Aber der König fiel ihm in die Rede. „Kein Wort mehr! Ich hoffe, Ihr werdet in Zukunft nicht mehr aus der Stadt gehen ohne meine ausdrückliche Erlaubnis“ – – Ein rechter Pariser, wenn ihm der König etwas befiehlt, denkt nicht lange, ob es notwendig sei und ob es nicht auch anders eben so gut sein könnte, sondern er tut's. Der Unsrige war ein rechter, obgleich als auf seinem Heimweg die Postkutsche vor ihm vorbeifuhr, dachte er: O ihr Glücklichen da drinnen, daß ihr aus Paris hinaus dürft! Als er nach Hause kam, las er die Zeitung, wie alle Tage. Aber diesmal fand er nicht viel darin. Er schaute zum Fenster hinaus, das war auf einmal so langweilig. Er las in einem Buch, das war auf einmal so einsam. Er ging spazieren, er ging in die Komödie, in das Wirtshaus.

haus, das war so alltaglich. So das erste Vierteljahr lang, so das zweite, und mehr als einmal im Gasthaus sagte er zu seinem Nachbarn „Sieunde, es ist ein hartes Wort, funfundsiebenzig Jahr kontinuierlich in Paris gelebt zu haben und jetzt erst nicht heraus zu dürfen.“ Endlich im dritten Vierteljahr konnte er's nimmer aushalten, sondern meldete sich einen Tag um den andern wegen der Erlaubnis das Wetter sei so hübsch, oder es sei heut ein schöner Regentag. Er wolle sich gern auf seine Kosten von einem vertrauten Manne begleiten lassen, wenn's sein müsse, auch von zweien. Aber vergebens. Nach Verlauf aber eines schmerzlich durchlebten Jahres, gerade am namlichen Tage, als er abends nach Hause kam, fragt er mit bösem Gesicht die Frau „Was ist das für ein neues Kaleschlein im Hof? Wer will mich zum besten haben?“ – „Herzensschmerz“, antwortete die Frau, „ich habe dich überall suchen lassen. Der König schenkt dir das Kaleschlein und die Erlaubnis, darin spazieren zu fahren, wohin du willst.“ – „Ma foi!“ erwiderte der Mann mit b'sanftigter Miene, der König ist gerecht.“ – „Aber nicht wahr“, fuhr die Gattin fort, „morgen fahren wir spazieren aufs Land.“ – „Ei nun“, erwiderte der Mann kalt und ruhig, „wir wollen sehen. Wenn's auch morgen nicht ist, so kann's ein andermal sein, und am Ende, was tun wir draußen? Paris ist doch am schönsten inwendig.“

Heir Charles

Eine wahre Geschichte

Ein Kaufmann in Petersburg, von Geburt ein Franzose, wiegte eben sein wunderschönes Bublein auf dem Knie und machte ein Gesicht dazu, daß er ein wohlhabender und glücklicher Mann sei und sein Glück für einen Segen Gottes halte. Indem trat ein fremder Mann, ein Pole, mit vier kranken halb erstorenen Kindern in die Stube. „Da bring' ich Euch die Kinder.“ – Der Kaufmann sah den Polen kurios an. „Was soll ich mit diesen Kindern für? Wem gehören sie? Wer schickt Euch zu mir?“ – „Niemand gehören sie“, sagte der Pole, „einer toten Frau im Schnee, sieben-

zig Stunden heilwärts Wilna. Nun konnt Ihr mit ihnen, was Ihr wollt.“ Der Kaufmann sagte: „Ihr werdet nicht am rechten Ort sein“, und der Hausfreund glaubt's auch nicht. Allein der Pole erwiderte, ohne sich irre machen zu lassen: „Wenn Ihr der Herr Charles seid, so bin ich am rechten Ort“, und der Hausfreund glaubt's auch. Er war der Herr Charles. Nämlich es hatte eine Französin, eine Witwe, schon lange im Wohlstande und ohne Tadel in Moskau gelebt. Als aber vor fünf Jahren die Franzosen in Moskau waren, benahm sie sich landsmannschaftlicher gegen sie, als den Einwohnern wohl gefiel. Denn das Blut verleugnet sich nicht, und nachdem sie in dem großen Brand ebenfalls ihr Hauslein und ihren Wohlstand verloren und nur ihre fünf Kinder gerettet hatte, mußte sie, weil sie verdächtig sei, nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus dem Land reisen. Sonst hatte sie sich nach Petersburg gewendet, wo sie einen reichen Vetter zu finden hoffte. Der geneigte Leser will bereits etwas merken. Als sie aber in einer schrecklichen Kälte und Flucht, und unter unsaglichen Leiden schon bis nach Wilna gekommen war, krank und aller Bedürfnisse und Bequemlichkeiten für eine so lange Reise entbloßt, traf sie in Wilna einen edlen russischen Fürsten an und klagte ihm ihre Noth. Der edle Fürst schenkte ihr dreihundert Rubel, und als er erfuhr, daß sie in Petersburg einen Vetter habe, stellte er ihr frei, ob sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen oder ob sie mit einem Paß nach Petersburg umkehren wolle. Da schaute sie zweifelhaft ihr ältestes Bublein an, weil es das verständigste und das kränkste war. „Wo willst du hin, mein Sohn?“ — „Wo du hingehst, Mutter“, sagte der Knabe, und hatte Recht. Denn er ging noch vor der Abreise ins Grab. Also verfaß sie sich mit dem Nothwendigen und affordierte mit einem Polen, daß er sie für funfhundert Rubel nach Petersburg brächte zum Vetter, denn sie dachte, er wird das Fehlende schon drauflegen. Aber alle Tage kränker auf der langen, beschwerlichen Reise, starb sie am sechsten oder siebenten — „Wo du hingehst“, hatte der Knabe gesagt, und der Pole erbte von ihr die Kinder, und konnten miteinander so viel reden, als ein Pole verstehen mag, wenn ein französisches Kind russisch spricht, oder ein Französinlein, wenn man

mit ihm reden will auf polnisch Nicht jeder geneigte Leser hatte an seiner Stelle sein mögen Er war es selber nicht gern „Was anfangen jetzt?“ sagte er zu sich selbst „Umkehren – – wo die Kinder lassen? Weiter fahren – – wem bringen?“ Tue, was du sollst, sagte endlich etwas in seinem Innwendigen zu ihm Willst du die armen Kinder um das Letzte und Einzige bringen, was sie von ihrer Mutter zu erben haben, um dein Wort, das du ihm gegeben hast? Also kniete er mit den unglücklichen Waisen um den Leichnam herum und betete mit ihnen ein polnisches Vater unser „Und führe uns nicht in Versuchung“ Hernach ließ jedes ein Handlein voll Schnee zum Abschied und eine Träne auf die kalte Brust der Mutter fallen, nämlich, daß sie ihr gerne die letzte Pflicht der Beerdigung antun wollten, wenn sie konnten, und daß sie jetzt verlassene, unglückliche Kinder seien Hernach fuhr er getrost mit ihnen weiter auf der Straße nach Petersburg, denn es wollte ihm nicht eingehen, daß der ihm die Kindlein anvertraut hatte, könne ihn stecken lassen, und als die große Stadt vor seinen Augen sich ausdehnte, wie ein Häuderer tut, der auch erst vor dem Thor fragt, wo er still halten soll, erkundigt er sich endlich bei den Kindern, so gut er sich verständlich machen konnte, wo denn der Vetter wohne, und erfuhr von ihnen, so gut er sie verstehen konnte „Wir wissen's nicht“ – – Wie er denn heiße? – – „Wir wissen's auch nicht“ – – Wie denn ihr eigener Geschlechtsname sei? „Charles“ Der geneigte Leser will schon wieder etwas merken, und wenn's der Hausfreund für sich zu tun hatte, so wäre der Herr Charles der Vetter Die Kinder waren versorgt, und die Einzahlung hatte ein Ende Allein die Wahrheit ist oft sinniger als die Erdichtung Nein, der Herr Charles ist der Vetter nicht, sondern dieses Namens ein anderer, und bis auf diese Stunde weiß noch niemand, wie der wahre Vetter eigentlich heißt, nicht ob und wo in Petersburg er wohnt Also fuhr der arme Mann in großer Verlegenheit zwei Tage lang in der Stadt herum und hatte Franzoslein feil Aber niemand wollte ihn fragen „Wie teuer das Parlein?“, und der Herr Charles begehrte sie nicht einmal geschenkt, und war noch nicht willens, eines zu behalten. Als aber ein Wort das andere gab und ihm der Pole schlicht und

menschlich ihr Schicksal und seine Not erzählte – – eins, dachte er, will ich ihm abnehmen – – und es füllte sich immer warmer in seinem Busen – – ich will ihm zwei abnehmen, dachte er, und als sich endlich die Kinder um ihn anschniegten, meinend, er sei der Herr Vetter, und anfangen auf französisch zu weinen, denn der geneigte Leser wird auch schon gemerkt haben, daß die französischen Kinder anders weinen, und als der Herr Charles die Landesaart erkannte, da ruhrte Gott sein Herz an, daß ihm ward wie einem Vater, wenn er die eigenen Kinder weinen und klagen sieht, und „In Gottes Namen“, sagte er, „wenn’s so ist, so will ich mich nicht entziehen“, und nahm die Kinder an „Setzt Euch ein wenig nieder“, sagte er zu dem Polen, „ich will Euch ein Supplein kochen lassen“

Der Pole, mit gutem Appetit und leichtem Herzen, aß die Suppe und legte den Löffel weg, – – er legte den Löffel weg und blieb sitzen – –, er stand auf und blieb stehen „Seid so gut“, sagte er endlich, „und fertigt mich jetzt ab, der Weg nach Wilna ist weit Auf funfshundert Rubel hat die Frau mit mir affordiert“ Da fuhr es doch dem milden Menschen, dem Herrn Charles, über das Gesicht, wie der Schatten einer fliegenden Frühlingwolke über die sonnenreiche Flur „Guter Freund“, sagte er, „Ihr kommt mir ein wenig kurios vor Ist’s nicht genug, daß ich Euch die Kinder abgenommen habe, soll ich Euch auch noch den Suhi-lohn bezahlen?“ Denn das kann dem redlichsten und besten Ge-
niuß begegnen, wenn’s ein Kaufmann ist, jedem andern aber auch daß es wider Wissen und Willen zuerst ein wenig handeln und markten muß, sei es auch nur mit sich selbst Der Pole erwiderte „Guter Herr, ich will Euch nicht ins Gesicht sagen, wie Ihr mir vorkommt Ist’s nicht genug, daß ich Euch die Kinder bringe? Sollt ich sie auch noch umsonst geführt haben? Die Zeiten sind bos und der Verdienst gering“ – – „Eben deswegen“, sagte Herr Charles, „darüber laßt mich klagen Oder meint Ihr, ich sei so reich, daß ich fremde Kinder aufkaufe, oder so gottlos, daß ich mit ihnen handle? Wollt Ihr sie wieder?“ Als aber noch einmal ein Wort das andere gab und der Pole jetzt erst mit Staunen erfuhr, daß der Herr Charles garnicht der Vetter sei, sondern nur

aus Mitleiden die armen Waisen angenommen habe. „Wenn's so ist“, sagte er, „ich bin kein reicher Mann, und Eure Landsleute, die Franzosen, haben mich auch nicht dazu gemacht, aber wenn's so ist, so kann ich Euch nichts zumuten. Tut den armen Waisenlein Gutes dafür“, sagte der edle Mensch, und es trat ihm eine Träne ins Auge, die wie aus einem überwaltigten Herzen kam, wenigstens überwaltigte sie dem Herrn Charles das seinige. Monsieur Charles, dachte er, und ein armer polnischer Fuhrmann! – und als der Pole schon anfang, eines der Kinder nach dem andern zum Abschied zu küssen und sie auf polnisch zur Folgsamkeit und Frommigkeit ermahnte. „Guter Freund“, sagte der Herr Charles, „bleibt noch ein wenig da. Ich bin doch so arm nicht, daß ich Euch nicht Euern wohlverdienten Fuhrlohn bezahlen konnte, so ich doch die Fracht Euch abgenommen habe“, und gab ihm die funfhundert Rubel. Also sind jetzt die Kinderlein versorgt, der Fuhrlohn ist bezahlt, und so ein oder der andere geneigte Leser vor den Toren der großen Stadt hatte zweifeln mögen, ob der Vetter auch zu finden sei, und ob er's tun werde, so hat doch die heilige Vorsehung ihn nicht einmal dazu vonnöten gehabt.

Das Branntweinglaslein

Ein Unteroffizier trat im roten Rocklein ein von der Parade. Der Wirt sagt zu ihm: „Aber den habt ihr nicht schlecht getroffen heut' in dem Kasernenhof. Was hat er angestellt?“ – „Nicht wahr, ich hab' ihn gut getroffen?“ sagte der Unteroffizier. „Es ist ein ausgelerner Spießbube, gegen den keine Vorsicht hilft. Er ist imstand und stiehlt Euch ein Rad vom Wagen, während Ihr darauf sitzt und Wein holt im Ramstal. Kommt Ihr herein, so habt Ihr noch drei Räder.“ Der Wirt sagt: „Mir ist keiner schlau genug. Der ist noch nicht auf der Welt.“ Denn der Wirt war ein wenig dumm. Es ist fast immer ein Zeichen von Unverstand, wenn man allein kluger zu sein glaubt als alle andern. Deswegen sagte er: mir ist keiner schlau genug. Der Unteroffizier sagte: „Gilt's einen Taler, er führt Euch an?“ Der Wirt geht

die Wette ein Nachmittags kommt der Soldat mit einem Brantweinflaschlein in der Hand und verlangt für einen Sechser Brantwein. Er habe daheim einen kranken Kameraden. Er hatte aber noch ein anderes Flaschlein von gleicher Größe und Gestalt in der Tasche, darin war Brunnenwasser, soviel als man Brantwein bekommen mag für sechs Kreuzer. Als er in das leere Flaschlein den Brantwein bekommen hatte, steckte er es zu dem andern in die nämliche Tasche und gab dem Wirt einen Sechser, der war falsch. Als er aber schon an der Lure war, während der Wirt den Sechser umkehrte, ruft er dem Soldaten: „Guter Freund, Euer Sechser ist falsch auf der untern Seite. Gebt mir einen andern.“ Der Soldat stellte sich schrecklich erbost über den Spitzbuben, der ihm den falschen Sechser gegeben hatte, und zum Unglück habe er keinen andern bei sich. Er wolle aber sogleich einen holen — — „Nein“, sagte der Wirt, „so ist's nicht gewettet. Gebt den Brantwein wieder heraus, und holt zuerst das Geld.“ Da stellte ihm der Soldat das Flaschlein auf den Tisch, wo das Brunnenwasser drin war, und ging und kam nicht wieder. Abends kam der Unteroffizier.

„Er, seid Ihr es?“ sagte der Wirt und lachte aus vollem Halse. „Was gilt's, Ihr wollt mir einen Taler bringen.“ Der Unteroffizier aber lachte nur, und zwar etwas spöttisch, und sagte: „Nein, ich will einen holen. Versucht einmal Euern Brantwein, ob er nicht schmeckt akkurat wie Brunnenwasser.“ Da mußte der Wirt vor Verwunderung und Beschämung nicht, was er sagen wollte. Der Unteroffizier aber sagte spöttisch: „Euch ist keiner schlau genug.“ Also hatte er den Taler gewonnen, doch durfte der Wirt sechs Kreuzer davon abziehen, was der Brantwein kostete, und bekam, wie das Sprichwort sagt, zum Schaden den Spott.

Der sicherste Weg

Bistweilen hat selbst ein Betrunkenener noch eine Überlegung oder doch einen guten Einfall, wie einer, der auf dem Heimweg aus der Stadt nicht auf dem gewöhnlichen Pfad, sondern gerade in

dem Wasser ging, das dicht neben dem Pfad fortläuft Ihm begegnete ein menschenfreundlicher Herr, der gerne der Notleidenden und Betrunknen sich annimmt, und wollte ihm die Hand reichen „Guter Freund“, sagte er, „merkt Ihr nicht, daß Ihr im Wasser geht? Hier ist der Fußpfad!“ Der Betrunkene erwidert: „sonst finde er’s auch bequemer, auf dem trocknen Pfad zu gehen, aber diesmal habe er ein wenig auf die Seite geladen „Eben deswegen“, sagte der Herr, „will ich Euch aus dem Bach heraus helfen!“ „Eben deswegen“, erwiderte der Betrunkene, „bleib ich drin Denn wenn ich im Bach gehe und falle, so falle ich auf den Weg Wenn ich aber auf dem Weg falle, so falle ich in den Bach“ So sagte er und klopfte mit dem Zeigefinger auf die Stirne, nämlich, daß darin außer dem Rausche auch noch etwas mehr sei, woran ein anderer nicht denkt..

Betrachtende Schriften

Des Adjuncts Standiede
im Gemüsegarten seiner Schwiegermutter

Setzt ohne Anstand die Hute auf, gute Nachbarn und Freunde!
Ich will nun von der Fruchtbarkeit und schnellen Verbreitung der
Pflanzen mit Euch reden „So ging ein Saemann aus, zu saen
seinen Samen, und etliches fiel auf ein gut Land“

I

Man kann sich nicht genug über die Menge und Mannig-
faltigkeit der Pflanzen verwundern, mit welchen die Natur alle
Zahle die Erde bekleidet In dem kleinen Raum, den das Auge
auf einmal überschauen kann, welch eine Vielfachheit der Ge-
stalten, welch ein Spiel der Farben, welche Fülle in der Werk-
stätte der reichsten Kraft und der unerforschlichen Weisheit! Nicht
weniger muß man sich wundern über die Geschwindigkeit, mit
welcher die Natur jede leere Stelle auf öden Feldern, verlassenen
Wegen, kahlen Felsen, Mauern und Dächern, wo nur eine Hand-
voll fruchtbarer Erde hingefallen ist, ansaet und mit Gras, Krau-
tern, Stauden und Buschwerk besetzt Das sieht man oft und
achtet's nicht, eben weil man es von Kindheit an so oft sieht, die
größte Weisheit verräthet sich in der einfachen und natürlichen
Einrichtung der Dinge, und man erkennt sie nicht, eben weil alles
so einfach und natürlich ist

2

Die meisten Pflanzen haben eine wunderbare Vermehrungs-
kraft, wie jeder aufmerksame Landwirt wohl weiß Tausend Sa-
menkerne von einer einzigen Pflanze, solange sie lebt, ist zwar
schon viel gesagt, nicht jede fragt's, aber es ist auch noch lang
nicht das Höchste Man hat schon an einer einzigen Tabakspflanze
40000 Kornlein gezählt, die sie in einem Jahr zur Reife brachte
Man schätzt eine Eiche, daß sie 500 Jahre leben könne Aber wenn
wir uns nun vorstellen, daß sie in dieser langen Zeit nur fünfzig-
mal Früchte trage und jedesmal in ihren weit verbreiteten Ästen
und Zweigen nur 500 Eicheln, so liefert sie doch 25000, wovon

jede die Anlage hat, wieder ein solcher Baum zu werden Gesezt, daß dieses geschehe, und es geschehe bei jeder von diesen wieder, so hatte sich die einzige Eiche in der zweiten Abstammung schon zu einem Walde von 625 Millionen Bäumen vermehrt. Wieviel aber eine Million oder tausend mal tausend sei, glaubt man zu wissen und doch erkennt es nicht jeder. Denn wenn Ihr ein ganzes Jahr lang vom 1. Jänner bis zum 31. Dezember alle Tage 1000 Striche an eine große Wand schreibt, so habt Ihr am Ende des Jahrs noch keine Million, sondern erst 365000 Striche, und das zweite Jahr noch keine Million, sondern erst 730000 Striche, und erst am 26. September des dritten Jahrs wurdet Ihr zu Ende kommen. Aber unser Eichenwald hatte 625 solcher Millionen, und so wäre es bei jeder andern Art von Pflanzen nach Proportion in noch viel kürzerer Zeit, ohne an die zahlreiche Vermehrung durch Augen, Wurzelsprossen und Knollen zu gedenken. Wenn man sich also einmal über diese große Kraft in der Natur gewundert hat, so hat man sich über den großen Reichthum an Pflanzen aller Art nicht mehr zu verwundern. Obgleich viele tausend Kerne und Kornlein alle Jahre von Menschen und Thieren verbraucht wurden, viele tausend im Boden ersticken oder im Aufkeimen durch ungünstige Witterung und andere Zufälle wieder zugrunde gehen, so bleibt doch jahraus jahrein ein freudiger und unzerstorbbarer Ueberfluß vorhanden. Auf der ganzen weiten Erde fehlt es nirgends an Gesame, überall nur an Platz und Raum.

3

Über wenn jeder reife Kern, der sich von seiner Mutterpflanze abloset, unter ihr zur Erde fiel und liegen bliebe, alle lagen aufeinander, keiner konnte gedeihen, und wo vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin. Das hat die Natur vor uns bedacht und nicht auf unsern guten Rat gewartet. Denn einige Kerne, wenn sie reif sind, fliegen selbst durch eine verborgene Kraft weit auseinander, die meisten sind klein und leicht und werden durch jede Bewegung der Luft davongetragen, manche sind noch mit kleinen Fedtlein besetzt, wie der Löwenzahn (Schlenke, Ketten-

blume), Kinder blasen sie zum Vergnügen auseinander und tun damit der Natur auch einen kleinen Dienst, ohne es zu wissen, andere gehen in zarte, breite Flügel aus, wie die Samenkerne von Nadelholzbaumen. Wenn die Sturmwinde wehen, wenn die Wirbelwinde, die im Sommer vor den Gewittern hergehen, alles von der Erde aufwühlen und in die Höhe führen, dann saet die Natur aus und ist mit einer Wohlthat beschäftigt, während wir uns fürchten oder über sie klagen und zornen, dann fliegen und schwimmen und wogen eine Menge von unsichtbaren Keimen in der Luft herum und fallen nieder weit und breit, und der nachfolgende Staub bedeckt sie. Bald kommt der Regen und befeuchtet ihn, und so wird's auf Flur und Feld, in Berg und Thal, auf Firs und Halden auch wahr, daß etliches auf dem Weg von den Vögeln des Himmels gefressen wird, etliches unter den Dornen zugrund geht, etliches auf trockenem Felsengrund in der Sommerhitze erstickt, etliches aber gut Land findet und hundertfaltige Frucht bringt. Weiter sind manche Kerne für den Wind zu groß und zu schwer, aber sie sind rund und glatt, rollen auf der Erde weiter und werden durch jeden leichten Stoß von Menschen oder Thieren fortgeschoben, andere sind mit umgebogenen Spizen oder Haken versehen, sie hängen sich an das Fell der Thiere oder an die Kleider der Menschen an, werden fortgetragen und an einem anderen Ort wieder weggestreift oder abgelesen und ausgesaet, und der es tut, weiß es nicht oder denkt nicht daran. Viele Kerne gehn unverdaut und unzerstört durch den Magen und die Gedarme der Thiere, denen sie zur Nahrung dienen sollen, und werden an einem andern Ort wieder abgesetzt. So haben wir ohne Zweifel durch Strichvogel schon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen, die jetzt bei uns daheim ist und guten Nutzen bringt. So gehen auf hohen Gemauern und Thürmen Kirschbaume und andere auf, wo gewiß kein Mensch den Kern hingetragen hat. Noch andere fallen von den überhangenden Zweigen ins Wasser, oder sie werden durch den Wind und Überschwemmungen in die Ströme fortgerissen und weitergeführt und an anderen Orten durch neue Überschwemmungen wieder auf dem Lande abgesetzt. Ja, einige schwimmen auch wohl auf den Strömen bis ins Meer,

erreichen das jenfeitige Geflade und heimen ſich alsdann in einer landesfremden Erde ein Es ſind da und dort ſchon Pflanzen als Unkraut aufgegangen, von denen man wohl wiſſen kann, daß der Same dazu auf dieſe Art über das Meer gekommen ſei Also müſſen alle Kräfte und Elemente die wohlthätigen Abſichten des Schöpfers befördern, Schnee und Regen, Blitz und Hagel, Sturm und Winde, die ſeine Befehle ausrichten

4

Aber das iſt ja eben die Plage des Landmannes! Daher kommt alſo das viele Unkraut im Gartengelande und auf den Aeckern, das der ſchönen gereinigten Saat Raum und Nahrung ſtiehlt, ſo viel Mühe macht und doch mit aller Geduld und Sorgfalt nicht vertilgt werden kann! — Die Sache iſt nicht ſo ſchlimm, wie ſie ſcheint Denn zum erſten, ſo iſt der Menſch nicht allein auf der Erde da Viele tauſend Tiere aller Art, von mancherlei Natur und Bedürfniffen wollen auch genährt ſein und warten auf ihre Speiſe zu ſeiner Zeit Manche davon ſind uns unentbehrlich, und wir wiſſen's wohl, manche ſchaffen uns großen Nutzen, und wir wiſſen's nicht, und es muß doch wahr bleiben, woran wir uns ſelber ſo oft erinnern, daß ſich eine milde Hand aufthut und ſättiget alles, was da lebet, mit Wohlgefallen Zum andern, ſo hat doch der Menſch auch ſchon von manchem Krautlein Nutzen gezogen, das er nicht ſelber geſaet und gepflanzt, nicht im Frühlingſfroſt gedeckt und in der Sommerhitze begoffen hat Und eine einzige unſcheinbare und verachtete Pflanze, deren Kraft dir oder deinen Kindern oder auch nur deinem Vieh eine Wunde heilt, einen Schmerz vertreibt oder gar das Leben rettet, bezahlt die Mühe und den Schaden reichlich, den tauſend andere verursachen Aber wer ſtellt den Menſchen zufrieden? Wenn die Natur nicht ſo wäre, wie ſie iſt, wenn wir Baldrian und Wohlgemut, Ehrenpreis und Augentrost und alle Pflanzen in Geld und Wald, die uns in geſunden und kranken Tagen zu mancherlei Zwecken nützlich und nötig ſind, ſelber anſaen, warten und pflegen müßten, wie wurden wir alsdann erſt klagen über des vielbedürftigen Lebens Mühe und Sorgen?

Baumzucht

Der Adjunkt tritt mit schwarzen Lippen, ohne daß er's weiß,
mit blauen Zähnen und herabhängenden Schnuren an den Bein-
kleidern zu dem Hausfreund „Die Kirschen“ sagt er, „schmecken
mir doch nie besser, als wenn ich selber frei und fedt wie ein Vog-
lein auf dem lustigen Baum kann sitzen und essen frischweg von
den Zweigen die schönsten – auf einem Ast ich, auf einem andern
ein Spatz

Wir nahren uns doch alle“, sagt er, „an dem namlichen großen
Hausvaterfisch und aus der namlichen milden Hand, die Biene,
die Grundel am Bach, der Vogel im Busch, das Rößlein und der
Herr Vogt, der darauf reitet

Hausfreund,“ sagt der Adjunkt, „singt mir einmal in Eurer
Weise das Liedlein vom Kirschbaum Ich will dazu pfeifen auf
dem Blatt “

Der lieb Gott het zum Fruehlig gseit
„Gang, deck im Wurml au si Lisch!“
Druf het der Chriesbaum Blatter treit,
viel tausig Blatter gruen und frisch

Und 's Wurml, us em Ei verwacht's,
's het gschlofen in sim Winterhus,
es streckt si und sperrt 's Muli uf
Und ribt die bloden Augen us

Und druf, se het's mit stillem Zahn
am Blattli gnagt enanderno
und gseit „Wie isch das Gmües so quet!
Me chunnt schier nimme weg derwo “

Und wieder het der lieb Gott gsit
„Deck jesh im Smli au si Lisch!“
Druf het der Chriesbaum Bluetre
viel tausig Bluetre wiß und frisch

Und 's Imli sieh'ts und fliegt druf los
frueh in der Sunne Morgeschin,
Es denkt „Das wird mi Rassi sy,
sie hen doch chosper Porzelin

„Wie sufer sin die Chacheli gschwenkt!“
Es streckt si troche Jungli dry
Es trinkt und seit „Wie schmeckt's so sueß,
Do mueß der Zucker wolfele sy“

Der lieb Gott het zuem Summer gseit
„Gang, deck im Spägli au si Tisch!“
Druf het der Chriesbaum Früchte treit,
viel taufig Chriesi rot und frisch

Und 's Spägli seit „Iß das der Brich?"
Do sißt me zue und frog nit lang
Das git mer Chraft im Mark und Bei
Und starckt mer d' Stimm zuem neue Sang“

„Hausfreund“, sagte der Adjunkt, „hat Euch auch manchmal
der Feldschuß verjagt ab den Rirschbaumen in Eurer Jugend?
Und habt Ihr, wenn's noch so dunkel war, den Weg doch ge-
funden auf die Zwetschenbaume im Pfarrgarten zu Schopfen
und Apfel und Nüsse eingetragen auf den Winter wie meiner
Schwiegermutter ihr Eichhornlein, das sie Euch geschenkt hat?
Man denkt doch am längsten dran, was einem in der Jugend
begegnet ist“

„Das geht natürlich zu“, sagte der Hausfreund, „man hat am
längsten Zeit daran zu denken“

Der lieb Gott het zum Spottlig gseit:
„Rum ab! sie hen jesh alli gha!“
Druf het e chüele Bergluft gweht,
Und 's het scho chleini Rixe g'ha

Und d' Blattli werden gel und rot
und fallen eis im andere no,
und was vom Boden obsi chummt,
muß au zuem Bode nidst go

Der lieb Gott het zuem Winter gseit:
„Deck weidli zue, was übrig isch“
Druf het der Winter Flocke gstreut -

„Hausfreund“, saqt der Adjunkt, „Ihr seid ein wenig heiser
Wenn ich die Wahl hatte ein eigenes Ruhlein oder ein eigener
Ritschbaum oder Nußbaum, lieber ein Baum“

Der Hausfreund sagt „Adjunkt, Ihr seid ein schlauer Gesell
Ihr denkt, wenn ich einen eigenen Baum hatte, so hatt' ich auch
einen eigenen Garten oder Acker, wo der Baum darauf steht
Eine eigene Haustüre ware auch nicht zu verachten, aber mit
einem eigenen Ruhlein auf seinen vier Beinen konntet Ihr übel
dran sein“

„Das ist's eben“, sagt der Adjunkt, „so ein Baum frist keinen
Klee und keinen Haber Nein, er trinkt still wie ein Mutterkind
den nährenden Saft der Erde und saugt reines, warmes Leben aus
dem Sonnenschein und frisches aus der Luft und schüttelt die
Haare im Sturm Auch konnte mir das Ruhlein zeitig sterben
Aber so ein Baum wartet auf Kinder und Kindeskinde mit seinen
Bluten, mit seinen Vogelnestern und mit seinem Segen Die
Baume waren die glücklichsten Geschöpfe, meint der Adjunkt,
wenn sie wüßten, wie frei und lustig sie wohnen, wie schön sie
sind im Frühling und in ihrem Christkindleinsstaaf im Sommer,
und alles stehen bleibt und sie betrachtet und Gott dankt, oder wenn
der Wanderer austruht in ihrem Schatten, und ein Pfeiflein Tabak
genießt, oder ein Stücklein Ras, und wie sie gleich dem Kaiser
Wohlthaten austeilen können und jung und alt froh machen um-
sonst und im Winter allein nicht heimgehen Nein, sie bleiben
draußen und weisen den Wandersmann zurecht, wenn Fahrwege
und Fußpfade verschneit sind „Rechts - jetzt links - jetzt noch
ein wenig links über das Berglein“

„Hausfreund“, sagt der Adjunkt, „wenn Ihr einmal Vogt werdet, Stabhalter seid Ihr schon, oder gar Kreisrat, das Alter hattet Ihr, so muß Ihr Eure Untergebenen fleißig zur Baumbauzucht und zur Gottseligkeit anhalten und ihnen selber mit einem guten Beispiel voranleuchten. Ihr könnt Eurer Gemeinde keinen größeren Segen hinterlassen. Denn ein Baum, wenn er gesetzt oder gezweigt wird, kostet nichts oder wenig, wenn er aber groß ist, so ist er ein Kapital für die Kinder und fragt dankbare Zinsen. Die Gottseligkeit aber hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.“

„Wenn ich mir einmal so viel bei Euch erworben habe“, sagt der Adjunkt zum Hausfreund, „daß ich mir ein eigenes Gutlein kaufen und meiner Schwiegermutter ihre Tochter heiraten kann, und der liebe Gott beschert mir Nachwuchs, so setze ich jedem meiner Kinder ein eigenes Baumlein, und das Baumlein muß heißen wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette, und ist sein erstes eigenes Kapital und Vermögen, und ich sehe zu, wie sie miteinander wachsen und gedeihen und immer schöner werden, und wie nach wenig Jahren das Bublein selber auf sein Kapital klettert und die Zinsen einzieht. Wenn mir aber der liebe Gott eines von meinen Kindern nimmt, so bitte ich den Herrn Pfarrer oder den Dekan und begrabe es unter sein Baumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkehrt und alle Bäume stehen wie Aufgestandene von den Toten in ihrer Verklärung da, voll Blüten und Sommervogel und Hoffnung, so lege ich mich an das Grab und rufe leise hinab: „Stilles Kind, dein Baumlein blüht. Schlafe du indessen ruhig fort! Dem Maitag bleibt dir auch nicht aus.““

Er war kein unwagrer Mensch, der Adjunkt.

Morgengesprach des Hausfreunds und seines Adjunkts

Als einst an einem schönen Sommermorgen der Hausfreund mit dem Adjunkt landaufwärts auf der Straße war, die Lust war so heiter und erquicklich, und als Augenblick warf ein Baum dem

Adjunkt einen Apfel an den Hut, gleichsam ihn fragend, ob er auch wieder da sei, auf einmal, unterhalb Seefelds, dehnte sich der Adjunkt kräftig aus „Hausfreund“, sagte er, „mir ist so wohl! Examiniert mich ein wenig über das Spruchlein Du machest frohlich alles, was da webet, beide des Morgens und des Abends“

Der Hausfreund sagte „Ich will's probieren Was heißt das Du machest frohlich?“

Sagt darauf der Adjunkt „Das ist keine Frage, die ich von einem klugen Mann erwartet hatte Was frohlich ist, muß man selber wissen Taglich Heute – Niemals Gestern – Morgen kommt von selber“

Sagt darauf der Hausfreund „Ich verstehe Euch nicht recht“

Da wollte der Adjunkt fast kurios werden, denn er kann es nicht leiden, daß man ihn nicht gleich versteht „Wenn man heute eine gute Stund hat“, sagt er, „daß man sie mit Augen und Ohren, Vernunft und allen Sinnen gleichsam in das Gemut hineinrinckt und nicht daran denkt, daß es gestern schlimmer war oder auch besser, und ob es morgen besser sein werde oder auch schlimmer – Wenn ich an das denken wollte, ich hab's auch schon besser gehabt als bei Euch“

„Nichts für ungut“, sagte der Hausfreund „Was folgt nun daraus?“

„Folgt daraus, daß man ein gutes Gewissen habe Denn das böse Gewissen kann Gestern und Morgen nie vergessen“

„Tragt sich nun, Adjunkt, was machst er frohlich?“

Antwort „Alles, was webet“

„Was versteht Ihr darunter?“

„Eistlich und vorderfamst“, sagt er, „die Spinnen Denn die Spinne webt ihr Netz und schlägt gleichsam wie ein Kramer auf dem Jahmarkte ihren Stand auf, so sie doch nichts feil hat, sondern sie wiegt sich hin und her in der lustigen Morgenluft und zwischen den Rosensträuchen im Garten und betet in ihrer Art auch das Spruchlein Aller Augen warten auf dich, sonst war' das Spruchlein nicht wahr Hernach ist sie eine Fliege und, wenn's sein kann, zwei, weiß nimmer, daß sie gestern keine gehabt hat, und denkt nicht daran, wann der Sperling kommt Also

macht er jedes Tierlein frohlich in den kurzen Tagen seines Daseins “

„Zweitens, versteh ich darunter“, sagt er, „den Weber Denn ob er schon in einer dunkeln Kammer sitzt und sich viel ruhen und einen dunnen Faden nach dem andern einschleusen muß in den langen Bettel, so sieht er doch, wie sein Tun gedeiht Das Tuch wird glatt und fest, das Werk lobt den Meister, und wenn er innehaltet und eine Prise nimmt, denkt er Du narest dich deiner Hände Arbeit, wohl dir! du hast es gut “

„Drittens“, sagt er, „versteh’ ich darunter mich, den Adjunkt Denn nach allen andern webe ich noch lustige Liedlein, Brechtafel, ja Ständreden in Euern Kalender, und alle Eure Leser haben mich gern Seht, hier ist nichts“, sagte er, indem er die Tasche umkehrte, – „hier ist nicht viel – hier ist die Maultrommel und vier neue weltliche Lieder, die will ich drucken lassen in Neutlingen Wenn wir fertig sind, sing’ ich Euch eines davon “

„Viertens und endlich“, sagt er, „versteh’ ich darunter alles, was webet, das heißt alle Menschen Denn Weben oder Webern heißt so viel als sich bewegen In ihm leben, weben und sind wir Weben heißt ruhig sein mit den Gliedmaßen, schaffen und arbeiten mit den Händen etwas Gutes “

„Folgt daraus, Adjunkt “

„Folgt daraus Wer die Hände in den Schoß legt und nicht ruhig und emsig ist an seiner Arbeit, der kann auch nie recht frohlich sein, wenn er schon so aussieht Denn es heißt Du machest frohlich alles, was webet “

„Tragt sich nun drittens, Adjunkt Warum heißt es Beide, des Morgens und des Abends “

Sagt der Adjunkt „Weil nicht alle Tageszeiten gleich sind. Habt Ihr noch nie geachtet, wenn die Schnitter am lustigsten sind? Morgens, wann sie hinausgehen, und abends, wann sie heimkommen Oder wann stimmt Euer Nachbar, der Schuhmacher, seine Lieder an Euer Christ, du, du bist meine Wonne? Am Morgen freut er sich, daß es an die lustige Arbeit geht Er schneidet das Leder zu und zwingt es über den Leist, und die Morgensonne grüßt ihn zwischen dem Kirchturm hinein und zwis-

schen der Zehntschauer Um Abend freut er sich, daß die Arbeit ein Ende hat und die Ruhe kommt Der Schuh ist fertig, nett und ohne Tadel, die erquickliche Abendluft weht ihm zum Fenster hinein, und die Löffel und Gabeln ruhen sich schon in der Schublade "

„Gut gegeben, Adjunkt, was folgt daraus?“

„Folgt daraus Wer sein Geschäft nicht in der Ordnung treibt, heute alles tun will, morgen nichts, vormittags sitzt er im Wirtshaus, nachmittags muß das Geschäft doch fertig sein, also bleibt er daran bis Mitternacht – einen solchen Menschen kann er nicht frohlich machen, denn ein solcher respektiert die Tageszeiten nicht“

„Adjunkt“, sagte der Hausfreund, „wenn Ihr alle Spruchlein also auszudeuten wißt, so ist an Euch ein Pfarrer verloren gegangen Singt mir jetzt Euer Liedlein!“

Da sang der Adjunkt durch Seefeldens hinauf das Liedlein vom König Hogue Es war hübsch

Der Spaziergang am See

Als sie – es kommt nicht darauf an, wer – an einem schönen Sommerabend lustwandelten nach dem Wirtshauslein am See die Luft war so mild, die Blumen des Feldes nach dem kurzen Regen wieder so frisch, die Pappeln am Wege wiegten sich so schon in der sanftbewegten Luft, zwar alles wie gewöhnlich und wie fast überall, aber man meint, man muß es sagen, und die schöne Adeline wandelte leichten Fußes und jugendlichen Sinnes voraus, im schonen, schwebenden Ebenmaß und Gleichgewicht ihres Wuchses Da legte schon auf zwanzig Schritte weit ein verwachsener Mensch die Krücke zurecht, um stehend mit der einen herantreten zu können, wenn die Reisegesellschaft an ihm vorbeikäme Jedes reichte ihm eine Gabe fast mit weggewendetem Angesicht, denn es war eine der beklagenstwertesten Mißgestalten, vor denen sich die Natur entsetzt Nur der Doktor sah ihn herzhafte an und konstruierte in der Geschwindigkeit sein Skelett – Und erst nach einigen Sekunden, als Adeline sagte „Der arme Mensch“,

nierßen die andern, daß sie alle waren stille geworden und wehmütig ob dem Anblick

„Nun, Herr Doktor, mit Eurer Spitzfindigkeit“, fuhr jetzt der Baummollenfabrikant fort, „mit Eurer Kunst, alles zu erklären und zu rechtfertigen was tut solch ein unglückliches Wesen, eine so verwachsene und verknüppelte Ungestalt auf der Welt? Ware es nicht besser, es wäre einer weniger auf ihr?“

Da nahm der Doktor eine geheimnisvolle Miene an, noch nicht zu dem, was er sagte, sondern zu dem, was er sagen wollte. „Dieser Mensch“, begann der Doktor, „ist nur eine unverständene Schiffe in dem Buch der Weissagung, das der Welt eine große Freude verkundet. Das Buch will verstanden sein. Ich will nun mit zwei Worten meine Meinung sagen.“ Da schauten sich die Gauen sämtlich an, nämlich daß jetzt eine langweilige Unterhaltung zu erwarten sei, wie es auch möglich ist, und blieben allmählich ein paar Schritte weit zurück.

„Ich will nur so viel sagen“, fuhr der Doktor fort, „es gibt eine unübersehbare Menge möglicher Formen und Bedingungen des Körpers und Geistes, unter denen der Mensch erscheinen kann, aber jede muß irgend einmal oder irgendwo zum Vorschein kommen, wenn die Zeit für sie da ist, bis alle Möglichkeiten erschöpft sind. Dieser Unglückliche, den ihr bedauert habt, ist auf diese Weise geworden und ist gerechtfertigt durch seine Möglichkeit, daß er aber unter die Möglichen gehörte, beweise ich damit, daß er dort sitzt. Eure Frage wäre beantwortet. Insofern konnte ich jetzt aufhören.“

„Aber habt ihr noch je zwei ganz gleiche Gesichter gesehen?“ fuhr der Doktor jetzt redselig fort. „Ich behaupte von dem ersten an, das gewesen ist, bis zu den allerletzten, in denen sich alle möglichen Formen erschöpfen, wird nicht eines zum zweitenmal wiederformiert und noch weniger zu gleicher Zeit neben sich selbst vorhanden sein. Sonst wäre eins gleich zwei, was nicht möglich ist.“

Aber eines von allen muß absolut das häßlichste sein, der Ausstich von allen übrigen unzählbaren Millionen, das glaubt ihr doch?“ Niemand verneinte. „Also muß auch absolut von allen eines das schönste und vollendetste sein, hinter welchem alle

Künstlerideale zurückbleiben, und das eine muß irgendwo und irgendeinmal, wenn's nicht schon da war, aufblühen, so gut als das haßlichste, das müßt ihr glauben!"

Da fuhr es gelegentlich wie ein freudiger Schrecken durch den jungen Rechtspraktikanten, wie wenn man einen Schatz findet, denn er schaute bei dem Wort des Doktors, eines muß von allen das schönste sein, unwillkürlich die blühende Adeline und sie unwillkürlich ihn an, und er liebte sie ungemein und hatte gern verstanden, was ihr Auge ihm verriet, aber er hatte das Herz nicht

„Ebenso die Gestalten," fuhr der Doktor fort, „ebenso die Geister Ich will nur so viel sagen der Mensch ist eine Welt Man muß ihn nie mit einer Einheit vergleichen, sondern mit einer Ganzheit, z B nicht mit einem Kirichenbaum, sondern mit einem Baum Alle Pflanzen des Erdbodens umfassen nicht so viel Mannigfaltiges und Entgegengesetztes, so Süßes und Bitteres, so vielerlei Heil und so vielerlei Gift als das einzige Menschengeschlecht in seinen Individuen"

Sie ist der weibliche Palmbaum, dachte der Praktikant

„Nicht zwei Menschen", fuhr der Doktor fort, „haben noch jemals alle höheren Kräfte des Geistes und alle schönen Tugenden des Herzens in gleichem Verhältnis in sich vereinigt und noch keiner von allen im rechten", — der Praktikant dachte, das sollte mich wundern —, „und im größtmöglichen Umfang ihrer Wirksamkeit" — Ja so, dachte der Praktikant, das wäre mir nicht einmal lieb

„Aber einer von allen — wird der Schlimmste sein", fiel dem Doktor der Amtmann in die Rede, „ein Verführer und Mörder seines Geschlechtes, ein allgemeines Weltgewitter, das in alle Throne und Altäre einschlagen wird, um König und Gott allein zu sein, der die Welt in Flammen stecken und mit Blut und Tränen löschen wird, um sie noch einmal anzuzünden"

„Es gehört nichts dazu", fuhr der Doktor kaltblütig fort, „als ein total überlegener Verstand zur Beharrlichkeit des bösen Willens und günstige Zeit Schon mehr als einer hat's versucht Aber ich will vom Besten reden Er ist möglich, so gut als der Schlimmste, und wenn er möglich ist, so bleibt er auch nicht aus Vielleicht

trägt ihn eine Mutter bereits unter dem Herzen Die Zeiten sind kurios "

Da schmolte der Apotheker, der sonst lieber zuhört als spricht, und nahm den Anfaß zur Rede „Erlaubt mir“, sagte er, „was das betrifft“, – aber der Doktor übersegelte ihn diesmal schon im Auslaufen, denn es erschien jetzt, wie von einer himmlischen Glorie umflossen, vor seiner reichen und starken Phantasie der Herrliche und Große, in dem sich die Weisheit und Liebe aller Geseßgeber und Könige, die je ihre Völker beglücken wollten, von dem weisen Salomo bis auf Kaiser Franz geschieden von Irrtum und – allem Haß vereinigen werden, und dessen Zepter alle frommen Gemüter aus Liebe und alle großen Geister aus Achtung für den großen und alle andern aus Furcht sich unterwerfen müssen Ja, es ging vor ihm, im Rosenschimmer des Morgenrothes mit Gold durchwirkt, das glückliche Zeitalter der Menschheit auf, das sie für alle erstandenen Leiden, – „die Entdeckung von Amerika und die Erfindung der Buchdruckerkunst mit eingerechnet!“ sagte der Doktor, – trösten und erfreuen werde, daß es dem Berginspektor auf einmal zu Nute wurde, wie wenn er aus einem tiefen, feuchten Schacht zutage aufzähre in die Maienblüte und in die Gefänge der Nachtigallen, denn der Doktor sprach davon auf nicht gemeine Weise, auch nebenher, wie er gewohnt ist, nicht ohne Neckten

„Wie meint Ihr, Amtsrat“, fuhr er fort, „wird er alle Hochgerichte abtun und nach neuen Geseßen und Urteilsprüchen richten? Und Ihr, Pfarrer, wie wird er die Schulstuben ausräumen und die Kinder unter freiem Himmel in die Schule gehen lassen, an Regentagen lieber gar nicht damit sie vernehmen lernen das lebendige Wort und nicht langer das tote, und Ihr, Bergrat, wie wird er alle Gräben zuwerfen lassen, damit niemand hineinfällt, weil jetzt vorderhand Metall genug zutag ist, besonders Messing und Eisen Und Ihr, Stadthauptmann, wie wird er alle Kanonen abführen lassen, Eure zwei Dreipfünder nicht ausgenommen, und alle Schwerverter in Pflugscharen umwandeln und alle Längen in Sichel“

„Diese Almendensphrase aller Friedensrichter“, sagte er, „hat seit

den Tagen des Propheten Jesaja lange genug in Poesien ihre Wirkung getan. Es wäre nimmer zu früh, wenn sie auch einmal als Prosa auf Zeitungsartikel benutzt wurde. Was meint Ihr, Herr Pfarrer?

Der guten menschenfreundlichen Seele des Pfarrers hatte die Sache schon lange eingeleuchtet, nicht einmal angesehen, daß er im vorigen Krieg viel Einquartierung hatte. Nur hatte er's gern durch ein Wunder gehabt.

„Gerade da“, entgegnete ihm der Doktor, „scheint Ihr mir auf einem unsichern Pfad zu reiten, denn wenn Ihr's von einem Wunder erwartet, das Wunder kann ausbleiben. Wenn er aber schon in der Urne liegt, die Lose der Menschheit bewegt, so kommt er irgendeinmal gewiß. Ubrigens sind das nur zwei Meinungen, aber ein Dritter sieht ins Klare.“

Hier wollte der Apotheker zum zweitenmal auslaufen, aber der Stadthauptmann kam ihm zuvor. „Wie aber“, fiel er ein, „wenn der Schlimmste vor dem Besten käme und keine Arbeit machte, dann würde mein Arsenal noch zu brauchen sein, von dem Ihr vorhin so hohnisch gesprochen habt.“

Der Pfarrer schüttelte den Kopf, denn er dachte an den Magog.

Der Doktor aber, nie verlegen, erwiderte: „Wenn er vorher kommt, desto besser, so kann er hintennach nichts mehr verderben, und wenn er nur einmal gewiß dagewesen ist, so ist der Beste verbürgt. Denn alles Schlimmste ist nur Bürgschaft für das Beste. Ohne einen kürzesten Tag warten wir auf den längsten vergeblich. Kein Pendel schwankt einseitig nur nach einem Extrem. Freilich muß er zuerst kommen, wenn er noch nicht dagewesen ist. Aber wegen der reinen Arbeit laßt Euch keinen Kummer werden, denn die erhaltenden und rettenden Kräfte überwiegen im großen und ganzen immer die zerstörenden – Eure zwei Dreipfunder werden den Ausschlag nicht auf die andere Seite bringen, hunderttausend Achtfundvierzigpfunder auch nicht.“

Aber Eure Rede nicht zu vergessen, was wolltet Ihr vorhin sagen, Apotheker?

„Erlaubt mir, ich wollte nur sagen, das komme mir ebenso vor, als wenn ich sagen wollte, die Zahl 7777 müsse in der Frankfurter

Lotterie, welche 21 000 Nummern hat, irgendeinmal mit dem großen Los gewiß herauskommen, weil sie darin ist, wenn nämlich die Welt so lange steht und Frankfurt so lange zieht, bis sie herauskommt. Wißt Ihr aber auch, wenn alles recht glücklich geht, daß es noch 10 500 Jahre anstehen kann, vielleicht noch länger?"

Darauf erwiderte mit Respekt gebietendem Tone der Doktor: „Mir kommt das nicht ebenso vor, was Ihr da sagt, denn erstlich hat die Menschheit nicht 21 000 Nummern, sondern wenn's genug war, aber es ist nicht genug, soviel Millionen.“

„Desto schlimmer“, meinte der Apotheker.

„Desto besser“, erwiderte der Doktor, denn erstlich zieht die Menschheit nicht erst seit heute, sondern vielleicht schon so viele tausend Jahre, als Eure Zahl Einheiten hat.

Der Pfarrer meinte, 6000 waren auch genug und schon zuviel. Aber es lag nicht im Interesse des Doktors, darauf einzugehen und den Apotheker so geschwind loszulassen.

„Und zweitens“, fuhr er fort, „zieht die Menschheit nicht nur zweimal im Jahre, wie in Frankfurt, sondern alle Tage, alle Minuten, auf allen Thronen, in allen Hütten, auf allen Inseln und Kontinenten, und wißt Ihr auch bei alledem, daß Eure Zahl schon in der nächsten Ziehung herauskommen kann, so gut als die, welche wirklich herauskommen wird? Und wißt Ihr auch, daß sie vielleicht in alle Ewigkeit nie gezogen wird, denn Ihr vertraut Euch alle Ewigkeit hindurch immer wieder dem nämlichen Zufall an. In die Urne, welche die Lose der Menschheit rüttelt, wird keine Kugel zurückgeworfen, um zum zweitenmal eine zu werden. Es ist genug, wenn jede einmal dagewesen ist. Wenn er aber als eine Möglichkeit darin liegt, so muß er irgendeinmal herauskommen.“

Der Apotheker hatte aber das Herz nicht mehr, seine Entwendungen fortzusetzen, sondern er flüsterte heimlich zu dem Amtsrat:

„Ihr habt recht“, sagte der Amtsrat und

„Herr Doktor“, nahm er das Wort, „setzt Ihr voraus, daß das menschliche Geschlecht sich ewig auf der Erde forpflanzten wird?“

„Das nicht“, sagte der Doktor. „Wie aber, wenn sich sein Ende neigte, ehe Euer Morgenländer kommt! Wenn Ihr's für möglich haltet, daß es (das Menschengeschlecht) irgendeinmal für nichts

und wieder nichts könne so dagewesen sein, wie es mit seinen perennierenden Lorheiten und Schmerzen, das ewige, wiederkehrende Cinelei eines schlechten Schauspielles, das umstände sein kann, ohne Entwicklung wieder aufzuhören, wie es anfing, matt? Dafür steht mir der Pfarrer mit dem Artikel de Providentia gut“

„Oder wie! wenn der Morgenländer unglücklicherweise von allen der letzte war“, das wäre doch auch möglich“

„Möglich zwar“, erklärte sich der Doktor, „aber wahrscheinlich eben nicht. Im schlimmsten Fall erfahren alsdann alle anderen wenigstens, warum sie dagewesen sind, seine kurze Zeit ist dann der Silberblick, mit dem sich das edle Metall der Menschheit von seiner Schlacke scheidet, das Morgenrot geht dann dem menschlichen Geschlecht am Abend auf, das ist alles – und verschießt schnell im aufgelösten Sternenlicht eines neuen Himmels und einer neuen Erde“

Der Pfarrer dachte, er hat doch Religion, wenn schon eine eigene

Der Praktikant aber fand schon lange keine Gelegenheit mehr für eine geheime Herzensglosse zu dem Text, dafür weidete er sich in dem Anblick der holden Adeline und las in der sichtbaren Erklärung ihres Antlitzes, wie sympathisierend ihr sinniges und edles Gemut den schönen Phantasien des Doktors nachkam und wie sie ihre Gefühle durchschwebten. Eigentlich aber dachte sie an ihr niedliches Blumengartlein daheim vor den Fenstern und wie sie ihm gerne die schönsten daraus zu einem Strauß pflücken wollte, wenn er sie nur darum ansprache

Nun, der angefangene Saden wurde fortgesponnen bis in das Wirtshauslein hinein und durch das Wirtshauslein hindurch, wie manchmal ein Gefecht durch ein Dorf, das nichts davon begehrt, bis an den Tisch im Garten unter dem Apfelbaum. Wurzige Erdbeeren und fette Milch im reinen Napf dienten jetzt zur angenehmen Erfrischung – man meint, man muß es auch sagen – und bei mehr als einer Flasche köstlichen Seeweiens – es muß nicht notwendig am Bodensee gewesen sein –, disputierten jetzt die Männer über den ersten Grundsatz des Doktors, ob er auch richtig sei, und ob man ihm Frauen dürfe.

Der Apotheker aber sagte leise dem Amtsrat „Es ist nichts mit ihm anzufangen,“ die Frauen aber ergingen sich im Garten und sprachen von Haushaltungsangelegenheiten, bis die Schönheit der untergehenden Sonne das poetische Gemut der Amtsrätin auf sich zog

Udeline und der Praktikant aber schlenderten miteinander am blütenreichen Ufer des Sees entlang und unterhielten sich, wie die Kindheit so gerne tut, mit einigen schönen Erinnerungen an ihre Kindheit, ehe er auf die Schule versendet wurde, und, was eigentlich nicht nötig war, ob sie sich einander auch noch gut seien Und als eben im nahen Gebüsch eine Nachtigall ihre zartesten Töne anstimmte, um ihnen gleichsam die Antwort auf die Lippen zu legen, da verstanden sie die Nachtigall, denn sie konnten dem süßen Drang nicht langer widerstehen, sondern sie bekannten sich ihre Liebe mit dem ersten Kuß und nannten sich seit ihren Kinderjahren zum erstenmal wieder mit dem unschuldigen und lieben Du Und als sie wieder zur Gesellschaft zurückkamen, stritten die Männer noch immer, auf dem Heimweg zwar auch noch, nur lebhafter und getrennter im Widerspruch über den ersten Grundsatz des Doktors, ob er auch wahr sei, und ob man ihm trauen könne Die Amtsrätin aber fragte „Kinder, wo seid ihr gesteckt und habt ihr auch die Sonne gesehen schon untergehen?“ und die Jungfrau in ihrer Unschuld und Wahrheit gestand „Nein“, der Jungling aber dachte unter nicht, aber auf!

Mancherlei gute Lehren

I

Die Menschen nehmen oft ein kleines Ungemach viel schwerer auf und fragen es ungeduldiger als ein großes Unglück, und der ist noch nicht am schlimmsten daran, der viel zu klagen hat und alle Tage etwas anders Erfahrung und Übung im Unglück lehrt schweigen Aber wenn ihr einen Menschen wißt, der nicht klagt und doch nicht frohlich sein kann, ihr fragt ihn, was ihm fehle, und

er sagt's euch kurz und gut oder gar nicht, dem such' ein gutes
Zutrauen abzugewinnen, wenn ihr es wert seid, und laßt und
helft ihm, wenn ihr könnt

2

Ist denn der Mensch deswegen so schlimm und schlecht, weil die
bösen Neigungen zuerst in seinem Herzen erwachen und das Gute
nur durch Erziehung und Unterricht bei ihm anschlägt? Euer bester
Äckerboden trägt doch auch nur Gras und Unkraut aus eigener
Kraft und euer Leben lang keine Weizenernte, und ein durren
Sandfeld, das nicht einmal aus eigener Kraft Unkraut treibt,
wird euch euern Fleiß und eure Hoffnung nie mit einer Frucht-
garbe erfreuen. Aber wenn ihr den guten Boden ansaet zu rechter
Zeit, sein wartet und pfleget, wie sich's gebühret, so steigt im
Morgentau und Abendregen doch eine frohliche Saat empor, und
die Raden und Kornrosen und mancherlei taubes Gras mochte
gern, aber es kann nicht mehr emporkommen. Die gesunde Ähre
schwanke in der Luft und füllt sich mit kostbaren Kornern. So ist
es mit dem Menschen und mit seinem Herzen auch. Was lernen
wir daraus? Man muß nicht unzeitig klagen und hadern und die
Hoffnung aufgeben, ehe sie erfüllt werden kann. Man muß den
Fleiß, die Mühe und Geduld, die man an eine Handvoll Frucht-
halmen gerne verwendet, an den eigenen Kindern sich nicht ver-
drießen lassen. Man muß dem Unkraut zuvor kommen und guten
Samen, schöne Tugenden in das weiche, zarte Herz hineinpflanzen
und Gott vertrauen, so wird's besser werden.

3

Man vergißt im menschlichen Leben nichts so leicht als das
Multiplizieren, wenn man es noch so gut in der Schule gelernt
hat und kann. Und dennoch lernt man in der Schule für das Leben,
und die Weisheit besteht nicht im Wissen, sondern in der rechten
Anwendung und Ausübung davon.

So kann jemand einen Tag in den andern nur einen Groschen
unnotigerweise ausgeben. Mancher, der den Groschen übrig hat,

tut es und meint, es sei nicht viel. Aber in einem Jahr sind es 365 Groschen und in dreißig Jahren 10950 Groschen. Sagt 547 Gulden 30 Kreuzer weggeworfenes Geld, und das ist doch viel.

Ein anderer kann einen Tag in den andern zwei Stunden unnutz und im Müßiggang zubringen und meint jedesmal, für heute lasse es sich verantworten. Das multipliziert sich in einem Jahr zu 730 Stunden und in dreißig Jahren zu 21900 Stunden. Sagt 912 verlorne Tage des kurzen Lebens. Das ist noch mehr als 547 Gulden, wer's bedenkt. — Die Erde hat 5400 Deutsche Meilen oder 10800 Stunden im Umkreis. Das ist ein weiter Weg. Aber wenn man in gerader Linie fortgehen könnte und es wollte jemand jeden Tag nur eine Stunde daran zurechtlegen, so könnte er im dreißigsten Jahr bei guter Zeit wieder daheim sein. Oder wenn er jeden Tag zehn Stunden auf seine Reise verwenden wollte, so könnte er in zehn Jahren zehnmal um die ganze große Erde herumkommen. Daraus ist zu lernen, wie weit ein Mensch in seinem Leben es nach und nach bringen kann, wenn er zu einem nützlichen Geschäft jeden Tag nur eine Stunde anwenden will, und wieviel weiter noch, wenn er alle Tage dazu benutzt, besser und vollkommener zu werden und sein ganzes eigenes Wohl und das Wohl der Seinigen zu befördern. Aber wer nie anfängt, der hört nie auf, und wenn wenig auf einmal nicht genug ist, der erfährt nie, wie man nach und nach zu vielem kommt.

4

Zum Erwerben eines Glücks gehört Fleiß und Geduld und zur Erhaltung desselben gehört Mäßigung und Vorsicht. Langsam und Schritt für Schritt steigt man eine Treppe hinauf. Aber in einem Augenblick fällt man hinab und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde.

5

So sagt ein altes Sprichwort: Selber essen macht fett. Ich will noch ein paar dazusetzen: Selber Achtung geben macht verständig. Und selber arbeiten macht reich. Wer nicht mit eigenen

Augen sieht, sondern sich auf andere verläßt, und wer nicht selber Hand anlegt, wo es nötig ist, sondern andere tun laßt, was er selber tun soll, der bringt's nicht weit, und mit dem Seßtwerden hat es bald ein Ende

6

Ein anderes Sprichwort heißt Wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er Das sagt mancher und versteht's nicht Den bösen Geist kann man eigentlich nicht an die Wand malen, sonst wäre es kein Geist Auch kann er nicht kommen Denn er ist mit Ketten der Finsternis in die Hölle gebunden Was will denn dann das Sprichwort sagen? Wenn man viel an das Böse denkt und sich dasselbe in Gedanken vorstellt oder lang davon spricht, so kommt zuletzt die Begierde zu dem Bösen in das Herz, und man tut's Soll der böse Feind nicht kommen, so mal' ihn nicht an die Wand! Willst du das Böse nicht tun, so denke nicht daran, wo du gehst und stehst, und sprich nicht davon, als wenn es etwas Ungeheimes und Lustiges wäre

7

Einmal ist keinmal Das ist das verlogenste und schlimmste unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechnungsmeister oder ein boshafter Einmal ist wenigstens einmal, und daran laßt sich nichts abmärken Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Leben lang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen „Gottlob, ich habe mich nie an fremdem Gut vergriffen!“ Und wenn der Dieb erhascht und gehängt wird, alsdann ist einmal nicht keinmal Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen Einmal ist zehnmal und hundert- und tausendmal Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort Wer A gesagt hat, der sagt auch gern B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprichwort ein, daß der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er bricht.

Nun kommen zwei Sprichwörter, und die sind beide wahr, wenn sie schon einander widersprechen Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Mut, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hereinregnete Er sagte immer „Wo nichts ist, kommt nichts hin“ Und so war es auch Er blieb sein Leben lang der arme Bruder Wonichtsisst, weil es ihm nie der Mühe wert war, mit einem kleinen Ersparnis den Anfang zu machen und nach und nach zu einem größeren Vermögen zu kommen So dachte der jüngere Bruder nicht Der pflegte zu sagen „Was nicht ist, das kann werden“ Er hielt das wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zuteil geworden war, zu Rat und vermehrte es nach und nach durch eigenes Ersparnis, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte Anfanglich ging es hart und langsam Aber sein Sprichwort Was nicht ist, kann werden, gab ihm immer Mut und Hoffnung Mit der Zeit ging es besser Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsisst, der selber nichts zu beißen und zu nagen hat.

„Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet“ Das muß zweimal wahr sein Fürs erste wohl kann gar der einfältigste Mensch eine Frage tun, worauf auch der weiseste keinen Bescheid zu geben vermag Denn Fragen ist leichter als Antworten, wie Fordern oft leichter ist als Geben, Rufen leichter als Kommen Fürs andere konnte manchmal der Weise wohl eine Antwort geben, aber er will nicht, weil die Frage einfältig ist oder vorwichtig, oder weil sie zur Unzeit kommt Gar oft erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menschen am Fragen und den verständigen am Schweigen Da heißt es alsdann Keine Antwort ist auch eine Antwort. Von dem Doktor Luther verlangte einst jemand zu wissen, was wohl Gott vor Erschaffung der Welt die lange, lange Ewigkeit hindurch getan habe Dem erwiderte der fromme und

wichtige Mann in einem Birkenwald sei der liebe Gott gefessen und habe zur Bestrafung für solche Leute, die unnütze Fragen tun, Klüften geschnitten

10

„Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden“ Damit entschuldigen sich viele fahrlässige und träge Menschen, welche ihr Geschäft nicht treiben und vollenden mögen und schon müde sind, ehe sie recht anfangen Mit dem Rom ist es aber eigentlich so zugegangen Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdrossen daran gearbeitet und nicht abgelaßen, bis es fertig und der Hahn auf dem Kirchturm stand So ist Rom entstanden Was du zu tun hast, mach's auch so!

11

„Frisch gewagt, ist halb gewonnen“ Daraus folgt „Frisch gewagt, ist auch halb verloren“ Das kann nicht fehlen Deswegen sagt man auch „Wagen gewinnt, Wagen verliert“ Was muß also den Ausschlag geben? Prüfung, ob man auch die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Überlegung, wie es anzufangen sei, Benützung der günstigen Zeit und Umstände, und hintennach, wenn man sein mutiges A gesagt hat, ein besonnenes B und ein bescheidenes C Aber so viel muß wahr bleiben Wenn etwas Gewagtes soll unternommen werden und kann nicht anders sein, so ist ein frischer Mut zur Sache der Meister, und der muß Dich durchreißen Aber wenn Du immer willst und fangst nie an, oder du hast schon angefangen, und es reut dich wieder und willst, wie man sagt, auf dem trockenen Land ertrinken, guter Freund, dann ist „schlecht gewagt ganz verloren“.

12

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt“ Mancher, der nicht an dieses wahre Sprichwort denkt, wird betrogen Aber eine andere Erscheinung wird noch öfter vergessen „Manches glänzt nicht

und ist doch Gold“, und wer das nicht glaubt und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe kann viel Geld stecken, und eine fleißige Hand weiß es zu finden, und ein ruhiges Herz dazu und ein gutes Gewissen glänzt just auch nicht und ist noch mehr als Goldes wert. Oft ist gerade da am wenigsten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig Mut. Wer viel von seinen Tadeln redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simri (Sester) Dukaten daheim. Als er sie zeigen sollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines, rundes Schachtelchen voll zum Vorschein, das man mit der Hand decken konnte. Doch half er sich mit einer guten Ausrede. Das Dukatenmaß, sagte er, sei kleiner als das Fruchtmaß.

13

Verstandige, ja gelehrte Landwirthe machen oft neue Versuche zur Verbesserung ihres Ackerbaues oder der Viehzucht. Mancher sieht etwas Neues in andern Ländern und bringt's heim. Manchen lehrt der Zufall einen Vorteil, der ihm hernach großen Gewinn bringt. Meint er's gut mit seinen Mitbürgern, so theilt er ihnen seine Entdeckungen mit und ermuntert sie, seinem Beispiel zu folgen. Die meisten sagen alsdann: Wir wollen bei der Weise unserer Vater bleiben, und wie sie's getrieben haben, so treiben wir's auch. Das ist sehr verständig gesprochen, geneigter Leser! Nun muß man's nicht bei den Worten bewenden lassen, sondern auch seinen guten Vorsatz erfüllen. Denn der Ackerbau und jede Vornahme und Beobachtung dabei ist gewiß nicht auf einmal so erfunden worden, wie er jetzt ist, sondern eben unsere Vater und Voreltern haben lange und vielerlei versucht und guten Rath nicht verachtet. Manches ist mißlungen, manches ist wohlgerathen und besser worden, und so können auch wir noch in Zukunft weiterkommen und unsern Ackerbau und Wohlstand verbessern, wenn wir nur Wort halten und dem Beispiel unserer lernbegierigen und fleißigen Vorfahren folgen.

Ende gut, alles gut Ist nicht so zu verstehen wenn du ein Jahr lang in einem Hause zu bleiben hast, so führe dich 364 Tage bengelhaft auf und am 31. Dezember werde mamerlich. Sondern es gibt Leute, die manierlich sein können bis ans Ende, und wenn's nimmer lang wahr't, so werden sie ungezogen, troßig, sagen „Ich bin froh, daß es nimmer lang wahr't“, und die andern denken's auch. Zur diese ist das Sprichwort

Item, es gibt Dinge, ob sie gut oder bos sind, kann erst das Ende lehren. *Ist* du bist krank, mochtest gern essen, was dir der Arzt verbietet, gern auf die Gasse gießen, was du trinken mußt, aber du wirst gesund – oder du bist in der Lehre und meinst manchmal, der Lehrherr sei wunderbar, aber du wirst durch seine Wunderlichkeit ein geschickter Weißgerber oder Orgelmacher, – oder du bist im Zuchtthaus, der Zuchtmeister konnte dir wohl die Suppe fetter machen, aber du wirst durch Wasser und Brot nicht nur gesättigt, sondern auch gebessert. Dann lehrt das gute Ende, daß alles gut war.

Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt. *Ist* wenn dich früh die Sonne zu einem neuen, kräftigen Leben weckt, so bietet er dir Guten Morgen. Wenn sich abends dein Auge zum erquicklichen Schlummer schließt. Gute Nacht. Wenn du mit gesundem Appetit dich zur Mahlzeit setzt, sagt er Wohl bekomms. Wenn du eine Gefahr noch zu rechter Zeit entdeckst, so sagt er Nimm dich in acht, junges Kind, oder altes Kind, und kehre lieber wieder um! Wenn du am schönen Montag im Blutenduft und Lärchenfang spazieren gehst, und es ist dir wohl, sagt er Sei willkommen in meinem Schloßgarten. Oder du denkst an nichts, und es wird dir auf einmal wunderbar im Herzen und naß in den Augen, und denkst, ich will doch anders werden als ich bin, so sagt er Merkst du, wer bei dir ist? Oder du gehst an einem offenen Grab vorbei, und es schauert dich, so denkt er just nicht daran, ob du lutherisch oder reformiert bist, und sagt Gelobt sei Jesus Christ! Also grüßt Gott manchen, der ihm nicht antwortet und nicht dankt.

Man muß mit den Wölfen heulen Das heißt wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig tun wie sie Merke Nein! Sondern erstlich, du sollst dich nicht unter die Wolfe mischen, sondern ihnen aus dem Weg gehn Zweitens, wenn Du ihnen nicht entweichen kannst, so sollst du sagen „Ich bin ein Mensch und kein Wolf Ich kann nicht so schon heulen wie ihr“ Drittens, wenn du meinst, es sei nimmer anders von ihnen loszukommen, so will dir der Hausfreund erlauben, ein- oder zweimal mitzubellen, aber du sollst nicht mit ihnen beißen und anderer Leute Schafe fressen Sonst kommt zuletzt der Schäfer, und du wirst mit ihnen erschossen.

Alles geht leichter, wenn man einen Gehilfen hat Aber eine Heimlichkeit verschweigen kann man besser allein als selbander

Der Mensch ist an drei Proben zu erkennen Erstlich Erzürne ihn Zweitens Berausche ihn Drittens Zeile mit ihm ein Eiße Wenn er in der letzten Probe nicht maniert, so ist er probat

Worin besteht der Unterschied zwischen einem ehrlichen Mann und einem unehrlichen? Antwort Der ehrliche Mann findet nichts eher, als bis es der Eigentümer verloren hat Im andern Fall verliert es der Eigentümer erst, wenn es der Unehrliche findet Item, der Ehrliche gibt es dem Eigentümer zurück, wenn er kann. Der Unehrliche findet noch mehr dazu, wenn er kann.

Belehrung über das Wetterglas

Mancher geneigte Leser hat auch sein Wetterglas im kleinen Stublein hangen, nicht erst seit gestern, denn die Fliegen haben auch schon daran geschaut, was der Himmel für Wetter im Sinn hat, also daß der Mensch nicht mehr viel daran erkennen kann. Mit einem nassen Luchlein von Zeit zu Zeit wäre zu helfen. Aber das scharfe Aug' des Lesers hat's noch nicht vonnothen. Jetzt schaut er's bedencklich an und sagt „Morgen können wir noch nicht mahen auf den untern Matten“ Jetzt klopft er ein wenig an dem Brettlein, ob sich denn das Quecksilber gar nicht lupfen will, als wenn er es wecken mußte wie aus einem Schlaf oder tiefen Gedanken, und wenn es ein wenig ob sich geht, so heitert sich in seinem Herzen die Hoffnung auf. Aber doch weiß er nicht recht, wie es zugeht, und fragt den Hausfreund.

Der Hausfreund hat kein Wetterglas. Wozu braucht ein Kalendermacher ein Wetterglas, der den Sonnenschein und Regen des ganzen Jahres im Kopf tragt und selber eins ist? Die Leute, die mit ihm umgehen, haben es gut. Einmal sagen sie „Das Wetter halt nimmer lang an.“ Der Kalendermacher wird unleidlich. Ein andermal, wenn er ruhig ein Schopplein trinkt, oder er raucht Tabak und es werden Ringlein im Rauch, wenn's noch so arg regnet, so sagen sie „Das Wetter bessert sich, der Kalendermacher sieht heiter aus und raucht Ringlein.“

Gleichwohl, weil der wißbegierige Leser den Hausfreund fragt, wie es mit den Wetterglasern zugeht, will er's sagen.

Merke

Erfstlich Ein braves Wetterglas hat an der Spitze des Köbleins oder Kopfleins, worin sich das Quecksilber sammelt, eine kleine Öffnung.

Zweitens Sonst meint man, wo nichts anders ist, dort sei doch wenigstens Luft. Aber oben in der langen Rohre, wo das Quecksilber aufhört, bis ganz oben, wo die Rohre auch aufhört, ist keine Luft, sondern nichts, reines, klares, offenes, nie gewesenes Nichts.

Dies wird erkannt, wenn man das Wetterglas langsam in eine

schiefe Richtung bringt, als wollte man es umlegen, so fahrt das Quecksilber durch den leeren Raum hinauf bis an das Ende der Rohre, und man hört einen kleinen Knall. Dies konnte nicht geschehen, wenn noch Luft darin wäre. Sie würde sagen: „Ich bin auch da. Ich muß auch Platz haben.“

Drittens: Die Luft, die die Erde und alles umgibt, drückt unaufhörlich von oben gegen die Erde hinab, ja sie will vermöge einer inwendigen Kraft, unaufhörlich nach allen Seiten ausgedehnt und sozusagen ausgespannt sein bis auf ein Gewisses.

Denn sie ist Gottes lebendiger Atem, der die Erde einhüllt und alles durchdringt und segnet, und hat gar viel verborgene Wunder. Also geht die Luft durch jede offene Lur, ja durch jedwedes Spaltlein in die Häuser und aus einem Gehalt in das andere und durch die kleine Öffnung an der Spitze des Kolbleins hinein und drückt auf das Quecksilber, und die Luft, welche noch außen ist, drückt immer nach und will auch noch hinein. Ei, sie drückt und treibt das Quecksilber in der langen Rohre gewöhnlich zwischen 27 und 28 Zoll weit in die Höhe, bis sie nimmer weiter kann. Denn wenn das Quecksilber in der Rohre einmal eine gewisse Höhe erreicht hat, so drückt es, vermöge seiner eigentümlichen Schwere, der Luft wieder dergestalt entgegen, daß beide in das Gleichgewicht treten. Da strebt gleiche Kraft gegen gleiche Kraft, und keines kann dem andern mehr etwas anhaben. Die Luft spricht: „Gelt, du mußt droben bleiben!“ Das Quecksilber spricht: „Gelt, du bringst mich nimmer höher!“

Merke viertens die Hauptsache: Der Druck und die Spannung in der Luft bleibt nicht immer gleich, einmal stärker, ein andermal schwächer. Die Gelehrten wissen selbst noch nicht recht, wo dieses herühren will, nicht einmal der Hausfreund. Wird nun die Ausspannung der Luft auf einmal stärker, so daß man sagen kann, sie gewinne neue Kraft, so drückt sie auch um das stärker auf das Quecksilber im Kolblein, also daß es in der Rohre höher hinauf muß, manchmal bis über 28 Zoll hinaus. Sobald aber die Ausdehnung der Luft im geringsten nachläßt, drückt im Augenblick die Schwere des Quecksilbers in der Rohre nach gegen das Kolblein, bis sie mit dem Druck der Luft wieder im gleichen ist, welcher

gestalt also das Quecksilber in der Rohre sinkt, manchmal bis unter 27 Zoll hinab Also steigt und fällt das Quecksilber oder, wie man sagt, das Wetterglas, und sein Steigen und Fallen ist übereinstimmend mit dem unaufhörlichen Wechsel der Luft

Solche Gnade hat Gott dem Menschen verliehen, daß ihm in gläsernen Rohren sichtbar werden kann, was in der unsichtbaren Luft für eine Veränderung vorgeht Allein der geneigte Leser ist vorsichtig und glaubt nicht all s auf das Wort Merke also

Sunftsens, der Beweis Wenn die Mutter gebacken hat und das Bublein ist ein Stücklein lindes Brot, es beißt nicht schlecht hinein, und schmeckt ihm wohl, – klaubt es nun ein Krümlein von dem Brot herab und zerdrückt es mit den Fingern, daß gleichsam wieder ein Teig daraus wird, und stopft damit die Öffnung an dem Kolblein zu, von dem Augenblick an geht das Quecksilber nimmer ob sich und nimmer unter sich, sondern bleibt unaufhörlich stehen, wie es stand Warum? Weil die Luft nimmer auf das Quecksilber wirken kann, bis es endlich der Vater entdeckt und hatte den besten Lust, er gabe dem Bublein eine Ohrfeige, – wei weiß, was er tut, wenn's zum zweitemal geschieht

Wenn es ihm aber mit feiner Vorsicht gelungen ist, die Öffnung wieder frei zu machen, die Luft kann wieder auf das Quecksilber drücken wie vorher, stärker oder schwächer, alsdann fangt es auch wieder an, lustig zu steigen und zu fallen Also ruht die Veränderung in dem Stand des Quecksilbers von der Luft her, welche durch die Öffnung des Kolblein hineingeht und auf das Quecksilber drückt

Daß aber die Luft allein es sei, welche imstande ist, mit wunderbarer Kraft das Quecksilber 28 Zoll hoch in die Rohre hinaufzutreiben und in dieser Höhe schwebend zu erhalten, ist der Beweis wenn die Rohre oben an der Spitze abbricht und die Luft jetzt dort auch hineinkommt, wo vorher keine war, fällt das Quecksilber in der Rohre auf einmal so tief herab, bis es demjenigen, als in dem Kolblein steht, gleich ist, und hat alsdann alles ein Ende, denn die Luft in der Rohre und die Luft in dem Kolblein drückt jetzt mit gleicher Gewalt gegeneinander und vernichtet ihre Kraft an sich selber, also daß das Quecksilber freies Spiel be-

kommt und seiner eigenen Natur folgen kann, die da ist, daß es vermöge seiner Schwere hinunterfällt bis auf den Boden und auf das Unterste des Raumes, worin es eingeschlossen ist

Merke sechstens und endlich Es hat eine lange Erfahrung gelehrt, wenn die Luft anfangt, sich stärker auszudehnen und zu drücken, daß alsdann gemeinlich auch das Wetter heiter und schon wird Wenn sie aber nachläßt und gleichsam matt wird, man weiß nicht warum, so macht sich gewöhnlich ein Regen zurecht oder ein Sturmwind oder ein Gewitter Welchermaßen nun das Steigen und Fallen des Quecksilbers einen stärkeren oder schwächeren Druck der Luft anzeigt, solchermaßen kündigt es auch zum Voraus Sonnenschein und Regen an, wenn nichts anders dazwischen kommt Bisweilen aber fallieren alle Zeichen und Hoffnungen, wie dem Leser wohl bekannt ist

Denn der liebe Gott hat auch noch allerlei andere kleine Hausmittel, um den Wechsel der Witterung zu hindern oder zu fordern, welche er bis jetzt noch niemand verraten hat Die Wettergelehrten argern sich schon lange darüber

Solche Verwandnis hat es mit der Einrichtung und den Eigenschaften des Wetterglases Ein andermal will der Hausfreund vortragen, was bei der Beobachtung desselben zu beobachten ist Merke einstweilen noch Wenn man dem Ding einen gelehrten Namen geben will, was zwar nicht nötig ist, so muß man nicht sagen oder schreiben Perometer, sondern Barometer

Wörterklärungen

Aus Hebels Vorrede zur ersten Auflage der „Alemannischen Gedichte“

Der Dialekt, in welchem diese Gedichte verfaßt sind, mag ihre Benennung rechtfertigen. Er herrscht in dem Winkel des Rheins zwischen dem Fricktal und ehemaligem Sundgau, und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Teil von Schwaben.

Leser, die mit dieser Sprachweise nicht ganz bekannt sind, werden folgende wenige grammatische Bemerkungen nicht überflüssig finden. Das u und u vor einem h, dem wieder ein Vokal folgt, oder folgen sollte, geht in die Triphthongen ueh und ueh uber, und diese Form ist also im Metrum immer einsilbig, zum Beispiel frueih, frühe – Beide Artikel werden meist abgekürzt, tonlos und in der Aussprache wahre Prafixa des Substantivs oder Suffixa der Proposition. Hie und da schien es unvermeidlich, sie als solche auch in dem Texte auszudrücken, zum Beispiel Uffeme, auf einem, Anere, an einer – Der Affixativ des Singulars ist auch bei den Maskulinis dem Nominativ gleich, zum Beispiel der Tag, der und den Tag. Der Dativ des Singulars wird bei den Maskulinis und Neutris, bisweilen auch Femininis durch die Proposition in bezeichnend, zum Beispiel im Liecht, umme Liecht, dem, einem Licht, innere (in einer) Frau, einer Frau – Das absolute Pronomen Ich lautet im Nominativ des Pluralis wie der Dativ des Singulars Mir, auch Du, häufiger Dir als Ihr. Sich im Neutrum heißt bisweilen Ihns. Aber überall werden die Personalpronomina und das unbestimmte man, wenn sie keinen Nachdruck oder Gegensatz haben wie der Artikel, abgekürzt und wahre Prafixa oder Suffixa der nächsten Wörter, letztere, wenn alsdann zwei Vokale zusammenkämen, mit einem eingeschobenen n. Sagi, sage ich, Woni, wo ich, Wenn'd' und Wennde, wenn du, Wemme, wenn man, Sagmer, sage mir, Dencker, denke dir, Bringem, Bringere, bring ihm, ihr, Sagemer, sagen wir, Sagerder, saget ihr, Sie zeigenis, zeigen uns, Zeigenich, zeigen euch, Zuenis, zu uns, Zuenich, zu euch, Sagene, sage ihnen, Sagider, sage ich dir, Sagi' m sage ich ihm, und so fort.

21

abe herab, hinab
abglunse allmählich verloschen
 (von *glunse*, in der Nische ver-
 glimmen)
Aecke Nacken
aschnaue anschauen
Aetti Vater, ahd *atta*
afange ado endlich, allmählich,
 nach und nach
Agle steife, stehende Spitzen, ins-
 besondere an Ahren
alder oder
almug einstmals
ane hin
Anke Mutter, ahd *ancho*, mhd *anke*
Arfel ein Arm voll, dmin *Arfel*
as als
aß daß

B

Bah Bahn, Bann, Gemarkung
balge schmahlen, Vorwürfe ma-
 chen, von *Balg* = Zank, Streit
Bannert Flurschuß, Feldhüter,
 Bannwart
baschge raufen, trans bezwingen
Basseltang, *Baßletang* Kurzweil
Passe le temps
batte frommen, fruchten, anschla-
 gen, mhd *baten*, nützen, von
baß = besser
Baum im Kartenspiel der Valet im
 Trisfe
bause aufgeblasen sein, großtun,
 (bauschen, Bausch)
bederthalbe ado beiderseits, subst
 Zwerchsaß
bette beten
b'hange hängen bleiben

b'heb knapp
bis Imperativ zu sein sei!
bitzeli wenig, bißchen
Bluest Blute, *Bym Bluest*! Be-
 teuerungsformel, Ausdruck der
 Verwunderung, insbesondere
 bei unangenehmen Ueberra-
 schungen, eigentlich bei dem
 Blute des Sacraments, wie
Bi Gost!
bohle werfen
Borchilche Empore in der Kirche,
 mhd *boi* = oberer Raum,
 Höhe
bosge eine Bosheit verüben
Bosget Bosheit, Mutwille
Bienz Gebranntes, Brantwein
bruegge flennen, weinen, heulen
Briggem Brautigam
bringe bringen, zutrinken
broche pflügen
Brotis Gebratenes, Braten
brusche rauschen
butle mit dem Hilfswort haben
 murren, halbblaut reden, mit
 dem Hilfswort sein murrend,
 halbblaut redend fortgehen
Bschuid tue einen Zutrink er
 widern
bschiesse ausreichen, sattigen, sei-
 nen Fortgang haben
bsiebnen mit sieben Eideshelfern
 segnen, mit der Siebenzahl
 weihen
Bueßli Zehnkreuzerstück, piece
Bugg Hügel, Buhel
Buhn Stubendecke, Dachboden,
 Soller
Bunte Spund, Propfen
Buscheli kleiner Bund, Bujchel

Busli, Buseli aus dem Loefluf zu
 die Raſſe *bus-bus* = mief mief
 gebildet Raſſchen
Butschelichund Wickelfind
busper munter, lebhaft, insbeson-
 dere von Vögeln Hebel ver-
 mutet ſo viel als buſchbar,
 wenn die Hecken buſchig wer-
 den und die Vögel niſten
butsche, butsche mit dumpfem
 Ton, auch mit vollen Gläſern
 anstoßen
Buttene holzerner Bottich, Kubel

C

Cafunkel jeder rote, glänzende
 Stein, Ausſchlag im Geſicht
Chaib Luder, Aſe
Chappe Kappe, auch Frauen-
 haube
Chachei Schuſſelchen
cheren kehren, nach einer anderen
 Richtung wenden
Chemu Kamin
Cheri eigentlich Kehre Reihe,
 Ordnung von regelmäßiger
 Wiederkehr Daher die *Cheri*,
 diesmal *en ander* *Cheri* ein
 andermal
Chestene brote Kaſtanien roſten
Chetteneblume Kettenblume, Lo-
 wenzahn, *Leontodon taraxa-*
cum
Chib mhd kip, Zwiſt, Neid, Haß,
 Feindſchaft
chibe Feſen zanken
chibig zankiſch, neidiſch
Chilche, Chille ahd *chiriſſha*,
chiliſſha, Kirche

Chilchelueger Kirchenauffeher,
 von *luege*, lügen, ſprechen,
 ſchauen
Chilſpel, Chilchſpel Kirchſpiel
Chusi Kiſchen, vorderes Wie-
 ſental unterhalb Schopſheim
Chlums Spalte, Klinge
chlopfe knallen, krachen
chloi klar
Chnode Fußſtöckel, dimm
Chnodlene
chnusle ſpielen
cho kommen
Chochlete ein Kochtopf voll
Choli Rappe, ſchwarzes Pferd
Cholſch Blauleinen, daher
cholſchblau, von kölniſch
Chramanzlete übertriebenes Ge-
 bahren, Umſtändlichkeiten, ver-
 mutlich von *grand merci*
Chiatte ahd *chratto*, tiefer Hand
 korb
chresme ahd *chrefan*, mhd
 krefen, klettern, krabbeln,
 kriechen
Chretze ahd *crezzo*, Rückenkorb,
 auch Achſelband für die Bein-
 kleider
Chreſe Kiſchen, hinteres Wie-
 ſental
chrome einkaufen, zum Geſchenk
 vom Markt mitbringen, mhd
 kramen
chroſpelig kreuſtig
chruppig verkümmert
Chruse, diminut *Chrusli* Kanne,
 bauchiger Krug
Chulbi Kiſchwe h
chumli, chummlich bequem,
 kummlich, von kommen

chundig farg, armlich
Chungi Kungunde
chuuche hauchen

dusele schlummern
duße draußen
duße leise reden, leise gehen
duure bedauern

D

de, den (dat pluralis)
deher daheim
deis jenes, *deim* jenem
Deischen schoren, Kuchladen zu-
 sammenfräßen
der ihr
dinge (zu jemand) in Dienst
 gehen, Dienst nehmen
dunn drin, innen
Distelzwigli Distelfink
dodurwille um deswillen
Dolder Baumwipfel, Strauch-
 wipfel
Dolke Kleß
Dosch Krote
dose schlummern
Dotsch Lölpel
Drau oberer Stadtteil von
 Schopfheim
drulle drillen, drehen
duddert mir mir ist bange
dunde unten, auf einen gewissen
 Ort bezüglich
dunders (von Donner, ahd donar,
 mhd donder) in der Zusam-
 mensetzung als Verstärkungs-
 formel gebraucht *dunders-*
nett, überaus nett
durane überall, aus *dur*, durch
 und *ane*, hin
dure hinüber, hindurch, herüber,
 unterscheidet
dur'e, *dur'en* durch ihn, durch den,
 durch einen

E

eb, ehe bevor
echt, *echter*, *echterst* etwa, doch,
 wohl?
Efersinli Euphrosine
Egerte braches Feld
ehne jenseits, drüben
Eiere Anke Eier, in Butter ge-
 backen
einaweg gleichwohl, dessen unge-
 achtet
eis Gangs eines Ganges, zugleich
eitue eines Luns, einerlei, gleich
 viel
em ihm
enanderno unmittelbar, geschwin-
 de, einander nach
Engelsueß Lupfelfarren, poly-
 podium vulgare
enrune gewahr
erheut und *verloge* erheuchelt und
 erlogen
erlustere erlauschen

F

Fareschwanz Farrenschwanz,
 Ochsenziemer zum Prügeln
fasehn fruchten, jungen, ge-
 deihen
Fatzenethi Sacktuch Italienisch
Fazzoletto
Fegge Fittiche
ferig fertig

ferle ferkeln
fern vor einem Jahr
flat behend, handsam
flosch schwammig von Leibes
 beschaffenheit
Frauemantel Frauenmantel, Ma-
 rienmantel, alchemilla vul-
 garis
Fraufaste aus Frohnfasten Ge-
 speist, das sich in Basel und
 Umgebung gezeigt haben soll
Fraufastechind in der Frohnfaste
 geboren und geisterfichtig
fiech außer der gewöhnlichen Be-
 deutung auch frei und gesund
frei außer der gewöhnlichen Be-
 deutung adv sogar
Fudeli Hinterteil
furcho vorkommen, erscheinen
fure hervor, nach vornen, hin
 aus, hinüber Unterscheide
fure, furen für ihn, für den, für
 einen
Fusi Flinte, fusil

⑤

gahre Enarren
gattig wohlgebildet, gefällig, von
 der Stammsilbe gatt wie in
 Gattung, wie artig von Artung
gautsche schwanken, von Flussig-
 keiten
ge geben, plur *genn*
Geb abgekurzt statt *gebe* Gott!
geb wo de bisch du magst sein wo
 du willst
Gegnig Gegenb
gehre begehren

gel, gell, gellaber gelt, nicht
 wahr? plur *geltet*
Gel-Veiel gemeiner Goldlack,
 Cheimantus
Gfristig Frostbeulen
gha gehabt
Ghalt Gehalt, Zimmer
gheue verdrießen anfechten
Ghurst Gebusch Gehurste von
Hurst = Strauch
gigse Enarren
gutt gibt
Gutzi junge Ziege dimin *Gutzeli*
gli gleich
glichlig durchgehends gleich
glumse glimmen, in der Asche
 brennen
gopraep gen, nach, umzu Unter
 scheide *go* gehen
Gollig so viel wie Gott
Gotti Laufpate, fern *Gotte*
gottsig einzig, nichtig
Gottwilche Begrüßungsformel
 Gottes Willkomm!
Grabbe Raben
grobble Krabbeln
Gruebe Griefen, Rußstand von
 ausgefottem Schweine
 schmalz
Grumbire Grundbirnen, Kartoff-
 feln Dimin *Grumbireli*
grumse murren, brummen
gruseli grausig
gshire im gleichen Geschirr
 ziehen
Gschuer Schwagerin
Gsegott! Geseigne Gott!
g'seicht gesaet
Gsom Gesame, Camerei
gstable steif werden, lat stabilin

guete gut werden
Gufe Stachelnadel
gugge gaukeln sich hin und her-
 bewegen
guggele durch eine kleine Öffnung
 spahen, dimin von gucken
Guhl Hahn, lat gallus
Gulle Lache, Pfuße
gumpe hupfen, springen
Gumpistopfel Apfel, durch Ein-
 legen in Sauerkraut weich und
 sauerlich geworden, mhd
 gumpost, Eingemachtes, ins-
 besondere Sauerkraut lat
 compositum
gunne gewinnen, pflücken
gunne gonnien, gewahren
Guttere, Gutterli Flasche, Glasch-
 lein
gvatterle spielen, insbesondere der
 Kinder, die Erwachsene spielen

5

ha haben
Habermah Boßsbart, tragopo-
 gon pratense
Hafnet Bug bestimmte Gegend im
 Waldgebirge zwischen den Dor-
 fern Weitenau und Steinen
Hali Schafchen, (in der Kinder-
 sprache und beim Locken)
Hamberch Handwerk
Hamme ahd hamma, Schinken,
 engl ham
Hampfle eine Hand voll, der
 Raum zwischen beiden hohlen
 Händen dimin *Hampfelz*
Hampfevoll beide Hände voll
Handumcher im Handumdrehen

Handzwehl Handtuch
Hasebiodli grasartige Pflanze,
 juncus pilosus
haseliere toben, aus dem Fran-
 zösischen
Hatteli Ziege, (Kindersprache und
 beim Locken)
haupthochlige adv erhöhten
 Hauptes, laut, munter
hebe halten
heig habe, conjunktiv
heimele heimeln, der Heimat ahn-
 lich sein
heldin neigen, (Halbe)
Helge, Helgli, Helgeh Heiligen
 bildchen, auch jedes andere
 kleine Bildchen auf Papier
helse Glück wünschen, daher et-
 was zu festlicher Gelegenheit
 schenken Von Heil, mhd
 heilsen
hemmer haben wir, mer henn,
 wir haben
Hertsche Handschuh
Her Herr, der Her, der Pfarrer
Herget Herrgott
Herehus Pfarrhaus
hinecht adv in dieser Nacht,
 heute Nacht
hinechti die ganze Nacht hin-
 durch
hinterfur verkehrt
Hirz Hirsch
ho zornig
Hofertig stoh zu Gebatter stehen
hokle mit hastender Bewegung
 greifen
hold geneigt, ausschließlich von
 der Liebe zwischen Jungling
 und Mädchen, daher

Holdenstock Schneichelname für
 den oder die Geliebte, ur-
 sprunglich Holunderstock
hornigeln vor Kälte prickeln
hotten von Statten gehen, von
 hust und hott!
huble an den Haaren schütteln,
 zuchtigen, (hobeln)
hule heulen
Hulibaus Kanone, mhd hürle-
 bus, von hürten, kolkern und
 baulen, schwellen
Hurnigel Winterhagel, Graupeln
hurnigeln rieseln
Hurst Strauch, plural d'Hurst,
 Gebusch, Dickicht (Hort)
Hurt mhd hurt, Horde zur Auf-
 bewahrung von Obst und der-
 gleichen
hust und hott! links und rechts!
 Zuruf an die Pferde
hutie adv heute den ganzen Tag
hutie und je heute je und je
huure fauern, niederhocken
Hy pokras gerurzter Wein

J

Jast Born, Hitze, Aufwallung,
 Gile, (jesen = garen)
jelemol etlichemal
Jemerst Affektswort der Klage
 und Sehnsucht, (vermutlich
 aus herr jemine, also Herr Jesu
 domine)
Jeste jubst, plur, Launen, Mut-
 wille, von
jesen gahien, schäumen
Jlge Lile

im (auch) dem
Imben Ingwer
Imme fem die Biene, masc der
 Bienenstock Unterscheide
imne einem, in einem
Immis Imbiß
ime hinein
Jobbi Jakob
isture bringen, senden, (von
 sture)
Junte Weiberstock
Juppe Kinderstock, aus dem Ita-
 lienischen giubba
just eben, gerade recht, wohl zu
 mute

K

keehrt abgeleitet
keie trans werfen, intrans fal-
 len Mundartliche Zusammen-
 ziehung von geheien, gheie
Kukumer Gurke

L

Lademli Fensterlädchen
landsem langsam
Lari Lecker
Laubi Name für einen Zug-
 oxen Horni, Merz, Laubi,
 Lusti von den alten Namen für
 die Frühlingsmonate Hor-
 nung, Merz, Laubmond, Lusti-
 mond
Legi Damm zur Ableitung des
 Wassers in einem Bachbett
lehre lehren und lernen
lit legt

lenge hinreichen, langen, genug
sein
Letsch dimin *Letschli*, Band
schlaufe, *ital laccio*
letz verkehrt, falsch
Lewat Raps, *brassica napus*
Luecht Licht
lit liegt
lo lassen
Logel Faßchen
lomner lassen wir
lose horchen
lotterig locker, wackelnd
luege schauen
Luft masc sanfter Wind, fem
Luft
lupfe in die Höhe heben, lusten
Suppe großer Klumpen gluhend
den Eisens, das aus dem
Grischfeuer zum ersten Male
unter den Hammer kommt
lustene lauschen, von losen

M

Ma Mann
manne einen Mann nehmen
Marcher Geldmesser, von *March*,
Grenze
Marfel Marmor
Marsche Kartenspiel
Mart Markt
Massle Roheisen in Prismen-
form Sonst Eisengans mhd
messe
Matte Wiese
me man
Meideli kleines Mädchen
Meidli Mädchen
Meie Blumenstrauß

meihe mahen
Meister (auch) der Scharfrichter
Der Meister vo *Hage*
meng manch
mei wir
metzgen (auch) wandern
mu a meinetwegen
Mohnli Unse, Maisroschchen
morn morgen
mondrigs andern Tages
Mose dimin *Moseli*, Gleden,
mhd mase, Masern,
muen müssen, *der muent*, ihr
mußt
Mummeli Name des Kindes in
der Kindersprache und beim
Loßen
Mumpfel ein Mund voll
mutten murren, brummen

N

Narsch Narschen
Nast Ast
naumer jemand,
naumis etwas
naume irgendwo
necht gestern Abend vor Mitter-
nacht
neh nehmen
neidig verdroffen
Nemtig subst die *Nemtig*, vor
einigen Tagen
nidsi unter sich, abwärts, von
nid, der Stammsilbe in nieder
und si = sich
niede unten
niemes niemand
niene nirgends
no und no nach und nach

no noch
 Nochi Nähe
 notno nach und nach,
 numme nur
 numme nicht mehr, nimmer
 nut nichts

O

o zusammenzogen aus *au*, auch
 Obe Abend
 obsr über sich, aufwärts
 ob ehe, bevor
 obber jemand
 obbe etwa
 obbs etwas
 obsch, obsche, etwa
 oed schwach vor Nüchternheit
 Oehli Ölpreffe, Ölmuhle
 Orliger grobes Zeug aus weißer
 Wolle
 Oser Buchersack

P

Pappe Brei
 pepperle mit dem Schnabel klap
 pern
 pfetze Eneisen
 Pfrusel Schnupfen
 Pfulben Rißen
 Phatest Nutzwille, Laune, Phantast
 Plunder Kleidungsstücke, alles
 was zum Anzuge gehört
 Plunru Apollonia
 Plutschi Boß
 poppere rasch und leise klopfen
 Dimin popperle

Popperment Operment, Aisenß
 Preste subst Gebrechen
 presten fehlen

R

Raf Raufe für das Viehfutter
 Daher sprichwortlich das Letzte
 im Raf haben, dem Tode nahe
 sein
 Rampft Rand, Rinde, diminut
 Ranftli
 rause kleine Graben für das
 Wasser ziehen
 reble sich kraftlos hin und her be
 wegen
 Reckholder Wachholder
 Ribl Reibmühle
 Richter Gemeinderat, weiter
 Saatkamm
 Rickli Bandschlinge, mhd r.c
 Rife Reif
 ring leicht ad
 ringer müheloser, leichter, lieber
 Rinke dimin Rinkli, Spange
 Schnalle, mhd rinke, ringge
 Ruchgras Waldmeistergras,
 athorantum odoratum
 Riste gehechelter Fiasch od Hanf,
 in Büscheln zusammengedreht
 Rubeli Halbsammet
 rublig rauh
 Rufe Schorf, Ausschlag, Kruste
 auf heilenden Wunden, mhd
 rufe
 Rummechrusliger Winterapfel
 Rung subst unbestimmte kurze
 Zeit, -mal, Ei Rung, einmal
 Dimin Rungli ein Zeitlein
 runke gurten

*Sage*se Eense, mhd tagisem,
 segense
schaffig arbeitsam
Schale holzerner Gartenzaun
schellewerche schärwerken, fronen,
 Zwangsarbeit verrichten
schetteren das Lärmen von auf
 oder zugeschlagenen Läden
Schicht Arbeitsraum der Schmel
 zer am Hochofen
Schiehuet Strohhut
Schiewurmli Glühwürmchen
schla schlagen
schliefe schlupfen, schliefen
schmahle schmalen, Vorwürfe
 machen
schmecke schmecken und riechen,
 daher ahnen, wittern
Schmehle Grashalm
Schmurs Speise von Mehl und
 Eiern
Schmutz, *Schmutzli* Ruß (Schmaß)
Schnatte Wunde, Wundmal,
 mhd snate
schnaue schnauzen
Schnutz gedorrte Obstschmigel
Schnore Rüssel, Schnauze
Schoch, *Schocheli* Ausdruck des
 Gefühls der Kälte beim
 Schauern
Schoch Haufen, dimin *Schochli*
 kleiner Haufen
schochle haufeln, vom Hen
Schrunde rissige Haut
schuch scheu
schufle schaufeln, auch Pique im
 Kartenspiel
Schufle Bueb Pique Bube

Schure Scheuer
schutte schutten, im Sinne von
 heftig regnen
Schwalml Schwalblein
Seigel Leiterprosse
seie saen
semper der nicht alle Speisen mag,
 bewohnt, maßelig
Setzer der auf dem Hochofen das
 Erz einsetzt
si ich, adj sein
sieden prap seit, adv unter-
 dessen
siederie seither
Sinse Vorschuß unter den Gen-
 fiern (Gesimse)
sinne Weinfasser ausmessen und
 bezeichnen Subst Sinner
Sinsel Simse
solli sehr
sott sollte, *sottisch* tolltest
spachte, *spochte* spahen
Spo Span
Spothlig Spatling, Spatjahr,
 Gegensatz zu Frühjahr
Stab außer der gewöhnlichen Be-
 deutung Gerichtsstab auch der
 Stab der Ortsgerichte, wel-
 cher bei Gerichtsverhand-
 lungen und öffentlichen Ver-
 steigerungen als Amtszeichen
 gebraucht wurde, deshalb so
 viel wie öffentlicher Ausruf
Stabhalter der zweite Vorgesetzte
 in Landgemeinden
Stapfle Stufe, dimin *Stapfeli*
Storzli dimin von Storze, Kraut-
 stengel, Habermarkstiel
Stotze starke Beine und Schenkel
Stauh Stroh

strehle strahlen, kammern, von
Strehl, Kamm
Strichete Strickzeug
Stubli Strauben, gewundenes
 Backwerk
Stubete, *L' Stubete* auf Besuch
Stud Pfosten, Saule, mhd *stuodel*
Stupfle Stoppeln
stuue bringen, senden
sufer sauber
Sunneblume Margereten oder
 Gänseblume, chrysanthemum-leucanthemum
sy sein, verb

Z

Tafere Wirtshauschild, taberna
tage tagen
talpe tappen
Tau Geldmaß, ein Morgen,
 mhd *tage wan*, taumen Da
 von
Tauner Tagelöhner
Tentsch Schleufe bei der Wasser
 leitung, lat *tenere*
Togge Strohsackel, mhd *tocke*,
 nhd *Docke* Bündel, Puppe
tole dulden, vertragen, *mer tolten*
is wir dulden uns
toll schon, insbesondere was mit
 großem Aufwand verschonert
 ist, mhd *tol*, *dol* unsinnig,
toll, stattdoch, ansehnlich
Topf, *Tope* Lage, Schlag auf
 die Hand, mhd *tape*
Todtebaum Sarg
Tragete Traglast
Trem, *Tremel* Balken, nhd
 trame, drame

Trerne die gedrehten Endfaden
 des Aufzugs am Webstuhl, sie
 werden zum Aufhängen der
 Trauben und zum Binden be
 nutzt
trinke, *Tubak* *trinke* Tabak rau
 chen
Trog Truhe
Trostle Drossel
truhere fett werden, stark werden.
 von Truhe Ursprünglich
 sammeln, zurücklegen, „Un
 recht Gut truhet nicht“
Trumm Einzahl von Trummer
 mhd *drum*=Endstück, Splitt
trumme sich auf einem Punkt
 herumbewegen, unstät gehen,
 lat *tremulare* Davon
trummig schwindlicht
Tschaube, *Tschaubeli* kleiner
 Strobuschel, Warnungs
 zeichen an verbotenen Wegen,
 dimin von *Schaub*, Stroh
 bund, mhd *schübel*, *schubel*,
Heubuschel, *schubelen* stopfen,
 haufen
Tschope hemdartige Jacke mit
 Ärmeln, mhd *schoube*, *Echaube*
tuirke tauchen, lat *tingere*
Tunkli Brotschnitte in der Suppe
Tupfi Löfflein

U

ubercho bekommen, einholen
Uding Uding, *add* sehr, über
 aus
Uerthe Zechen, Abrechnung über
 haupt, mhd *urte*, *urte*
ufe hinauf

Umhang Vorhang
umluege sich umsehen
unne hin, herum, unterscheide
unnen, *unne* (*unne*) um ihn,
 den, einen
unghet unangefochten
Unruhe Perpendikel an der Uhr,
 Unruhe
unwag untuchtig
wig lauter Dinge einer Art bei
 sammen, so viel davon, daß
 man die andern nicht bemerkt
use hinaus
usehokele heraushefen (mit ge-
 krümmten Fingern)
use unser

B

ver in der Zusammensetzung mit
 dem Verbum, oft statt er-,
vert- statt ent-
vergautsche durch Schwänken aus-
 gießen, durch Schwanken aus-
 fließen
vergelstere erschrecken, mhd *ver-*
galstern, verzaubern
verglichlige *abb* vergleichsweise
verluege sich über dem Zuschauen
 vergessen, sich verschauen
verheie zerbrechen, verderben,
 mhd *verhien*, schanden, zer-
 stören
verreble langsam zugrunde gehen
verstune irre werden
Vertafer Getafel
vertorle Kurzweil treiben
verzwazze verzweifeln
visperle kleines Gerausch machen,
 sich mit solchem bewegen

Vogt Schulze, Voimund
Volchspiel bewegte Volksmenge
Vorles Vorlese, an manchen
 Orten hatten einzelne Per-
 sonen, etwa der Vogt, Wit-
 wen und Waisen das Vor-
 recht, einige Tage früher als
 die andern den Wein zu lesen

W

Wagese Pflugschar, mhd *wagefe*
Wagle Wiege
wahle wogen, verwandt mit wal-
 len und Welle
warbe das Gemachte zum Trocknen
 auseinanderschütteln, mhd
warp, Drehung, Wendung
Wase Rasen
Wesme Gras, Rasen
Wasserstelzli Bachstelze
weder als
weger, *wegenli* wahrlich, compa-
 rativ von wahr
weichen weich werden
weidli hurtig
Weihe Kuchen, die man beim
 Backen des Hausbrottes mit
 Speck, Rahm oder Zwiebel
 belegt
weihen weihen
Welle subst Reisig, Strohbandel
 usw
welle verb wollen
Wentzle Wange
Werchtig Werktag
Weseren Verrechnungsstelle bei
 den Eisenhütten, daselbst er-
 richteter Weinstand

wette binden, zusammenfügen,
 an das Joch spannen
Wetterleuch Wetterleuchten, im
Wetterleuch blißschnell
wibe ein Weib nehmen
Wied gedrehte Weide zum Bin-
 den, altd bei der wide, beim
 Estrang
wil weil, solange als
windeweh Wind und Weh, Aus-
 druck für ein Unruhegefühl
Wintergfriest Frostbeulen
woane wohin
wolfel wohlfeil
wott wollte
wottsch wolltest
Wuhr Wehr, zur Ableitung des
 Wassers in einem Bachbett
Wuli Name der Gasse beim
 Lothen und in der Kinder-
 sprache
Wunderwitz Neugierde, Neu-
 gieriger
wutsche sich schnell bewegen,
 wischen

3

Zeiche, alle Zeiche fluche, alle
 Vermuthungen aussprechen
Zeine Rundforb, mhd zein
 Reis, Rute
Zemer Schmied, der das Stab-
 eisen in Stangen streckt
Zibertli getrocknete weiße Pflau-
 men, Zibarten, Prunellen
Ziebeleuerhe Zwiebelkuchen
Zieger Krautertaje
Zumms = *Imms* Zimbiß
zumpfer jungfräulich, zimperlich
Zinkli Hängzinthen
Zurmke Mürfel
Zisug Dienstag
Zit, fem Zeit, neutr Uhr Daher
Zitli Taschenuhr
zitli adv früh, rechtzeitig
zottle zotteln, nachlässig gehen
 und tun
zsendane überall, zur Hand hin
Zuber Zuber, hölzernes Wasseri-
 gefaß

Nachwort

Was wir an deutscher Dichtung besäßen, reicht tausend Jahre zurück und noch einige mehr. Es ist ein Erbe von unerschöpflichem Reichthum, und in diesen Tagen erweist es aufs neue eine Eigenschaft dazu, die es uns arm Gemachten umso reicher hat werden lassen. Es ist unzerstörbar, wie jenes andere hohe Erbe, welches heil in unseren Händen geblieben ist, das Erbe der deutschen Musik.

Aber unzerstörbar und unerschöpflich, — da muß schon etwas an ihnen sein, wenn ein paar kleine Geschichten, wenig mehr als Anekdoten und nur wie beiläufig erzählt, zu solchem Erbe rechnen, seit sie zuerst erschienen sind. Doch Kannitverstan, Unverhofftes Wiedersehen, Der Schneider in Pensa und andere mehr, sie tun es. Es kennt sie, seit er lesen oder auch nur zuhören lernte, eigentlich jeder Deutsche, wie er Grimms Märchen kennt, und nur diesen vergleichbar liebt sie, schätzt sie, verehrt sie seit jener ersten Bekanntschaft jegliches Alter und die Einfalt sowohl wie der höchste Kunstverstand.

Zwar könnte einer entgegenen, es sei doch nichts einfacher, als eine solche Geschichte niederzuschreiben, wie Kannitverstan, ihrer Art seien ja immer noch an allen Bierbänken zu hören und er kenne so viele Duzend davon wie er Finger an einer Hand habe. Der mag sich nur getroßt hinsetzen und einmal versuchen, solches Einfache so zu erzählen, wie es Johann Peter Hebel erzählt hat, oder er mag es sich nur einmal genauer ansehen. Da wird er alsbald finden, daß es zwar wirklich noch keine hundert Zeilen lang ist. Aber schon wie die Sätze aneinander hangen, eines stillen, gleichmäßigen Atems einherfließend, und wie doch fast mit einem jeglichen ein neuer, tieferer Blick in die geheimnisvolle Unfaßbarkeit des Lebens schleicht hin, in die Ganzheit dieser Welt aufgetan wird, das sollte ihn doch sehr bald unnachahmlich dünkeln, und so schlicht es sich gibt, als zugleich von einem begnadeten künstlerischen Genius geführt, wenn auch wohl wie unbewußt und ohne besondere Absicht auf das, was wir nun einmal Kunst nennen, wie sonst nur das Märchen zu erzählen weiß, mit dem alterslosen

Munde des Volkes raunend Es ist der Mund, dem eines Tages
g geben ist, seine Stimme für ungezahlte andere zu erheben Was
sie nun zu sagen vermag, das weiß und spricht von den Einsichten
und Erfahrungen von Geschlechtern, die vorher waren und an-
deren auch, die nachher sein werden, von ihrer Lust und ihrem Weh

Wir sind, um bei Rannitverstan zu bleiben, in Luttlingen und
in Amsterdam, in der kleinen und in der großen Welt, im arm-
seligen und im prächtigen Leben Es geht von den Tulipanen und
Sternblumen in des reichen Kaufherren Fenster über den Hafen
voller Schiffe bis ins ferne Indien und auch wieder zurück über
eine Totenlade bis an den Tisch in der Herberge, mit dem Stück
Limburger Käse darauf für den Handwerksburschen, und den mit
einem Male tröstlichen Gedanken an ein großes Haus, ein volles
Schiff und ein enges Grab

Gleich allen echten Künstlern mag Hebel übrigens selber im Ge-
heimen wohl gewußt haben, was ihm zuweilen gelang, wenn er
schon nach seiner Art kein Wesens daraus machte Wie es auch
Goethe von sich bekannte, ist er manchmal „an seinen eigenen
Kohlen aufgebrannt“ Der württembergische Gesandtschafts-
sekretär Koelle, den er als den Adjunkten des Rheinländischen
Hausfreundes unvergeßlich gemacht hat, – er trug ihm nämlich
hier und da ein paar Anekdoten für den Kalender zu, – erzählt, wie
Hebel ihm einmal das Unverhoffte Wiedersehen vorgelesen, und
wie es ihn bis zum Zittern der Stimme und feuchten Augen
abermals überwaltigte

Auch heute noch, fast anderthalb Jahrhunderte nach ihrer Ent-
stehung, geht es uns beim Lesen vieler dieser Geschichten ebenso Es
hat noch andere Gründe Hebel hat auch seinen Kalender als eine
moralische Anstalt betrachtet Dessen Leserschaft, kleine Leute,
Handwerker und Bauern zumeist, die außer der Bibel und dem
Gesangbuch oftmals kaum etwas Gedrucktes im Hause hatten,
nicht nur zu unterhalten und zu belehren, sondern zugleich in den
Grundsätzen der christlichen Sittenlehre zu bestärken, lag ihm,
dem Kirchenmanne, sehr am Herzen Mancher seiner Erzählungen
hat er darum gleich zwei oder drei moralische Nutzenwendungen
angehängt Aber bei ihm verdrießt der aufgehobene Zeigefinger

nicht Auch donnert er nicht, im Alleinbesitz der Wahrheit, Verdammnis über die anderen, wenn er seinen Lesern erzieherisch zu setzen will, und das will er ja eigentlich immer Es ist vielmehr, als tate er sich, nach stattgehabtem Vortrage, zu ihnen an den Tisch nieder, am liebsten zu einem Schoppen heimischen Weins, und überlegte freundvaterlich mit ihnen, wie denn nun den Ubeln dieser Welt am besten und auf die verständigste Weise zu steuern wäre

Ganz unwiderrstehlich aber gelingt ihm das eigentlich erst dann, wenn er auch auf diese Überlegung mit durren Worten verzichtet und ihren Gewinn lieber aus dem Gang seiner Geschichte und der Haltung ihrer Gestalten hervorleuchten läßt Auf Goldgrund gemalt wie auf den Bildern der alten Meister scheinen sie dann hervorzutreten, und jetzt sind Barmherzigkeit, Bruderliebe, Redlichkeit, Treue, Bescheidung und Uneigennützigkeit nicht mehr bloße Forderungen einer Sittenlehre, sondern erweisen sich als Grundeigenschaften des Menschenherzens überhaupt, ihm so natürlich und angemessen, wie der Brust das Atmen und den Füßen das Gehen Darum eignet er sie mit pädagogisch-verschmückter Vorliebe Leuten zu, die für seine Kalenderleser nach Abkunft und Tagewerk nicht weither sind, wie der getreue Knecht Jobbi in der Seltsamen Kriegsfuhr oder Franz Anton Eggetmeier, Schneidermeister zu Pensa in Sibirien, jedoch gebürtig aus Bretten im Neckarreis

Anima naturaliter christiana, die Seele des Menschen sei von Natur aus christlicher Beschaffenheit, hat ein Kirchenvater erklärt Der Kirchenrat in Karlsruhe ist vermutlich seiner Ansicht gewesen Doch seinen Lesern in Braffenheim und Schwefzingen, die kein Lateinisch konnten und es vermutlich auch sonst nicht mit theologischen Begriffen hatten, gibt er es nicht nach der Schrift, sondern nach dem Leben, dem Leben anderer Leute, das aber ebenfogut das ihre sein könnte Und da lautet nun, wiederum auf das „herrliche Gemut“, den Schneider in Pensa und seine kriegsgefangenen Landsleute bezüglich, jener lateinische Grundsatz etwa so „Er freute sich, wie er ihnen Gutes tun wollte und liebte sie schon im voraus ungesehenenerweise, wie eine Frau ihr Kindlein schon liebt und ihm Frei geben kann, ehe sie es hat“

Es waren noch viele andere Stücke mehr von Hebel hier zu nennen, nicht wenige vor allem von seinen Gedichten, die es gleichfalls verdienen, jedermann bei uns vertraut von Jugend auf zu sein und so gelaufig wie Claudius' Abendlied und Morikes „In der Frühe“, oder „Wir singen und sagen vom Grafen so gern“ von Goethe. Aber es hat da seinen Haken. Seine Gedichte sind in der Mundart geschrieben, der alemannischen obendrein. Die aber versteht auf ein erstes Lesen hin keiner, der nicht darin aufgewachsen ist. Er wird sie so wenig verstehen, wie das friesische oder das westfälische Platt, obwohl das auch deutsche Mundarten sind.

Oder mußten Sie, Leser aus Erfurt oder aus Köln, was Gumpstöpfel sind? – daß dieses Wort nämlich in den ersten zwei Silben das seit dem frühen Mittelalter aus dem Lateinischen compositum eingedeutschte Wort Kompost enthält und daß es Apfel meint, die man durch Einlegen in Sauerkraut sauerlich weich werden laßt? Oder daß Hurlibaus eine Kanone b. deutet, wie noch im Deutschen des 15. Jahrhunderts, aus hüllen gleich tollern und haufen gleich schwellen gebildet? oder auch nur, daß Mumpfel ein Mundvoll heißt, und naumis etwas, Nichter auch einen Kamm, Logge eine Strohsackel und Zitli eine Taschenuhr bezeichnet? Es war nicht zu wissen ohne ein kleines alemannisch-hochdeutsches Wörterbuch, wie es nun auch für unsere Auswahl unentbehrlich ist.

Dabei ist dies Alemanisch eine grunddeutsche Sprache, wenn die darin geschriebenen Gedichte auch ins Hochdeutsche nicht übersetzbar sind, ohne ledern oder glatt zu werden. Hebel hat sich selber daran versucht, in späteren Jahren, nach dem großen, freudigen Dank, den er sich mit seinen Versen „für Freunde landlicher Natur und Sitten“ allerorten sogleich erworben. Aber er ist so wenig glücklich damit geworden, wie die Leser, und wie die zahlreichen Übersetzer nach ihm und deren Leser es auch nicht haben werden können. Es ist eine Sprache, so anheimelnd, so waldd vertraut, und auch dem noch b-fremdet zögernden Auge und Ohr so geheimnisvoll bekannt, wie es für uns der duftende Atem der Wald- Erdbeere ist.

Der ist uns auch unerklärbar mit all seinen wachsenden, erinnernden, befestigenden Kräften, mit denen er uns das Herz sattigt und ist auch nicht künstlich zu machen. Denn das vermag eben doch keine noch so gewichtige Chemie zusammenzubrauen, wie es unsereinem zumute wird, wenn wir in einem Schlag von Walderdbeeren kauern.

Auch unsere Augen haben da ein Fest. Das Rot und Grün da gibt es auf den Bildern von Altdorfer und Grunewald, aber es ist nichts gegen die unnennbare Verzauberung, die uns mit jenem Dufte überkommt. Da sind, wie in jener wurzeltiefen Mundart, unsere Ahnen zugegen, alle unsere alte Waldluft und Frommigkeit im goldgrünen Lann. Wir sind zuhause dort. Auch wer sich gerne straubt gegen zuhause und der Ahnen, der eigenen, immerwährende Gegenwart, auch Herr Weltweit und Ueberfreund, der lieber Luch sagt statt Frühstück und Flanells statt Hosen, – vor dem Dufte dieser Frucht vergift er es ein Weilchen und ist doch aus Darmstadt oder aus Dresden daheim. Über Hebels alemannischen Gedichten wird es ihm nicht anders ergehen. Es gibt auch Musiken bei uns, die diesen Duft verstromen, – Schuberts *Fo-
rellen-Quintett* ist eine davon oder Schumanns „Aus der Heimat hinter den Blitzen rot“, – und haben sie denn ihresgleichen in der ganzen Welt?

Es soll aber damit nicht etwa behauptet sein, daß es diese Frucht nur bei uns zulande gebe. Es kann sie einer in Italien schusselweise verspeisen, wie droben in Estland, aber er wird darüber doch den Markt von Siena vergessen und die Türme auf dem Mauerkranz von Reval und alsbald wiederum zuhause sein. Nicht an einem bestimmten Ort, sondern in allem Bereich sichtbarer und unsichtbarer Dinge, die das seelenhafte Wort umgreift von Stimmen umwoben, die er einst vernommen und anderen, die verstummt sind seit vielen hundert Jahren, aber immer noch mit Geisterklarheit vernehmlich geblieben sind, und von Gesichtern angeblickt, die ihm einmal nahe gewesen, und andern, bruderlich vertrauten, auch wenn sie aus dem Reich der Schatten herzutreten.

Straw-berry, Stroß-Beere, nennen die Engländer, Fraise die

Stranzosen die kleine Frucht. Aber gibt es ein tiefsinnigeres Wort für sie als das unsere Erd-Beere? Strohbere will uns nicht für sie gefallen, und fraise, das kann ja auch Gekose heißen oder den wenig liebsamen Fleischsegen meinen, den die Luthahne unter dem Halse zu hängen haben. Duft der Erd-Beere, – bleiben wir dabei, von seiner Süße scheint uns der herztiefe Atem der alemannischen Mundart ab zuflutren wie die Gedichte, die Hebel in ihr geschrieben hat, und wohl nur ein Mann seiner Art hat schreiben können.

Es gibt unter den lebenden deutschen Dichtern nur einen, der ein gleich beschaffenes Deutsch sprechen kann, wenn auch hochdeutsch und mit kristallinen Kornern attischen Salzes durchlichtet. Es ist Hebels großer Landsmann Emil Strauß. Ich weiß jetzt nicht einmal, ob ich noch sagen darf sprechen kann, denn er war hochbetagt, und leidend, als zuletzt von ihm zu vernehmen war, und seine Stadt Freiburg liegt in Mül und Asche. Er ist es auch, der die schönste Auswahl der poetischen Werke Hebels gemacht hat. Aber sie ist lange vergriffen. Dort steht auch, in einer unvergleichlichen Darstellung, einem kleinen Wunderwerke beschreibender Prosa, aus bruderlich verbundener Liebe und tiefem Erkennen geboren, alles zu lesen und zu beherzigen, was über Hebel zu lesen und zu beherzigen ist. Neben ihr muß keine andere Darstellung mehr nur versucht werden. Schreiben wir also nur die wenigen Daten seines äußeren Lebens hier noch einmal untereinander und wünschen jedem unserer Leser, daß ihm doch noch einmal das kostbare Stück Lebensbeschreibung von Straußens Hand begegnet.

Johann Peter Hebel ist am 10. Mai 1760 zu Basel geboren. Sein Vater stammte aus Simmern im Hunsrück. Er hatte das Weberhandwerk dort gelernt, aber dann war er der Trommel gefolgt und hatte eine Zeitlang unter einem Schweizer Soldnerführer Helin Kriegsdienste getan. In dessen Hause zu Basel, wo sie eine Magd war, hat er auch seine Frau kennen gelernt. Sie kam aus Hausen unweit Lorrach in der badischen Markgraffschaft. Das ist auch Hebels eigentliche Heimat geworden, denn sein Vater starb schon ein Jahr nach seiner Geburt, und die Mutter kehrte mit ihm in ihr Zuhause zurück. Er ist dort in die Schule gegangen.

und später auch, von einem Sonner betreut, auf die Lateinschule in dem nahen Schopfheim Zeit Lebens ist er in seinem Herzen dort daheim geblieben Seine Gedichte und die meisten seiner Erzählungen sind aus jener Landschaft und ihrer Geschichte gediehen

Heranwachsend kam er, wiederum als ein Freischüler, an das Karlsruher Gymnasium, und von dort ging er als Student der Theologie auf die Universität zu Erlangen Aber eine eigene Pfarre sollte er nie in seinem Leben beziehen, so innig er sich das auch lange Zeit hindurch gewünscht hat Sein Examen war nicht sonderlich ausgefallen So wurde er zunächst nur Helfer bei einem Pfarrei in seiner alten Heimat, wo er die Schulkinder unterrichtete Ein paar Jahre danach ward er als Praezeptor an das Gymnasium zu Lorrach berufen Dort lernte er im Hause eines Freundes auch die junge Gustave Secht kennen und wohl, nach seiner Weise, auch lieben Funfunddreißig Jahre hindurch blieb er ihr im Herzen verbunden, wovon seine Briefe ein wehmütig schönes Zeugnis geben Geheiratet haben sie einander nicht

Acht Jahre blieb Hebel in Lorrach, dann wurde er Subdiaconus am Gymnasium zu Karlsruhe Mit dem Lehramt war ihm dort auch das Predigthalten zur Dienstpflicht gemacht Mit immer steigendem Ansehen versah er beide Ämter, ward im Laufe der Zeit Kirchenrat und Direktor seiner Anstalt und, der einst so knapp durch das Examen gekommen, am Ende sogar Prälat und Ehrendoktor der Heidelberger theologischen Fakultät

Funfunddreißig Jahre hat er in Karlsruhe gelebt, als ein Hagestolz, aber so liebenswert und menschenfreundlich, so heiter umganglich und seinen Abendschoppen und seine Pfeife Tabak, seine Gelehrsamkeit und seinen Frieden mit Gott und der Welt liebend, wie ihn seine Schriften vermuten lassen

In jenen Karlsruher Jahren erst sind auch seine alemannischen Gedichte entstanden, als ein Gruß und ein Dank an die immerdar unvergessene und sehnlichst geliebte Heimat unter dem Rottelner Schloß Auch die Erzählungen und Betrachtungen, die später indem Schatzkästlein des Rheinländischen Hausfreundes zusammengefaßt worden sind, hat er in Karlsruhe gemacht Es hatte eine Verwandtschaft eigener Art damit, nicht unwerth, hier noch verzeichnet zu werden

Der Badische Landkalender, so hieß der spätere Rheinländische Hausfreund auch noch im ersten Jahre, in welchem Hebel ganz allein für seine Beiträge sorgte, mußte von den Einwohnern der badisch-durlachischen Lande gekauft werden. Es bestand also dort ein regeltrechter Kalenderzwang. Aber Kalender, die ein jeglicher kaufen muß, die werden nicht immer gerne gekauft, wie man weiß, und mancher spahzt, das Wechselgeld noch auf der Hand, umher, ob nicht anderswo auch andere zu haben waren. So kamen immer mehr fremde Kalender ins Landchen, solche schweizerischer Abkunft vor allem. Hebel mag das verdrossen haben, — nicht etwa die schweizerische Abkunft, denn halb war er ja auch ein Basler gewesen. Vielleicht aber fand er sich in seiner Hausvaterlichkeit angesprochen, zu der wir eine liebenswürdige Neigung hier und da an ihm bemerken. Denn der Badische Landkalender war Eigentum und ward herausgegeben und verlegt von eben dem Karlsruher Gymnasium, als dessen Direktor er wirkte. Er hatte schon vorher zuweilen mitgearbeitet. Eines Tages setzte er sich hin und gab ein „unabgefordertes Gutachten über eine vorteilhaftere Einrichtung dieses Kalenders“ bei dem vorgesetzten Konsistorium ein. Das Volk durch einen Kalender belehren und gar bessern zu wollen, ohne eigentlich mit seinen Sitten und Vorlieben vertraut zu sein, davon wollte er nichts wissen. Ein Mann von Geist und Laune, so meinte er, der zugleich ein vertrauter Kenner und Freund des Volkes wäre, und der selber auf dem Lande lebte, dem mußte, gegen ein erkleckliches und aufmunterndes Honorar, die Bearbeitung des Kalenders in die Hand gegeben werden.

Nun lebte er zwar selber längst nicht mehr auf dem Lande, dennoch sah das Konsistorium just in ihm selber den rechten Mann und übertrug ihm die alleinige Herausgabe des Kalenders im Sinne seiner Vorschläge.

Lob und Preis solchem Konsistorium, denn ohne seine Einsicht und auch ohne jenes aufmunternde Erkleckliche hätten wir vermutlich nie zu hören bekommen, wie es mit Kannitverstan und mit dem Bergmann zu Salun in Schweden und auch mit dem Heiner und dem Brassenheimer Müller gegangen, und die deutsche Prosa wäre um einige der schönsten, tiefsinnigsten und auch heitersten

Stücke armer geblieben, die sie nun, so lange sie noch wahren mag, zur unerlöschlichen Freude unser aller aufzuweisen hat

Zwölf Jahre lang, mit dem zu solchem Amte gehörigen mancherlei Ärger, hat Hebel den Rheinlandischen Hausfreund herausgegeben. Dann war er es müde geworden, müde wohl überhaupt, denn nicht sehr lange, nachdem er dieser Aufgabe Lebenswohl gesagt, im Jahre 1826, ist er zu Schwelungen auf einer Reise an einem Leiden verschieden, das ihn schon des längeren gepeinigt hatte

Noch vielerlei anderes hatte er geschrieben, Ratsel in Versen zum Beispiel für seine abendliche Tafelrunde ein gutes Hundert, reizende Reimereien, aber sie mögen in dieser Auswahl ebenso entbehrlich sein wie seine Nacherzählungen der biblischen Geschichten, die seine letzte umfangreichere Arbeit gewesen sind

Und nun sagen wir noch einmal den Finger der einen Hand auf die Hexameter des Gesanges von dem Flußlein Wiese im badischen Wald, und der anderen in dem kleinen Wörterbuch, — lasse sich keiner die Mühe verdrießen! Der Gewinn ist die Bekanntschaft mit ungeahnter Lieblichkeit und gesättigter Herzenspracht einer Mundart, die aufs erste so unzugänglich erscheinen will. Sie ist es nicht, denn sie ist ja auch eine deutsche. Es wird sich erweisen, schon das nächste und übernächste Gedicht wird vertrauter klingen, und die allerschönsten werden alsbald die Lust erwecken, sie fortan zu jenen zu zählen, die man sich immer wieder einmal aufs neue zu eigen machen wird

Es ist eine Sprache, dieses unser Deutsch, auch das wird sich abermals erweisen, von unbegreiflichem Reichtum immer noch, zart und mächtig zugleich mit allen seinen Mundarten in der fort und fort fruchtenden Tiefe unseres Lebens auf dieser Erde wurzelnd. Es ist eine Erdsprache vor vielen anderen, wenn auch vielleicht keine Weltsprache. Vielleicht, sagen wir, und wenn wir mitansehen, wie es mit Weltsprachen gehen kann, nämlich daß sie eine Neigung haben, auf den nüchternsten Tagesbedarf für jedermann in aller Welt zurückzuschrumpfen, so scheint es uns fast ein Glück. Es bleibt unsere Sprache.

Juli 1945

Paul Alverdes

Inhaltsverzeichnis

Alemannische Gedichte

Die Wies	9	Epistel an den Pfarrer	
Freude in Ehren	20	Guntfert zu Weil	117
Die Irrilichter	22	Des rheinländischen Haus	
Das Liedlein vom Kirschbaum	26	freundes Dankfagung zu	
Der Schmelzofen	28	Pfarrer Jack in Lirberg	120
Der Morgenstern	34	Auf die Insel bei Idels	
Der Sperling am Fenster	38	hofen	122
Der Karfunkel	42	Der zufriedene Landmann	125
Das Herlein	50	Die Verganglichkeit	128
Der Mann im Mond	52	Der Jenner	133
Die Marktweiber in der Stadt	55	Der Knabe im Erdbeerfchlag	137
Der allzeit bergnugte Tabak		Das Spinnlein	139
raucher	59	Dem aufrichtigen und wohl-	
Der Sommerabend	61	erfahrenen Schweizerboten	
Die Mutter am Chriftabend	64	an feinem Hochzeitstage	141
Eine Frage	67	An den Geheimrat von Ztiner	144
Noch eine Frage	70	Die Feldhuter	146
Gespens an der Randerer		Des neuen Jahres Morgen-	
Strafse	72	gruß	150
Der Rafer	74	Geifterbefuch auf dem Feld-	
Der Statthalter von Schopf-		berg	154
heim	76	Erinnerung an Basel	161
Der Schreimergefell	88	Der Abendstern	163
Hans und Berene	86	Der Schwarzwälder im	
Der Winter	89	Breisgau	167
Der Geift in der Neujahrs		Niedliger's Tochter	169
nacht	91	Die unglückliche Frau	175
Das Habermus	94	Die Ueberrafchung im Garten	178
Wachterruf	98	Das Gewitter	181
Der Bettler	100	Agathe an der Bahre des	
Der Storch	103	Paten	184
Sonntagsfrühe	106	Die Hafnet Jungfrau	187
Auf einem Grabe	109	Auf den Tod eines Bechers	191
Der Wachter in der Mitter-		An den Rechnungsrat Gypfer	192
nacht	112	Beim Friedensfchluß	194
		Der Wegweifer	195

Schachkastlein des Rheinländischen Hausfreundes

Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande	199	Die drei Diebe	257
Kindesdank und Undank	201	Curvaron	260
Das wohlfeile Mittagessen	203	Kaiser Napoleon und die Obsthfrau in Brienne	260
Das Mittagessen im Hof	205	Furchterlicher Kampf eines Menschen mit einem Wolf	262
Der kluge Richter	206	Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländer's	264
Zwei Erzählungen	207	Bojer Markt	268
Der schlaue Husar	209	Der silberne Vossel	271
Der Zahnarzt	211	Eintraglicher Rätselhhandel	273
Das wohlbezahlte Gespenst	214	Des Seilers Antwort	276
Der vorsichtige Traumer	216	Der geheilte Patient	277
Mißverstand	217	Wie der Zundel Frieder und sein Bruder dem roten Diener abermals einen Streich spielen	280
Schlechter Gewinn	218	Der kluge Sultan	282
Der wohlbezahlte Spaßvogel	219	Wie man aus Barmherzigkeit rasirt wird	283
Eine sonderbare Wirtszech	219	Der Zirkelschmied	283
Drei Wünsche	221	Heimliche Enthauptung	285
Seltamer Spazierritt	224	Der Star von Segringen	287
Eine merkwürdige Abbitte	225	Wie man in den Wald schreit, also schreit es heraus	289
Der schlaue Pilgrim	226	Die falsche Schatzung	289
Untreue erschlagt den eigenen Herrn	228	Das letzte Wort	291
Jakob Hummel	230	Der schlaue Mann	292
Der sechsende Handwerksbursche in Anklam	233	Der geduldige Mann	293
Mißverstand	234	Gutes Wort, böse That	294
Brocloses Kunst	235	Der Heiner und der Brausenheimer Müller	294
Der Kommandant und die badischen Jäger in Hersfeld	236	Der falsche Edelstein	297
Kannitverstan	238	Das schlaue Mädchen	299
Schlechter Lohn	241	Ein gutes Rezept	300
Der Fremdling in Memel	242	Wie eine greuliche Geschichte durch einen gemeinen Meßgerhund ist an das Tageslicht gebracht worden	301
Das seltsame Rezept	243	Verirreter Nachsicht	303
Der Baubierjunge von Segringen	244	Seltame Ehescheidung	305
Merkwürdige Gespenstergeschichte	246	Der listige Feuermarkter	306
Gute Antwort	250	Etwas aus der Türkei	308
Drei andere Wünsche	250	Der Rekrut	309
Der Husar in Reise	251	Das bequeme Schilderhaus	309
Ein Wort gibt das andere	254	Die leichteste Todesstrafe	310
Moses Mendelssohn	255		
Ein teurer Kopf und ein wohlfeiler	256		
Leure Eier	256		

Wie der Bündel Frieder eines Tages glücklich aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Grenzen kam	311	Rettung vom Hochgericht	374
Die Befehung	313	Der große Schwimmer	375
Der fremde Herr	314	Kurze Station	378
Leures Spaßlein	317	Mittel gegen Zanß und Schlage	378
Der General Feldmarschall Suwarow	318	Wie einmal ein schönes Roß um fünf Prugel feil gewor- den ist	379
Die zwei Postillione	319	Der Bauersmann und der Bisitor	381
Der betrogene Kramer	321	Dankbarkeit	382
Der listige Kaufherr	323	Tod von Schrecken	383
Rettung einer Offiziersfrau	324	Franziska	384
Unverhofftes Wiedersehen	326	Hochzeit auf der Schildwache	388
Drei Worte	328	Der gläserne Jude	390
Andreas Hofer	329	Einer oder der andere	391
Das fremde Kind	332	Die Probe	392
Geschwinde Reise	333	Die Besatzung von Oggers heim	395
König Friedrichs Leibhusar	335	Die Schlafkameraden	396
Andreas Herzeg	336	Der Herr Wunderlich	399
Der Rekrut	338	Veronika Haßmann	401
Herr Christian Kuhmann, des geneigten Lesers Lands- mann	340	Der Friedensstifter	402
Gute Geduld	342	Verloren oder gefunden	403
Lange Kriegsfuhr	343	Glück und Unglück	404
Das Bettlerkind	346	List gegen List	404
Das Vivat der Königin	347	Hilfe in der Noth	407
Der verwegene Hofnarr	348	Der Boß	410
Die betrogenen Becher	349	Wunderlichkeit	412
Der Lehrlinge	350	Brassenheimer Siegesnach- richten	413
Der Wassertrager	351	Ein Hausmittel	414
Die Tabaksdose	353	Der fromme Rat	414
Zwei honette Kaufleute	354	Zwei Weissagungen	415
Der listige Quaker	354	Gleiches mit Gleichem	418
Blutbad in Neuburg am Rhein	355	Der verachtete Rat	420
Die Schmackschrift	356	Der Lathäuser Galgen	421
Der Prozeß ohne Gesetz	359	Der Schneider in Pensa	423
Die gute Mutter	361	Die Wachtel	428
Das gute Wort	363	Bequeme Schifffahrt, wer's dafür halten will	430
Das letzte Wort	364	Der vorteilhafte Roßhandel	430
Das heimliche Gericht	365	Der Furtwanger in Phi- lippsburg	432
Glumpf geht über Schimpf	369	Das Advokaten-Testament	433
Wie sich der Bündel Frieder hat beritten gemacht	370	Einer Edelfrau schlaflose Nacht	433

Reise nach Frankfurt	436	Der Wettermacher	452
Zwei Kriegsgefangene in		Mußverstand	454
Bobruisk	440	Die Ohrferge	455
König Friedrich und sein		Der geschlossene Magen	455
Nachbar	443	Ist der Mensch ein wunder-	
Seltene Liebe	444	liches Geschöpf	455
Der sinnreiche Bettler	446	Herr Charles	457
Mohammed	446	Das BrantweinGläslein	461
Die lachenden Jungfrauen	447	Der sicherste Weg	462

Betrachtende Schriften

Des Adjunkts Standrede		Der Spaziergang am See	477
im Gemüsegarten seiner		Mancherlei gute Lehren	484
Schwiegermutter	467	Belehrung über das Wet-	
Baumzucht	471	terglas	493
Morgengespräch des Haus-			
freundes und seines Ad-			
junkts	474		

Einband Walter Leonhard

Druck der J G Weiß'schen Buchdruckerei, München

Printed in Germany

